# Neue Wege

## Blätter für religiöse Arbeit.

I. Jahrgang 1907.



Basel.
Commissionsverlag von C. F. Lendorff.
1907.

# Inhaltsverzeichnis.

## I. Programmatisches.



## II. Betrachtungen.



## III. Religiöse Probleme.



## IV. Apologetisches, Weltanschauung.



## V. Historisches.



## VI. Kirchliches.

## VII. Pädagogisches.



## VIII. Soziales.



## IX. Politisches über Zeitereignisse.



## X. Gedichte.



## XI. Miszellen.



## XII. Umschau.



## XIII. Vom Büchertisch.



## XIV. Lesefrüchte.



## XV. Redaktionelle Mitteilungen, Anzeigen.

NEUE WEGE

# Was wir wollen.

An religiösen Blättern ist längst kein Mangel mehr. Jede religiöse Gemeinschaft, jede kirchliche Richtung bedient sich dieses Mittels, um ihre Anhänger zusammenzuhalten und für ihre Sache zu werben. Wenn wir den bestehenden Blättern ein neues beizufügen suchen, werden wir uns zu rechtfertigen haben.

Vor allem sprechen wir eines mit Nachdruck aus: Es gilt uns nicht, Wert und Verdienst der religiösen Wochen- und Monatsschriften herabzusetzen, die bereits und teilweise seit Jahrzehnten ihren Leserkreis haben. Nicht wenige unter ihnen lösen ihre Aufgabe mit großem Geschick und haben mit Recht festen Boden gefaßt in unserm Volk. Ja, ihr ferneres Gedeihen ist auch unser Wunsch, sofern ihnen ihre religiöse Aufgabe höher steht als ein verständnis- und liebloser Kampf gegen Andersdenkende.

Aber wir sehen die große Zahl derer vor uns, die von diesen Blättern nicht erreicht werden oder in ihnen das nicht finden, was dem gegenwärtigen Bedürfnis entspricht. Wir sehen die Leute, die nicht nach religiöser Erbauung im alten Sinn suchen. Sie verlangen nach Aufklärung, nach einer offenen, durch keine Rücksicht gehemmten Aussprache über die Dinge, die ihnen Gegenstand von Zweifeln und Bedenken sind. Sie tragen das starke Bedürfnis in sich, zu einem eigenen Urteil zu kommen und ohne Bevormundung Stellung zu nehmen zu den religiösen und sittlichen Fragen der Zeit. Daher treten sie mit Mißtrauen an alles heran, was durch kirchliche oder kirchenpolitische Tradition gebunden ist. Ihre Zahl ist im Wachsen außerhalb aber auch innerhalb der bestehenden religiösen und kirchlichen Gemeinschaften. An sie möchte unser Blatt sich wenden.

Die letzten fünfzehn Jahre haben uns eine stark veränderte religiöse Lage gebracht. Aeußerlich nicht, oder doch nur in geringem Maß. Das kirchliche Leben in unserem nichtkatholischen Volk pulsiert noch immer recht schwach. Ja, unsere kirchlichen Einrichtungen

sind selten so scharf angegriffen worden, wie in den letztvergangenen Jahren. Aber das religiöse Empfinden hat sich verfeinert. Sprach man vor zwei Jahrzehnten noch viel von Feindschaft gegen die Religion und von der Menge der Entfremdeten, so redet man seit einer Reihe von Jahren mit Recht und in steigendem Maß von den Suchenden.

Die Zeit, da eine große Zahl auch der Gebildeten mit bloßer Ablehnung der Religion sich begnügte, scheint hinter uns liegen. Statt dessen machen wieder Tausende stillschweigend, verwundert, ja mit nicht zu unterdrückender Achtung Halt vor der ihnen unbegreiflichen Lebenserscheinung, die man Religion nennt. Die Achtung aus der Ferne hat sich aber vielerorts gesteigert zu dem Wunsch, in die unbegreifliche Tatsache tiefer einzudringen, sie wirklich kennen zu lernen.

Dieses neuerwachte Interesse verlangt nun nicht in erster Linie nach Erbauung, sondern nach klarer Auseinandersetzung. Man fühlt, daß man über die einfachen ewigen Wahrheiten nicht hinauskommt. Aber man will sie hören in der Sprache unserer Tage, will sie sehen, hineingestellt in die Forschungsergebnisse der Gegenwart und in die sittlichen und sozialen Aufgaben, die uns umdrängen. Es gilt — so wie es je und je in gewissen Abständen der geschichtlichen Entwicklung gegolten hat — das Band zu ergreifen, das modernes Leben und religiöses Denken mit einander verknüpft. Nur so kann aus dem Willen zum Glauben, der Tausende beseelt, auch der Mut zum Glauben werden.

Daneben wollen wir der vielen nicht vergessen, die mit ihren ererbten religiösen Ansichten in eine Krisis geraten sind. Sie haben das Alte nie von sich geworfen, aber es läßt sie unbefriedigt, ist ihnen innerlich fremd geworden.

Das Suchen also hat das Verneinen auf der einen Seite, auf der andern ein gedankenloses oder rein durch die Pietät gebotenes Bejahen abgelöst, und an die Suchenden möchten wir uns wenden, selbst als Suchende. Wir tun es ohne bestimmt abgegrenztes Glaubensbekenntnis, geschweige denn mit irgend welchen kirchlichen Parteiabsichten. Von keiner anderen Rücksicht möchten wir uns leiten lassen als der doppelten strengster Wahrhaftigkeit und Offenheit und unbedingter Ehrfurcht vor dem, was wahrhaft groß ist und den Stempel des Göttlichen an der Stirne trägt. In jedem Falle aber gehen wir nicht darauf aus, dem Leser unsere Ansichten aufzuzwingen, sondern ihm, soweit es in unseren Kräften steht, ein eigenes Urteil zu ermöglichen.

Die Ansprüche, die wir an den Leser machen, werden allerdings über die eines erbaulichen Sonntagsblattes hinausgehen. Das liegt schon in der Natur der Sache, die wir vertreten. Doch werden wir stets bemüht sein, so zu schreiben, daß uns jedermann folgen kann, der uns ein Durchschnittsmaß von Bildung, gepaart mit red-

lichem Willen, entgegenbringt. Wir hoffen uns nicht zu täuschen, wenn wir unsere Leser in den verschiedensten Ständen suchen, auch in der Frauenwelt.

Unser Blatt nennen wir im Untertitel: „Blätter für religiöse Arbeit“. Das scheint seinen Gesichtskreis einzuschränken. Nach unserer Auffassung vom religiösen Bedürfnis der Gegenwart wird uns aber gerade diese Benennung zwingen, die Kulturerscheinungen des modernen Lebens ohne bestimmte Abgrenzung in den Rahmen unserer Besprechung hereinzuziehen. Eine Hauptaufgabe sehen wir allerdings darin, den gewaltigen Ertrag der neueren religionsgeschichtlichen Forschung in populärer Weise vor unseren Lesern auszubreiten, eine Arbeit, die neuerdings in Deutschland mit glänzendem Erfolg in die Hand genommen worden ist. Wir denken dabei an die Bibelforschung, die Religionsgeschichte im engeren Sinn, die Kirchengeschichte, die Entstehungsgeschichte der Glaubenssätze und kirchlichen Institutionen, ebenso an die Erforschung des menschlichen Seelenlebens und andere verwandte Gebiete. Es versteht sich aber von selbst, daß pädagogische, soziale, wirtschaftliche und ästhetische Fragen und Erscheinungen uns je nach den Umständen ebenso nahe liegen. Auf ihnen baut sich ja das moderne Leben auf. Sie sind's, die vielen den Weg zu einer religiösen Lebensauffassung verlegen, andere aber auch gerade wieder zur religiösen Frage hintreiben.

Wir maßen uns nicht an, zu leisten, was niemand vor uns konnte: die Antwort zu geben auf jede Frage, die zwischen das Leben und das sittliche oder religiöse Ideal sich stellt. Es ist uns zu gut bekannt, wie gerade dieses „Alles beantworten wollen“ die Religion schon mannigfach verächtlich machte und zum leeren Geschwätz in den Ohren vieler. Aber wir haben die Zuversicht, daß mit einem frischen Anfassen dieser Probleme, oft schon mit einem offenen Darlegen derselben viel gewonnen ist, und wäre es auch nur der Eindruck, daß unsere Religion, unser Gottesglaube sie nicht zu fürchten hat.

Nicht ein ängstliches Verteidigungssystem kann unsere Sittlichkeit und Religion retten und erhalten, sondern das unerschrockene Eingehen auf alle Bedenken, die sich geltend machen. Je offener unsere Rede ist, je weniger sie Menschenfurcht und ängstliche Rücksichten kennt, desto mehr wird sie eine Sprache des Lebens sein, in dem wir stehen, und desto sicherer wird das, was wir zu bieten haben, ein Pfad sein unter den Füßen der Suchenden. Auch den Angriff werden wir gelegentlich nicht scheuen, wo er uns als geboten erscheint. Nie aber hoffen wir ihn zu führen mit den Waffen der Partei. Wir wollen nicht zu den bestehenden eine neue Partei fügen.

Endlich verhehlen wir uns nicht, daß das eben beschriebene Ziel unseres Blattes nicht das letzte Ziel überhaupt ist. Das Suchen kann nicht Selbstzweck sein. Die Geschichte belehrt uns eines anderen. Es müssen wieder Zeiten kommen, da die Blätter und Bücher für Suchende, die in unseren Tagen geschrieben werden, dem ruhigen,

erbaulichen Austausch religiöser Erfahrung Platz machen, wo die Worte gefunden sind, die die Zeit braucht, und das Bekenntnis, in dem sie Frieden findet, wo die religiöse Poesie die Aufklärungsarbeit ablöst und die Unruhe verschwindet, die dem Suchen eigen ist.

Heute liegen diese Zeiten, wo nicht für den Einzelnen, so doch für die Allgemeinheit noch in weiter Sicht. Sie werden um so eher kommen können, je größer die Zahl derer wird, die an ein Neuwerden in religiösen Dingen glauben, nicht nur an eine mühsame Konservierung des Alten und Hergebrachten und, sei es mit uns oder neben uns, mutig an die Aufgabe herantreten, die uns Gott durch die Gegenwart zuweist. B. Hartmann.

---

# Zur religiösen Situation der Gegenwart.

Die „neuen Wege" möchten, wie schon der Name andeutet, nicht bloß in die Erörterung alter Probleme und Streitpunkte mit eintreten, sondern vor allem dem neuen Leben dienen, das sich in der Gegenwart regt. Sie möchten an die Aufgaben herantreten, die gerade unserem Geschlechte gestellt sind, seine Schmerzen mittragen, sein Sehnen verstehen, sich an seinen Hoffnungen erquicken und seine Arbeit teilen. Ihre Voraussetzung ist also, daß es solche neuen Ziele und Aufgaben gibt, denen sich zu versagen Pflichtversäumnis wäre, Unfähigkeit, Gottes Stunde zu verstehen und ihr zu dienen. Aus dieser Annahme stammt die Begeisterung, der sittliche Zwang zu der neuen Arbeit. Wo sind denn diese neuen Aufgaben zu suchen?

Sie müssen in der religiösen Lage der Gegenwart zu finden sein. Diese in ihrem ganzen Umfang zu zeichnen, wäre ein kühnes Unternehmen. Das Folgende will daher nur eine ganz dürftige Skizze sein. Sie erstrebt keine Vollständigkeit und keinen Farbenglanz. Auch versteht es sich von selbst, daß sie sich nicht als objektiv giltiges Geschichtsbild gibt, sondern bloß als eine, allerdings durch möglichst viel Tatsachenmaterial begründete, persönliche Ansicht des Schreibenden. Von andern Standorten aus mag die Welt wieder etwas anders aussehen. Aber in der Hauptsache weiß er sich doch mit vielen, ja eigentlich mit allen Zeitgenossen, die nicht selbstzufrieden auf dem Bestehenden ausruhen, darin einig, daß eine neue Welt im Werden ist, daß neue Wege sich auftun, auf die zu treten wir mit Bescheidenheit und Mut uns entschließen müssen.

I.

Wenn wir die Eigentümlichkeit der neuen Lage erkennen wollen, so mag uns dazu am besten eine Vergleichung mit der letzten religiösen Bewegung dienen, die wir gehabt haben. Ich denke an das Auftreten

der „Reform" in den sechziger und siebziger Jahren, die das schweizerische Pendant des deutschen „Protestantenvereins" war, aber wohl tiefere Wurzeln im Volksleben schlug als dieser. Damals entstanden unsere kirchlichen Parteien, als Gegensatz zur Reform die „positive" und als Verbindung zwischen beiden die der „Vermittler", die aber auf die theologischen Kreise beschränkt blieb. Damit wurden die Flußbette gegraben, in denen, wie jedermann weiß, für Jahrzehnte unser religiöses, oder doch, wenn dieser Ausdruck zu hoch gegriffen scheint, unser kirchliches Leben zog. Daß damals wirklich Leben entstand, ist unbestreitbar.

Um was handelte es sich nun in diesem ganzen Zeitabschnitt? Es war, um es in größter Kürze zu sagen, ein Kampf ums Dogma; wobei ich unter „Dogma" nicht jede religiöse Lehre überhaupt, sondern bloß die kirchlich sanktionierte Glaubenslehre verstehe. Die Frage war, wie sich das durch die kirchenfreie Natur- und Geschichtswissenschaft gewonnene neue Weltbild zum apostolischen Glaubensbekenntnis verhalte. Es wurde gestritten über die Bibel: ob und wie weit der durch den Zaun der alten Inspirationslehre geschützte Bibelbuchstabe eine freie geschichtliche Erforschung seiner Entstehung und Bedeutung (die sog. Kritik) erlaube und welches deren Konsequenzen seien; über das Wunder: ob die moderne Naturauffassung eine Durchbrechung des gesetzlichen Zusammenhanges der Naturvorgänge durch übernatürliche Eingriffe zulasse oder nicht; über das Christusdogma, die Gottheit Christi, die Bedeutung seines Todes, seine übernatürliche Geburt und leibliche Auferstehung (Christologie): ob sie zum festen und ursprünglichen Bestand des Christentums gehörten oder nicht. Die Frage war, ob trotz der Abstreifung der Dogmen- und Wunderhülle von Bibel und Leben Jesu dieser doch der Meister und Erlöser bleiben und das Christentum bestehen könne und ob trotz ungehemmter freier Bewegung eine kirchliche Gemeinschaft möglich sei oder nicht. Daneben gingen allerlei Untersuchungen über Wesen und Recht der Religion im allgemeinen und insbesondere im modernen Geistesleben her. Das war die eigentliche Arbeit dieser Epoche, die damit nur den vor hundert Jahren in der Aufklärungszeit begonnenen Prozeß fortsetzte.

Wenn die kirchliche und theologische Arbeit der Epoche diesen Charakter trug, so gilt das auch von der (in keinem Zeitalter fehlenden) Bestreitung des Christentums; sie war ebenfalls vorwiegend ein Kampf gegen das christliche Dogma. Es war die Aera Vogt und Büchner, also des Materialismus, aber auch des triumphierend aufsteigenden Darwinismus. Die Aufgabe der Verteidiger der christlichen Weltanschauung war, das Recht des Geistes überhaupt zu vertreten. Es war die Zeit, da der erste, von der neuen Naturwissenschaft, Technik und gesteigerten weltlichen Kultur erregte Rausch die Menschheit erfaßte. Die Opposition gegen das Christentum und die religiöse Weltansicht überhaupt hatte noch viel von der Negationslust und Zerstörungsfreude des Knaben an sich, der dem Druck der Schule

entronnen ist und nun seine Aufgeklärtheit zeigen will. Die von Gott befreite Welt bot unbegrenzte lockende Aussichten. Was mußte nun, da die alten Fesseln gefallen waren, auf Grund der neuen Wissenschaft und Technik nicht alles geleistet werden! Mit einer kindlichen Freude zeigte man immer wieder, wie vor der neuen Naturerkenntnis der Schöpfungsbericht der Bibel nicht bestehen könne, Moses durch Darwin widerlegt sei, und meinte damit ohne weiteres den alten Gott entthront zu haben. So benutzte man auch die ersten allgemein bekannt gewordenen Ergebnisse der freien Bibelforschung, um das Ende des Christentums zu proklamieren. Denn: fällt der Purpur, so muß auch der Herzog nach, ist es mit dem Dogma aus, so auch mit dem Christentum. David Friedrich Strauß hat im Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts, als sie auf dem Höhepunkte stand, in seinem „alten und neuen Glauben“ diese Denkweise klassisch formuliert, Häckels „Welträtsel“ bezeichnen, trotz ihres Erfolges, ihr Ende; sie ziehen, ohne es zu wollen, die Bilanz der Epoche und das Ergebnis ist: Bankerott.

Denn darüber scheint mir kein Zweifel möglich, daß dieser Kampf ums Dogma und gegen das Dogma, so lebendig er noch scheint, doch seine Zeit gehabt hat. Er mag noch so viel Lärm machen, den Ort, wo die unserer Zeit eigentümlichen Kräfte schaffen, bezeichnet er nicht mehr. Es ist damit so gegangen, wie es in geistigen Kämpfen üblich ist: es tritt kein Gegner ganz vom Schlachtfeld ab, noch weniger erklärt sich einer für ganz besiegt, immer wieder tauchen die alten Gegensätze und Probleme auf und erregen Waffenlärm, aber trotzdem verschiebt sich der Streit ganz unmerklich. Neue Fragen treten auf, neue Gruppierungen entstehen. In diesem Sinn ist das lebendige Interesse der Gegenwart vom Kampf ums Dogma gewichen. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird durch die Tatsache, daß er gerade jetzt in der evangelischen Kirche von Deutschland (und Frankreich) eine große Rolle spielt, nicht umgestoßen. Er ist ein Kirchenstreit, ein „Mönchsgezänk“, erregt durch Konsistorien und Synoden, nicht durch das religiöse Suchen des deutschen Geistes, das sich auf ganz anderen Linien bewegt. Er ist höchstens eine Begleiterscheinung der neuen religiösen Bewegung; denn wenn im Frühling der Saft in die Bäume steigt, so verjüngen sich zeitweilig auch halbdürre Aeste. Im übrigen aber mag das Dogma wohl noch Lärm machen und Aerger bereiten, eine lebendige Macht in der geistigen Entwicklung ist es vorläufig nicht mehr, weder negativ noch positiv.

Noch viel mehr als für Deutschland gilt das allerdings für die Schweiz. Hier hat der Kampf für die Freiheit vom Dogma mit einem entschiedenen kirchlichen Siege geendigt. „Fälle“, d. h. Maßregelungen von Pfarrern um dogmatischer Ketzereien willen, wie sie draußen im Reiche an der Tagesordnung sind, scheinen bei uns undenkbar. Damit ist Raum für andere Arbeit geschaffen. Die Diskussionen über Bibelautorität, Wunder, dogmatische Gottheit Christi mögen immer noch

da und dort stattfinden, und für Einzelne mag immer noch auf diesem Punkte die religiöse Entscheidung fallen, aber Neues wird hier nicht mehr gesagt; man ist sich darin auch vielfach nahe gekommen und jedenfalls finden wir das religiös suchende Geschlecht vom Gegenwartstypus nicht mehr an dieser Stelle. Darum entsprechen — nebenbei gesagt — die kirchlichen Parteiformen in so peinlicher Weise der veränderten Situation nicht mehr. Sie werden durch das neue Leben zersprengt oder erstarren, wenn sie es abwehren. Diese Formen mögen noch leben, so lange sie können, wer aber eine Aufgabe darin sieht, sie zu pflegen und zu mehren — nun, der soll seine Freude daran haben, wenn er kann.

Auch die Opposition hat eine entsprechend veränderte Haltung angenommen. Deklamationen gegen das Dogma machen wohl noch auf das Heer der Oberflächlichen oder Rückständigen Eindruck. Rückständig kann in dieser Hinsicht auch eine im übrigen aufsteigende Schicht sein, wie die sozialdemokratische Arbeiterschaft, die sich nun von dem Aufklärungsmahle nährt, von dem das Bürgertum aufgestanden ist. Sonst aber sind die alten Freigeisterfahnen ziemlich verblaßt. Nur die Borniertheit eines gewissen Kirchentums verleiht ihnen von Zeit zu Zeit durch Kontrastwirkung einen gewissen Glanz. Im übrigen zeigt die Welt heute ein ganz anderes Gesicht.

## II.

Denn die Welt hat seither einige Erfahrungen gemacht, auf die sie nicht gefaßt war. Sie hat Zeit gehabt, es auf mannigfache Weise ohne Gott zu versuchen, das Ergebnis war eine recht deutliche Enttäuschung. Man vernimmt nicht mehr viel von jenem ersten Freiheitsjubel; das grüne Land, auf dem man sich tummelte, ging rasch in wegloses Dickicht über, wenn nicht in Sumpf oder Wüste. Der Stolz auf die moderne Kultur hat einer kleinlauten Stimmung Platz gemacht, die Botschaft von der welterleuchtenden und welterlösenden Wirkung der Naturwissenschaft macht nur noch auf sehr Unwissende den alten Eindruck. Es ist eine nicht wegzuleugnende Leere entstanden und aus ihr hebt sich empor — der Altar des unbekannten Gottes. Die *religiöse* Stimmung ist über die Gemüter gekommen wie der Dieb in der Nacht. Wie viel damit gewonnen ist, soll hier nicht untersucht werden, auch wenn man diese Stimmung mehr der Aesthetik als der wirklichen Frömmigkeit zurechnen will, bleibt sie doch das bedeutsamste Symptom der veränderten geistigen Lage.

Zu diesem Umschlag hat die *soziale* Bewegung nicht wenig beigetragen. Sie hat die Gemüter aus Kulturhochmut und Weltsattheit aufgerüttelt, indem sie ihnen die Gewitterwolken am Himmel zeigte, die am hellen Tag dieser vermeintlich so wohlgeschaffenen neuen Welt plötzlich aufgestiegen waren, die Abgründe, an die man mitten im schönsten Kulturoptimismus gelangt war. Die erste Frucht des

Erschreckens war eine ethische Bewegung. Die Verrohung und Entseelung war über Nacht so groß geworden, daß tiefere Gemüter die dringende Notwendigkeit einsahen, die edleren Güter des Menschentums vor dem Untergang zu schützen. Der nächste Zufluchtsort, der ihnen erreichbar erschien, war die sittliche Besinnung. Wir erlebten ein buntes, aber intensives ethisches Suchen. An die Stelle jenes kultur- und weltfreudigen Optimismus, der allerdings noch bis gegen Ende des Jahrhunderts aushielt, trat immer entschiedener die pessimistische Gesellschaftskritik. Kunst und Wissenschaft verbündeten sich, um so recht mit Lust alle verhüllenden Binden von den Schwären am Leibe der Gesellschaft zu reißen; Ibsen, Zola, Tolstoi und Nietzsche wurden, jeder auf andere Weise, die Führer im Sturm auf die alten sittlichen und sozialen Ordnungen; eine Reihe von ethischen und politischen Kämpfen: gegen Alkohol, geschlechtliche Laster, Militarismus u. a. m. setzten diese Kritik in praktischen Ernst um. Es kam zu viel Wust und Jammer zum Vorschein, als daß schwungvolle Phrasen noch hätten vorhalten mögen. So wurden Kulturhochmut und Selbstzufriedenheit, aber auch naivere Fortschrittsbegeisterung wenigstens bei allen Tieferen abgelöst durch Schmerz und Hoffnung, Schmerz über die Unzulänglichkeit unseres jetzigen Wesens und Hoffnung auf den Aufbruch helfender Kräfte. Es ist so recht eine Zeit der Sehnsucht; das ist aber doch wohl religiöse Stimmung.

Sie ist auch da zu erkennen, wo man es nicht Wort haben will. Man hat schon oft gezeigt, daß die trotz des Scheines wissenschaftlicher Sicherheit alle nüchterne Berechnung doch weit überfliegende Zukunftshoffnung der Sozialdemokratie eigentlich religiöser Art und der Stimmung des Urchristentums wahlverwandt sei. Auch die Gegner des Christentums wollen heute nachdrücklich Religion. Der Monismus, dieser jüngere Bruder des Materialismus, ist mit einem Tropfen Mystik gesalbt. Er will nach der Meinung seiner bedeutendsten Führer sich zu einer aus den Tiefen des neuen Weltempfindens herauswachsenden Einheit des Geisteslebens entfalten, die zuletzt, das Christentum auf seinem eigenen Gebiete überholend, zu Andacht und frommem Schaffen aufblühen soll. Von der ethischen Bewegung läßt sich vollends sagen, daß sie von dem neuen Sehnen geradezu aufgesogen worden sei. Auf diesem nach langer Dürre wieder vom Tau der tieferen Gemütsregungen befeuchteten Boden wächst die zarte Wunderblume der religiösen Romantik; daneben aber schießen auch die alten und neuen Formen der Theosophie üppig in die Höhe. Gründer neuer Religionen melden sich jeden Augenblick zum Worte, während man anderseits wieder eifriger als je aus den heiligen Quellen des Ostens geschöpftes Wasser herbeiträgt, um den neuerwachten Durst nach Mystik zu stillen. Es gibt Buchhandlungen für die Allermodernsten, die sich nicht genugtun können, solche Brunnen in allen Zeitaltern der Geschichte aufzugraben. Wer hätte vor dreißig Jahren darnach gefragt?

Der Unterschied der geistigen Lage ist klar: an Stelle des Kampfes ums Dogma ist das religiöse Suchen getreten. Das ist natürlich nicht ein absoluter Gegensatz; im Kampfe um das Dogma war auch religiöses Suchen und das religiöse Suchen kann auch jetzt noch zu einem Kampfe um das Dogma werden; aber unsere Formel scheint mir doch die Veränderung der Stimmung, die Verlegung des Schwerpunktes treffend zu kennzeichnen. Während der Kampf ums Dogma doch noch stark den Charakter eines Kulturkampfes trug, ist die Bewegung nun von den Vorwerken ins Zentrum vorgedrungen. Das neue Suchen kümmert sich deshalb auch nicht mehr um die alten Gruppierungen, es hat „Gläubige" und „Ungläubige", positive und liberale Christen, Katholiken und Protestanten erfaßt; es ist die Welle, die uns alle überflutete. Man darf es wohl sagen: nicht nach irgend welchen gläubigen oder ketzerischen Dogmen, aber auch nicht nach „Aufklärung" im Sinne eines kulturstolzen Rationalismus geht das tiefste Verlangen der Zeit, sondern nach Religion. Das ist so sehr der Fall, daß es in Ermangelung gesunderer Nahrung gelegentlich mit irgend einem Schwindel vorlieb nimmt.

Dieses Suchen wendet sich aber, wenn es ernstere Formen annimmt, vor allem dem Christentum zu, das die Menschen schon lange nicht mehr so nachdrücklich beschäftigt hat wie gegenwärtig. Dieser Kampf um das Christentum, wie man es nennen könnte, hat aber, der geschilderten allgemeinen Lage entsprechend, eine veränderte Gestalt gewonnen; er hat mehr den Charakter eines religiösen Fragens angenommen. Es heißt weniger: „Was kann vom bisherigen Christentum vor dem modernen Weltbild Stand halten?" als vielmehr: „Finde ich darin Heil und Leben?" Das Suchen hält sich darum nicht lange an einzelnen Punkten des christlichen Lehrgebäudes auf, die mehr ein theoretisches Interesse beanspruchen, sondern drängt direkt zu Jesus hin. So erleben wir denn das frohe Wunder, daß aus einer Zeit, die von Naturwissenschaft, Industrialismus, Realpolitik, Kulturüppigkeit in Beschlag genommen schien, Jesus emporstieg und den Blick so stark auf sich zog, wie schon lange nicht mehr. Ueber der Not unserer religiösen Verwirrung, den Nebelgebilden der neuen Romantik, und den Größen unserer weltlichen Kultur erschien er uns in Höhenklarheit, so neu und frisch, als ob wir erst jetzt ihn recht sähen. Mühelos beweist er sich als den Höhepunkt und Mittelpunkt der bisherigen Menschengeschichte und zieht fortwährend Seelen an, die ihm am fernsten zu stehen schienen. Um ihn bewegen sich die Gedanken der verschiedensten Kreise; eine Ahnung bewegt die Welt, daß in ihm noch Offenbarungen liegen, für die uns bis jetzt die Augen gehalten waren; daß er ein Wort an unsere Zeit habe und zwar ein befreiendes, erlösendes. Die Menschen sind wieder genötigt, Jesus „gleichzeitig" zu werden, d. h. sich zu ihm zu stellen, wie die Zeitgenossen, die ihm einst begegneten; ihn zu lieben, ihn zu fragen oder auch ihn zu — hassen. Man haßt aber nur einen irgendwie Lebendigen. Wenn wir

in die heutige Welt hineinschauen, so ist es uns, als ob die Gedanken Jesu selbst (nicht die „christlichen") noch nie so viel Einfluß auf die Gemüter gehabt hätten, namentlich wenn sie nicht unter seinem Namen auftreten, daß sie noch nie es so kühn gewagt hätten, Realisierung in dieser Welt zu beanspruchen. Das Schönste und Größte, das als Traum und Sehnsucht oder auch als entschiedene Forderung die Zeit bewegt, die wichtigsten Linien der heutigen Weltentwicklung selbst deuten sich ungezwungen als eine Entfaltung des von ihm Gewollten und Begonnenen.

Daß dieses Fragen nach Jesus selbst wieder neue Formen angenommen hat, ist selbstverständlich. Quellenkritik, Christusdogma, der Streit um das Mirakel sind ihm Nebensache. Es möchte einmal zu Jesus selbst hin, ohne sich zu lange bei diesen Dingen zu verweilen. Darin verbündet sich das religiöse Suchen mit einem hocherfreulichen Zug der neuen Generation, der darnach verlangt, statt der überkommenen Formen der Dinge und den Ansichten über die Dinge, die Dinge selbst zu sehen, dem gesunden Realismus, der nicht mit Naturalismus verwechselt werden darf. Es tritt vor ihn hin, der uns aus den Evangelien durch alle Zutat aus dem Reiche des Uebernatürlichen, alle geschichtliche Fremdartigkeit und alle großen und kleinen Probleme der Forschung doch in seinen wesentlichen Zügen so einfach und ergreifend entgegentritt und fragt: „Kannst du mir geben, was ich suche: klares, heilendes Gottesleben?" Mit andern Worten: Wir suchen in Jesus den L e b e n s f ü h r e r, nicht die Verkörperung irgend einer orthodoxen oder liberalen Theorie. Jesus d e r M e n s c h hat auch für die „positiven" Kreise, soweit sie lebendig sind, den Jesus des Christusdogmas verdrängt. In seinem Menschentum suchen wir Offenbarung und Erlösung. Dieses Menschentum bannt uns in seine Gewalt, wir müssen in ihm Gott erfahren und schauen, anders können wir es nicht. Alles übernatürlich Wunderbare am Leben Jesu wird uns sekundär neben dem Gesamtwunder seiner Erscheinung. Wir lassen die Christologie (in Ehrfurcht) stehen und vertiefen uns in die Bergpredigt. Uns liegt an, zu wissen, was er uns über Gott und Mensch und den Sinn des Lebens, über Schuld, Sorge, Geld, Kampf, religiöse Formen und Parteien sagt. Wir möchten die Art und die Bedingungen seiner Nachfolge kennen, sein Lebensgesetz tiefer verstehen, bei ihm unser Verlangen nach dem Grund der Dinge stillen. Weil wir aber die deutliche Empfindung haben, daß zwischen Jesus und dem „Christentum", ja schon zwischen ihm und seinen ältesten Aposteln ein großer Unterschied besteht, ist es uns eine dringende Aufgabe, ihn und sein Evangelium herauszufinden aus den Auffassungen des Urchristentums und damit das jetzige christliche Wesen zu messen. In diesem Sinne ist die Frage nach dem „Wesen" des Christentums wohl die religiöse Hauptarbeit der Gegenwart geworden, an der sich durchaus nicht nur die Theologen beteiligen. Auch Tolstoi und Nietzsche arbeiten daran mit, jeder auf seine Weise.

Diese beiden Namen führen uns einen Schritt weiter.

Dem neuen Fragen nach Jesus und dem Wesen des Christentums entspricht eine neue Opposition gegen beide. Die Aufgabe, sich mit den freundlichen und feindlichen Mächten des Zeitalters auseinanderzusetzen, kann ihnen niemals erspart bleiben — Leben heißt sich im Kampfe behaupten — aber auch sie wird beständig neue Formen annehmen. Während in der nunmehr ablaufenden Epoche die moderne Natur- und Geschichtswissenschaft die Auseinandersetzung beherrschten, so sind jetzt an ihre Stelle zwei andere Mächte getreten: die Religionsgeschichte und die Lebensauffassung.

Die Religionsgeschichte! Jesus und das Christentum werden immer mehr in den Zusammenhang der ganzen religiösen Entwicklung der Menschheit hineingestellt. Sie müssen der Frage standhalten, was an ihnen original sei, was überkommen, müssen sich mit dem Großen anderer Erscheinungen vergleichen und darnach werten lassen. Wer hätte nicht schon mit der Behauptung zu tun gehabt, daß Buddha größer sei als Christus? Diese Betrachtungsweise, die so recht der Zeit des ökonomischen und ideellen Weltverkehrs entspricht, erhält besonders durch die in Ostasien sich vollziehende weltgeschichtliche Krise einen großartigen Hintergrund. Hier bereiten sich große Dinge vor. Die Lebensauffassung. Das ethische Suchen der Zeit kommt zu Jesus mit der Frage, ob er Normen habe für die im Vergleich mit Jesu Zeit so viel kompliziertere moderne Welt, genügend hohe Ideale für das Verlangen nach höherem Menschentum? Kann das Christentum die sozialen Nöte heilen? Kann es dem Persönlichkeitsstreben helfen? Wie paßt die Ethik der Bergpredigt zu dem Gesetze des Kampfes ums Dasein? Ist sie nicht überhaupt weltverneinend, lebensfeindlich? Göthe, Emerson, Ibsen werden gegen Jesus aufgerufen und Nietzsche bleibt wohl noch lange der gewaltige Herold aller revolutionären Stimmungen der modernen Seele. Er wird jedenfalls noch für geraume Zeit eine Epoche im Leben unserer wertvollsten Menschen bleiben.

Auf diesem Felde also werden die Schlachten des „Christentums" geschlagen werden müssen. Hier fließt der Strom der Entwicklung.

Zur Anfechtung von außen her und im Zusammenhang damit hat sich aber seit einiger Zeit eine innere Kritik, eine Selbstkritik des Christentums gesellt, die für die religiöse Lage äußerst bedeutsam ist. Es ist ein deutliches Verlangen nach religiösem Ernstmachen da, als unzweideutiges Symptom, daß wir es wirklich mit einer religiösen Bewegung zu tun haben. Auch darin äußert sich jener stärker gewordene Trieb nach Wahrheit und Realität, von dem wir oben geredet haben. Man hat auch in den Kreisen der Entfremdeten und hier vielleicht erst recht, die Empfindung, daß es nicht mehr angehe, mit den höchsten Dingen ein halb kindliches, halb heuchlerisches Spiel zu treiben. Was Kierkegaard, der große nordische Kritiker der „christlichen Welt" vom Standpunkt des Urchristentums aus einst in schmerzlicher Einsamkeit redete, ist nun die Erkenntnis vieler geworden:

der Widerspruch zwischen Jesus und dem Christentum, dem Reich Gottes und der christlichen Gesellschaft, dem christlichen Firniß unserer Zustände und dem, was darunter ist; den hohen Dingen, von denen, wie in einer Fremdsprache, in der Christenheit geredet wird und der Armseligkeit der wirklichen Lage. Diese Kritik des Christentums von Jesus aus, die als steigende Flut gegen das vorhandene religiöse und kirchliche Wesen anstürmt, bleibt nicht nur bei deren Außenwerken stehen: der Kirche, der sie das Existenzrecht bestreitet; den kultischen Formen von der Taufe bis zur Beerdigung; dem Religionsunterricht, sie will vielmehr unser ganzes christliches Wesen umgestalten und eröffnet Aussichten auf eine ganz neue Erkenntnis des Gottesreiches. Sollten wir uns nicht darüber freuen, daß der Sturm gekommen ist? Nun gilt es wieder Entscheidungen. Wir ahnen im Sturm den Atem des schöpferischen Gottes. Diese Kritik des Christentums von der Frömmigkeit her ist ja nicht bloß zerstörender Art, sondern getragen von starkem Vertrauen zu Gottes Kraft, kühner Zukunftshoffnung, heißer Sehnsucht nach einer siegenden Offenbarung der Hilfe und Herrlichkeit Gottes.

Daß aber diese Stimmen nicht wieder vom Schlaf der Christenheit erstickt werden, dafür sorgen nach wie vor die sozialen Probleme. Sie sind der christlichen Gesellschaft zur Unruhe gesetzt. Sie stehen so ernst, so unabweislich da, daß diese sich auf die weltüberwindenden Kräfte, die in ihr ruhen, besinnen muß, sie mag dazu Lust haben oder nicht. Christlich und Sozial müssen sich immer wieder suchen; so viele unbefriedigende Verbindungen sie schon eingegangen sind, sie werden nicht zur Ruhe kommen, bis die echte und dauernde gefunden ist. Diese wird nach meiner Ueberzeugung die religiöse Erneuerung sein, der wir entgegengehen. Religiöses und soziales Suchen — beide vielfach getrennt fließend und doch zu einander hinstrebend — das dürfte, wenn beide Begriffe weit und tief genug gefaßt werden, vielleicht die umfassendste und einfachste Bezeichnung unserer religiösen Lage und Aufgabe sein.

III.

Eine religiöse Erneuerung in großem Stile scheint mir der in der gewaltigen Gährung der Gegenwart wirkende schöpferische Wille zu sein. Bekanntlich vergleicht man unsere Zeit öfters mit den Jahrhunderten, in denen das Christentum entstand und groß wurde. Noch zutreffender wäre vielleicht die Erinnerung an das dreizehnte Jahrhundert, mit dem unsere Epoche jedenfalls verblüffende Aehnlichkeit hat. Es erscheint in diesem Sinne nicht allzukühn, von einer neuen Reformation zu sprechen, die unser christliches Wesen und damit unser ganzes Geistesleben bis auf den Grund umwälzen und der Welt auf neuen Bahnen Frieden und Jugend schenken solle. Denn eine religiöse Krise, die so umfassend und zugleich so tiefgreifend gewesen wäre, wie die gegenwärtige, hat die Christenheit seit der Reformation nicht ge-

sehen. Doch ist das Urteil über den geschichtlichen Sinn der Gegenwart und noch mehr über die Gestaltung der Zukunft natürlich nicht Sache des Wissens, sondern des Glaubens und Hoffens.

Daß die Zeit gerade in religiöser Hinsicht ernst und groß ist, kann auf keinen Fall bezweifelt werden. Mir scheint sie trotz allen Ernstes doch auch freudig zu sein. Die Welt ist weiter geworden, auch die geistige; unabsehbare Gebiete Neulandes breiten sich vor uns aus, durch Morgennebel halb verhüllt, aber dadurch nur desto lockender gemacht. Es muß eine wirkliche Freude sein, in dieser Zeit den Pflug in die Hand zu nehmen. Und das ist ja der Zweck dieser Skizze, die Orte zu zeigen, wo die Aufgaben, die gegenwärtig der religiösen Arbeit harren, zu finden seien. Mehr als um tastende Andeutungen kann es sich dabei nicht handeln. Das Werdende zeigt, gerade weil es im Werden ist, nie so deutliche Umrisse, wie das Gewordene. Es kommt nur darauf an, daß die neue Arbeit einmal kräftig begonnen wird. Die Morgennebel werden zerfließen und der Arbeitsplan wird deutlicher werden. Ich habe das Gefühl, daß seit einiger Zeit unsere religiöse Arbeit (ich denke hier an schweizerische Verhältnisse) in eine gewisse Stagnation oder doch Zerfahrenheit geraten sei. Gerade weil wir uns einer kaum mehr zu überbietenden kirchlichen Bewegungsfreiheit erfreuen, haben wir uns vielleicht eingebildet, die Dinge seien bei uns in Ordnung. Besonders ist die theologische Arbeit der neuen Bewegung zu wenig entgegengekommen. Es hat an einer für alle lebendig strebenden Volkskreise vernehmbaren, den öffentlichen Geist so oder so beeinflussenden Erörterung gefehlt; es waren auch keine Organe dafür da. Unser Geistesleben zerfiel so gerade in Bezug auf seine höchsten Aufgaben und Probleme in eine Anzahl von abgeschlossenen Kreisen, die von einander wenig Notiz nehmen und unser ganzes öffentliches Leben mußte das spüren. Was wissen unsere Aerzte und Juristen von dem, was die Theologen denken und tun und umgekehrt? Was erfährt der Arbeiter von dem sozialen Suchen der religiösen Kreise? Um bei dem letzten Beispiel einen Augenblick zu verweilen: es muß doch gerade auf schweizerischem Boden nicht nur demokratisch fühlenden, sondern vor allem auch von Jesus berührten Menschen zuletzt unerträglich vorkommen, wie unser Volk in zwei Teile auseinandergeht, die einander nicht mehr verstehen. Wir werden besonders auf diesem Punkte ganz anders als bisher mit Arbeit und Opfer einsetzen müssen. Es ist in der Durcharbeitung dieser Dinge bei uns zu wenig geschehen. Die Pflicht ist aber so dringend als möglich, denn es ist viel Zeit verloren. Die religiöse und die soziale Not rufen so laut als möglich, was soll uns da noch aufhalten? Es ist sicher ein Müssen.

Auch eine gewisse Kleinlichkeit und Engigkeit werden wir abzulegen haben. Die weiter gewordene Welt, die Größe der Arbeits- und Kampfsobjekte erfordert größeren Sinn. Der Parteizänkereien müssen wir uns schämen, wenn so Großes die Gedanken in Anspruch nehmen

will. Die Gemeinschaft des Suchens muß kirchlich dogmatische Parteigruppierungen, wenn nicht beseitigen, so doch überspannen können. Denn das Haben (namentlich das bloß vermeintliche) trennt, das Suchen verbindet. Der Ernst der Zeit wird es von selbst dahin bringen, daß es bald nur noch zwei Hauptgruppen gibt: solche, die mit Gott vorwärts wollen und solche, die ihm lieber mit Formen und Formeln dienen, sei's orthodoxen, sei's ketzerischen. Es muß sich eine unsichtbare Kirche derer bilden, denen es in Wahrheit und Freiheit doch ganzer Ernst ist, auf festes heiliges Land zu kommen. Es dünkt mich, diese müßten darin trotz aller Schmerzen einer chaotischen Zeit, doch ein rechtes Glück gewinnen. Sie dienen dem Werdenden, das ist Frühlingsstimmung. Eine Hoffnung haben und dafür arbeiten, das ist Leben.

L. Ragaz.

---

# Vor hundert Jahren.

Einen kurzen Rückblick wollen wir werfen nicht auf das einzelne Jahr 1806, sondern auf die ganze Zeitstimmung vor hundert Jahren, die uns vielleicht heute etwas zu sagen hat. Es war nicht bloß die Zeit größter politischer Katastrophen, Revolutionen und Schlachten; es war die Zeit, da eine ungeheuere geistige Revolution, die Aufklärung, ihr befreiendes und zerstörendes Werk beinahe vollendet hatte.

Am stolzesten war ihr Triumph in Frankreich gewesen. Das Riesengebäude der katholischen Kirche wurde hinweggefegt, die öffentliche Religionsübung Jahre lang verboten, selbst die christliche Jahresrechnung abgeschafft. Aber das Zerstörungswerk ist nicht einmal das Wunderbare; bedeutender erscheint das zielbewußte Unternehmen eines großangelegten, alle Zweige der Wissenschaft umfassenden, Religion und Metaphysik streng ausschließenden Unterrichtssystems. Kein geringeres Ziel als die Regeneration des menschlichen Verstandes schwebte den Gelehrten vor, die noch unter dem Convent die Normal-, Central- und Spezialschulen und dann unter dem Direktorium das „Institut" ins Leben riefen. Statt der religiösen Wahnideen und der metaphysischen Träumereien sollte die heranwachsende Jugend Frankreichs allein in die positive, solide Erkenntnis der Tatsachen und ihrer Gesetze eingeführt werden. Der unendliche Fortschritt dieses Erfahrungswissens garantierte denselben Fortschritt der Moral und des Glücks, sobald es nur gelang, die erkannten Naturgesetze anzuwenden auf das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft. Mit der größten Ueberlegenheit sah der Gebildete nicht nur auf den religiösen Aberglauben, sondern ebensosehr auf alle über die Sinneswelt hinausgehenden Spekulationen herab. Die Herrschaft des „Positivismus" d. h. des strikten Erfahrungs-

wissens war wirklich angebrochen, von der der spätere Philosoph Comte weissagte, daß sie das letzte Ziel der menschlichen Geistesentwicklung sei. Daß daneben äußerlich die katholische Kirche durch das Konkordat wieder zu gesetzlicher Anerkennung kam, geschah bloß aus politischer Klugheit und bedeutete für die innere Kräftigung der Religion nichts.

Viel weiter zurück standen die protestantischen Länder England und Deutschland. Hier war keine Kirche zerstört, kein Bekenntnis abgeschafft. Aeußerlich unverändert ging das ganze Religionswesen in das neue Jahrhundert hinüber. Und doch war der Zeitgeist auch hier im Begriff, bei allem äußern Konservativismus die Wurzeln des religiösen Lebens zu zerfressen.

Allerdings war in England die Zahl der Gebildeten nicht so groß und bedeutete keine Macht, welche mit Kirche und Christentum ganz gebrochen hatte. Wohl aber war das kirchliche Christentum selbst vollständig von der Aufklärungsstimmung beherrscht. Freunde und Gegner des alten Glaubens waren darin einig, daß es, wie immer es sich mit den biblischen Wundern verhalten möge, jedenfalls in der Gegenwart, in der man lebte, nichts Wunderbares, Geheimnisvolles gebe und daß Verstand und Nutzen die einzigen Mächte seien, von denen die Welt regiert wird. Getreu der alten englischen Erfahrungsphilosophie hatte sich das englische Denken den Spekulationen durchaus abgewandt und mit größtem Eifer auf das Studium des Menschen, des Einzelnen und der Gesellschaft, geworfen. Das Ergebnis der psychologischen Forschung war die Einsicht in den zwar äußerst komplizierten, aber doch durchaus gesetzmäßigen, berechenbaren Mechanismus der leiblichen wie der seelischen Vorgänge. Darunter wieder das Wichtigste war die Erkenntnis der Bedeutung, welche den Lust- und Unlustgefühlen zukommt. Alles menschliche Handeln ist darauf gerichtet, die Lustgefühle zu vermehren, die Unlustgefühle zu vermindern. Daraus ergibt sich sofort das richtige Moralprinzip: gut ist das Handeln, welches das höchste Glück erzeugt, also das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl. Das Prinzip ist durchaus egoistisch, aber es ist ein kluger Egoismus darin, der sich sagt: ich kann das eigene Glück nur erreichen, wenn auch die Mitmenschen glücklich sind. Die Theologen ergänzten das ihnen hier doch etwas unzureichend erscheinende Glücksquantum mit der jenseitigen Glückseligkeit, und suchten mit Himmel und Hölle die Moral zu heben, während weniger jenseitsfeste Politiker die Mittel der Erziehung und Gesetzgebung herbeizogen, um die Rechnung von Tugend und Glück besser stimmen zu machen. In der Grundansicht, daß die berechnende Glücksreflexion unser Handeln normieren soll, waren beide eins. Nun aber traf es sich, daß in der Praxis, im Handel und Wandel die Glücksberechnung noch eine viel größere Rolle spielte, als in der Theorie. Es war die Zeit, da die Gesetze, welche bis dahin Gewerbe, Handel und Schiffahrt schützend umgeben hatten, der Reihe nach fielen und der moderne Individualismus in Form einer brutalen Glücks- und Geldjagd sich auszuleben

begann. Auch das aber sollte, so lehrte wenigstens die nationalökonomische Theorie, nur dem Wohl der Gesamtheit zu gut kommen: je freier sich der Eigennutz entfalten kann, desto billiger werden in der Konkurrenz die Preise.

Zu einer solchen Entfremdung nicht nur vom Geist des Christentums, sondern von jeder idealistischen Betrachtung des Menschen war man in Deutschland noch lange nicht gelangt. Auch eine solche äußerliche, unwahre Verbindung von Frömmigkeit und Modernität hätte der deutsche Geist nicht ertragen. Vielmehr wagte er sich an das tapfere Unternehmen, die christliche Ueberlieferung mit modernem Wahrheitssinn innerlich zu durchdringen. Damals entstand in Deutschland die freie Bibelforschung, welche trotz aller ihrer Verirrungen der Ruhm des Protestantismus bleiben wird. Und damals entstand eine freie dogmatische Theologie, welche im christlichen Glauben die Ideale der Aufklärungszeit aufzuzeigen sich bemühte. Neben der Theorie die Praxis: eine neue Entfaltung der Nächstenliebe ging vom Aufklärungsevangelium aus; Werke der Philanthropie und Gemeinnützigkeit sollten aller Welt beweisen, wie ernst man es mit der Jüngerschaft des größten Menschenfreundes nehme. Ein einziger Name zeigt, wie tief diese neue Art Christentum im deutschen Volke Wurzel faßte: Gellert und seine Lieder. Dennoch war auch der deutsche Protestantismus dem Geist der Verständigkeit und Nützlichkeit verfallen, der einer lebendigen Frömmigkeit auf die Dauer tötlich ist. Man schrieb Schriften über den Nutzen der Religion und den Nutzen des Predigtamtes und bewies darin, wie sehr der Staat, um tugendhafte Untertanen zu haben, der Religion bedürfe und wie berechtigt daher die staatliche Besoldung der Pfarrer sei. Im religiösen Glauben selbst mußte jeglicher Satz bewiesen werden; was den streng wissenschaftlichen Beweis nicht ertrug, war Aberglaube, dessen man sich schämte. Man bewies das Dasein Gottes, seine Weisheit und Güte, wie man mathematische Lehrsätze beweist. Ebenso bewies man das Dasein der Seele und ihre Unsterblichkeit. Tugend wurde auch hier als der Weg zu diesseitigem und jenseitigem Glück definiert und nach dieser Glücksrechnung gut und böse geschieden. Dabei war der Maßstab kein allzu strenger; man hoffte auf einige Nachsicht Gottes, da man auch ihm in seiner Weltregierung einiges nachzusehen hatte, und zählte sich zuversichtlich zu den Tugendfreunden, denen der Lohn im Jenseits rechtmäßig gehört. Das alles war nun freilich durchaus nicht wunderbar und nicht übernatürlich, wie man mit Stolz versicherte. Eher traf das Entgegengesetzte ein, daß es zu natürlich und trivial erschien. Man wollte das Christentum den Gebildeten zurecht legen, allein die Gebildeten fanden, daß sie für diese Trivialitäten des gemeinen Menschenverstandes weder Kirche noch Pfarrer nötig hätten. Die Kirchenentleerung, die in der orthodoxen Zeit begonnen hatte, nahm in der Aufklärungszeit vollends überhand. Dazu kam ein anderer bedeutsamer Faktor, die mächtige Erhebung der Laienkultur, die Entstehung einer deutschen National-

literatur von unvergleichlicher Schönheit und Frische. Die neue ästhetische Richtung zog alle aufstrebenden Geister von der kahlen Moralreligion der Aufklärung ab. Den Gebildeten eröffnete sich in Kunst und Wissenschaft ein reiches Surrogat für die Religion und nur noch als Erziehungsmittel für die dumpf hinlebende Masse schien ihr ein Daseinsrecht zu gehören.

Alle diese Bewegungen in Frankreich, England und Deutschland standen in einem Zusammenhang. Es begann jene große Emanzipation des Menschengeistes von der kirchlichen Autoritätskultur, in der wir noch heute stehn. Das Ziel war ursprünglich kein irreligiöses, sondern ein kühnes Ergreifen Gottes mit selbständigem Geist. Man meinte, indem man das Geheimnis los wurde, Gott erst recht zu haben. Allein der sublime Verstandesbegriff, den man statt Gottes festhielt, erwies sich zuletzt als eine Abstraktion des Menschengeistes. Der Sturz der Religion zog ganz folgerichtig den Sturz der Metaphysik nach sich; die letzte Konsequenz muß immer die Beschränkung auf das engste Gebiet des Erfahrungswissens mit Verbottafeln wider jedes Weiterdenken sein. Bedarf das menschliche Gemüt dann trotzdem einer Erhebung, so kann es nur die ästhetische sein, welche auch in dem französischen Unterrichtssystem jener Zeit ihre Stellung fand.

Ein ernstes, im alten Sinn gläubiges Gemüt konnte bei dieser Lage der Dinge nur von zweien eins erwarten: entweder das Ende der Religion, oder das Ende der Welt, den jüngsten Tag. Solche Unglückseher sind auch nicht ausgeblieben. Und doch hatten sie gar keinen Grund dazu. Es ist immer nur Schwachglaube und Torheit, für die Religion in Angst zu sein. Falls in der Religion etwas Echtes, Wahres ist, wie wir glauben, wird sie durch gar keine Kraft der Welt umzubringen sein. Gott sorgt ganz von selbst dafür, daß ihn die Menschen nicht missen können. Weder hört das Leben zu irgend einer Zeit auf, ernst, erschütternd und erhebend zu sein, noch kann das menschliche Gemüt auf die Dauer seiner Sehnsucht nach Trost, Halt und Frieden im Ewigen verlustig gehen. Auf diesen beiden höchst realen Faktoren ruht alle lebendige Religion; durch sie bezeugt sich uns der lebendige Gott, uns entgegenkommend und uns zu sich emporziehend. Genau so war es vor 100 Jahren. Nur dem oberflächlichen Blick schien das religionslose Zeitalter anzubrechen; ein schärferes Auge mußte überall schon die Kräfte erkennen, durch die eine religiöse Vertiefung und Erneuerung sich vorbereitete.

Es waren zunächst die Kräfte des alten Glaubens selbst, welche zwar von der Macht der Aufklärung an die Wand gedrückt, aber nicht vernichtet waren. Am gewaltigsten war ihr Einfluß in England. Hier hatte der Methodismus eine weit über die eigenen Kreise hinausgreifende, ganz Großbritannien und später selbst den Kontinent in Angriff nehmende evangelische Bewegung erzeugt, in welcher zusammen mit dem alten Glauben auch der Bekehrungsernst und die Opferfreudigkeit des alten Christentums auferstanden. Das Evangelium stieg

wieder zu den von der Kirche vernachlässigten, völlig heidnisch gebliebenen untern Klassen hinab, entfaltete in Bibel- und Traktatverbreitung eine riesige Propaganda, warf sich auf Heidenmission und Bekämpfung der Sklaverei und zeigte durch tausend Aeußerungen, daß es an Lebenskraft nicht das geringste verloren hatte. Von einem solchen energischen Vorstoß waren die deutschen altgläubigen Kreise damals weit entfernt. Man beschränkte sich hier wesentlich auf die Defensive, schrieb Abhandlungen zur Rettung des alten Glaubens und schloß sich in Gesellschaften und Zeitschriften möglichst eng mit den noch Festgebliebenen zusammen wider die arge, verlorene Welt. In Württemberg, am Niederrhein und in den Herrenhuterasylen pulsierte ein enges, aber warmes religiöses Leben, bei uns in der Schweiz war die Christentumsgesellschaft der Sammelpunkt, und in Zürich stand sogar ein Prophet, Lavater, an der Spitze dieser Gruppe. Allein ein großer Zug ging von da nicht aus und jedenfalls war in Kreisen, welche die Aufklärung gar nicht verstanden, auch keine sie überwindende, vorwärts führende Kraft. Dasselbe gilt von dem französischen Katholizismus; er hatte eine reiche Märtyrergeschichte erlebt; weder der verfolgende, noch der indifferente Staat hatte ihn gebrochen; aber von einer Wiedergeburt des französischen Volkes regte sich kein Hauch in ihm. Dagegen hatte er eines ganz unzweifelhaft vor der Revolutionskultur voraus: Die Ehrwürdigkeit des Alters, die ruhmvollen Erinnerungen einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit; über seinen mittelalterlichen Schöpfungen in Kunst und Dichtung ruhte ein Glanz der Schönheit und Innigkeit, ein Zauber ursprünglichen, nicht reflektierten Lebens, neben dem alles kahl und öde sich ausnahm, was die Reflexion der Aufklärungszeit ausgeklügelt hatte. Und von dieser Seite entstand ihm um die Jahrhundertwende ein Apologet, der mit modernem Schönheitssinn die vergangene, totgesagte Religion wunderbar herrlich erstehen ließ, Châteaubriand in seinem Génie du christianisme. Es war der Anfang der französischen Romantik, alter Glaube und modernste Bildung fanden sich. Eine wirkliche innere Ueberwindung des Aufklärungsgeistes war es ganz und gar nicht, die Wahrheitsfrage konnte nicht oberflächlicher angefaßt sein als hier. Nur eines bewies dieser Vorgang: daß im vollen, ganzen Menschen Sinne und Triebe lebendig sind, die, weil ihnen die Aufklärung nichts geben kann, sich sehnsüchtig nach einer tieferen religiösen Befriedigung ausstrecken. Nicht zufällig trifft mit der Herrschaft des Konvents und des Direktoriums auch das Lebenswerk des großen französischen Mystikers Saint-Martin zusammen. Alles Schöpferische fehlt der Aufklärung; mit der Kritik des Bestehenden und der Reflexion, wie es sein sollte, ist immer ihr Werk getan; dagegen wohnt schöpferische Kraft in jedem noch so kindlichen, noch so unaufgeklärten Glauben.

Das war bedeutend früher den Deutschen klar geworden in der Sturm- und Drangperiode, der ersten Blütezeit des Herder'schen und Goethe'schen Schaffens. Es war eine der erfrischendsten Revolutionen

des menschlichen Geisteslebens, als diese herrlichen Männer für Sinne und Leidenschaft, Phantasie und Herz den Krieg führten wider die herz- und blutlose Verständigkeit, Geistigkeit und Künstlichkeit der Aufklärung, welche Dichtung und Leben mehr einengten als alle Willkür der alten orthodoxen Zeit. Instinktiv fühlten sie sich den Pietisten und Altgläubigen wesensverwandt, nicht in den Glaubensformen, aber in der Unmittelbarkeit und Frische des Glaubens selber. Und große bleibende Entdeckungen über das Wesen der Religion und die Bedeutung der Bibel fielen zumal Herder in den Schoß. Daß Religion nicht etwas Erdachtes, Ausgeklügeltes, kein System, in das man durch Beweise gelangt, ist, sondern unmittelbare Anschauung Gottes allüberall in seinen geheimnisvollen Offenbarungen. Auch daß die Bibel nicht ein Lehrbuch ist, weder ein orthodoxes, noch ein freisinniges, sondern Erzählungen von solchen Gottesanschauungen und Erlebnissen frommer Menschen, selbst nur verständlich dem, der das gotteshelle Auge mit sich bringt. Schade nur, daß das neue Feuer der Gottesbegeisterung nicht lange brannte. Andere Ideale: der Philosoph Spinoza, das Griechentum, die Naturforschung, Italien verdrängten bei Goethe jene erste religiöse Stimmung und führten ihn zeitweilig ganz in heidnisches Wesen zurück, während Herders Entdeckungen bei seinem Mangel an wissenschaftlicher Zucht und gründlicher Verarbeitung im Dilettantismus des Amateurs stecken blieben. Die Riesenarbeit der Aufklärung war durch einige Geistesblitze nicht weiterzuführen, geschweige denn zu überwinden.

Eine solche Weiterführung und Ueberwindung nicht durch Aphorismen und glänzende Einfälle, sondern durch die allerstrengste, nüchternste Arbeit hat Kant allein gebracht. Selber ein Verehrer der Aufklärung und neben Lessing die beste Verkörperung ihrer Ideale, nahm er die Aufklärungsarbeit ernster, schwerer als seine Gefährten, dachte zu Ende, was jene nur halb gedacht hatten und führte den kritischen Geist nicht bloß gegen die alten Autoritäten, sondern auch in die Systeme und Beweise der Aufklärung selber ein. Derselbe positive Sinn für Umfang und Grenzen des exakt Beweisbaren, der die Engländer und Franzosen zur Abkehr von den metaphysischen Spekulationen geführt hatte, trieb ihn zu seiner Zerstörung aller alten Beweise und Stützen der deutschen Aufklärungsphilosophie. Wer uns vorgibt, daß wir Gott beweisen und erkennen können, wie den pythagoräischen Lehrsatz oder das Gravitationsgesetz, schwindelt uns etwas vor. Allein ganz anders als die Positivisten der Nachbarländer führte ihn gerade das Erfahrungswissen mit seiner Sicherheit und Notwendigkeit auf die Realität und gesetzgebende Kraft des denkenden Geistes. Dadurch wurde er ein Neubegründer des Idealismus in der Philosophie, d. h. nicht des Rechtes, ins Blaue hinein zu schwärmen und sich eine Phantasiewelt zu erträumen, sondern des Rechtes und der Pflicht, in allen Fragen der Weltanschauung und des Lebens vom Geist als dem Festen, Sichersten, Klarsten auszugehn. Aber das

tiefste Wort Kants ist damit noch nicht einmal gesagt; es ist die ausschließlich sittliche Zuspitzung dieses Idealismus. Das sittliche Gesetz, Pflicht und Gewissen, ist in seiner Reinheit und übermenschlichen Hoheit von ihm neu entdeckt und der grundverdorbenen Glücks- und Nutzenmoral der Aufklärung entgegengestellt worden. Hier ragt durchaus ein Geheimnis, ein Wunder in die natürliche Welt herein; wir selbst, kein fremder Wille, geben uns dies Gesetz, und doch sind nicht wir Menschen es, es ist Gottes heilige Offenbarung, die hier in uns redet. In dieser Stimme des Gewissens Gott selbst erkennen und ergreifen, ihm gehorchen und glauben, daß dem Guten, das er uns befiehlt, der Sieg über die ganze Welt gehört, das ist nach Kant Religion und Christentum. Man kann an diesem Religionsbegriff sehr vieles dürftig und mangelhaft finden; es war doch eine Offenbarungsstunde in der Menschheitsgeschichte. Nicht nur die Moral war dem Glückskalkül entnommen, die Religion selber hatte den heiligen Grund gefunden, den keine Kritik und kein Zweifel zerstören kann. Die gewaltigsten Naturen der Zeit, Fichte und Schiller, haben von der Stunde ihrer Entdeckung Kants den festen Halt ihres Lebens datiert.

Wäre nur die Art, wie Kant seine Offenbarungen vortrug, nicht so unbefriedigend gewesen. Hier rückten doch wieder Postulate und somit auch Beweise Gottes auf; die Religion wurde von der Moral erst abgeleitet; jene war das erste, die Religion das zweite. Wie viel klarer hatte nach dieser Seite Herder die Unmittelbarkeit der Religion erkannt! Etwas Trockenes, Verständiges, Steifes blieb an der Kantischen Religion haften; sie war immer noch Kind der Aufklärungsreflexion. Da fuhr zum zweiten Mal der Revolutionsgeist durch die Köpfe und in die Herzen der deutschen Jugend. In der Romantik lebte vieles von der Sturm- und Drangperiode wieder auf, Unendlichkeitsdrang, Traumphantasie, Ahnung des Unbewußten, Geheimnisvollen, Sehnsucht nach tiefem, vollem Ausleben der ganzen Persönlichkeit. Es kam zum furchtbarsten Zusammenstoß der Jungen mit der Aufklärungskultur, zur literarischen Abrechnung mit allen ihren Größen. Sofort ergriff die Sehnsucht das religiöse Gebiet. Altes und Modernstes wirbelte durcheinander. Zum Erstaunen aller Tugendfreunde sang Novalis seine schmerzlich süßen Lieder vom Heiland Jesus, „aller Himmel selig Kind“, so innig, zart und selig, wie man es nie gehört und pries gleichzeitig die Herrlichkeit der Maria und des mittelalterlichen Papsttums, während andere die Losung von der neuen Religion mitsamt der neuen Mythologie ausgaben, die es jetzt zu „stiften“ gelte.

Aus dem Kreis dieser trunkenen Schwärmer heraus schrieb Schleiermacher, der Pfarrer unter den Dichtern, seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“. Er hatte die gesamte Zeitbildung in sich aufgenommen, nicht als Dilettant und Schwärmer, sondern als Arbeiter, begabt mit allerstrengster philosophischer Kritik, festem Willen und seltener Gefühlsinnigkeit. Und er

hatte gefunden, daß man mit der fortgeschrittensten Philosophie und der reinsten Moral doch kein ganzer, tiefer Mensch sein kann, weil einem das Beste, das Ursprünglichste und Innerste fehlt, das unmittelbare Erleben Gottes in Anschauung und Gefühl. Von diesem Erleben Gottes sprach er so überinnerlich und überduftig, aber dennoch so klar durchdacht und so eigen empfunden, vor allem, wie Herder es gewollt, in prophetischem Beruf als einer, der aus dem Heiligtum kommt. Da vergaß man alle Systeme und Lehrsätze von Gott, der Tugend und der Unsterblichkeit. Religion ist das alles nicht, Religion ist Leben und Erleben. Und alsbald fügte Schleiermacher die zwei großen Ergänzungen hinzu: Dies Leben hat nie der Einzelne für sich allein, aus der Gemeinschaft der Gottergriffenen strömt es uns zu und zu den Gottergriffenen treibt es uns, sobald es erwacht ist. Immer ist es aber bestimmtes, eigenartiges Leben, es gibt keine allgemeine Religion, es kann nur die charakteristischen positiven Religionen geben, deren Eigenart je durch ein besonderes Gotteserlebnis bestimmt ist. Am Christentum war ihm damals nicht einmal so viel gelegen; seine Bestimmung für alle, wie seine Ewigkeit erschien ihm zweifelhaft. Erst später hat er sich in das Christentum so eingelebt, daß es ihm die Religion wurde. Damals war das nicht die Hauptsache, sondern einzig dies, daß einer aus dem Kreise der Allermodernsten, Fortgeschrittensten diesen selber verkündete: es gibt nichts Seligeres, Tieferes, Besseres, als Gott lebendig unmittelbar erfahren und mit dieser Erfahrung durch das ganze Leben mit allen seinen Höhen und Tiefen gehn.

Mit diesem frohen Evangelium trat die Religion aus einer Epoche der Kritik und der Reflexion wieder in eine solche des Erlebens hinüber. Noch lag mehr Ahnung und Sehnsucht, Stimmung der Morgendämmerung darin; es war noch kein starker, schlichter Glaube, der ein ganzes Volk ergreifen kann. Dieser ist den Deutschen erst in der Zeit der tiefsten Erniedrigung ihres Vaterlandes erwacht. Aber es war doch schon ein gründlicher Bruch mit der Sattheit und Selbstzufriedenheit der Aufklärungskultur mit dem „Wie wir's so herrlich weit gebracht!“ und jenem Zuruf des Proktophantasmisten an die Geister:

> Ihr seid noch immer da! Nein, das ist unerhört.
> Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt.

Jene Arbeit der Kritik und Reflexion war dem Christentum freilich in hohem Grade notwendig gewesen, sollte es aus dem Nachschleppen fremden Glaubens wieder zu persönlichem, erlebtem Glauben kommen und Schritt halten mit den vorwärts treibenden Gotteskräften der Zeit. Allein mehr als ein Durchgang war sie nicht, und doch hatten die Aufklärer sie für das Endziel gehalten. Die neue religiöse Erweckung begann damit, daß das Gefühl des Mangels und der eigenen Unzulänglichkeit wieder geweckt wurde, damit aber Raum wurde für ein tieferes Erleben erlösender Gottesoffenbarung.

Paul Wernle.

# Ernst und Freude.

Phil. 4, 4: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch!

Den Philipperbrief hat Paulus in Erwartung seiner baldigen Hinrichtung geschrieben. Und doch ruft er darin zu wiederholten Malen aus: Freuet euch! Das kopfhängerische, sauersehende Christentum, das schon Vielen alle Religion verleidet hat, ist also nicht nach dem Sinn des Paulus, und ebensowenig ist es die Art Jesu.

Aber wir wollen es nicht halten wie die Lebemenschen, die sich über das düstere Christentum nur deshalb ärgern, weil es ihrem Gewissen ein beständiger Vorwurf ist. Die Freude, die Paulus verlangt, ist nicht Lustigkeit, Amüsement, durch geistreiche Witze gewürzte Gemütlichkeit, es ist nicht die Freude an behaglichem Lebensgenuß. Es ist eine Freude, die durch tiefen Ernst hindurchgegangen ist und auch weiter damit gepaart bleibt.

Das Leben ist nicht dazu da, daß wir damit spielen und uns seinen Ernst verbergen. Die Frage: „Woher kommt es und wozu ist es da? Was ist sein Sinn, seine Aufgabe, sein Ziel?" muß uns im Innersten anpacken und beunruhigen. All das Verkehrte, Jämmerliche in der Welt, all ihre schreiende Ungerechtigkeit muß uns zuerst einmal auf der Seele brennen, muß uns anwidern und empören; es muß die quälende Scham über uns kommen, daß dieses Häßliche in unserm eigenen Innern wohnt und daß auch wir unsern Anteil tragen an der Gesamtschuld. So lange nicht all das wie eine zentnerschwere Last auf uns gefallen ist, gehören wir zu den Oberflächlichen, denen alle Lustigkeit nicht darüber hinweghilft, daß ihr Leben ein ödes, totes Nichts ist.

Also doch diese trübselige Art? Nein, denn Religion haben heißt gerade hinter diesem Drückenden und Quälenden die Macht gefunden haben, die doch etwas Wertvolles schafft, unserm Leben Sinn und Bedeutung und eine reinere, edlere Gestalt gibt. Wir können diese höhere Macht finden gerade in dem Protest unseres Innern gegen das Kranke, Verkehrte in der Welt, vor allem aber in der Kraft des persönlichen Lebens bei den Größten der Menschheit. Und gerade je tiefer uns das Rätselhafte des Lebens gepeinigt hat, um so jubelnder wird die Freude sein, den gefunden zu haben, der uns zwar nicht alle Rätsel löst, aber doch die Zuversicht schenkt, es werde ein heilsamer Sinn dahinter verborgen sein.

So allein kommen wir zu der richtigen Verbindung von Ernst und Freude; sie heißt: die Aufgaben des Lebens anpacken mit ganzer Kraft und unter Opfern und sich freuen, daß es nicht umsonst sein soll; das Leid auf unserm Wege und rings um uns zu Herzen nehmen und sich freuen, daß es schließlich auch Gottes hohen Zielen dienen

soll; Scham empfinden über die eigene Erbärmlichkeit und sich freuen über Gottes Gnade, die sich trotzdem zu uns herniederneigt; das Große im Auge behalten und doch empfänglich sein für die kleinen Freuden und Spuren der Güte Gottes. Wer so mit tiefem Ernst „im Herrn" sich freut, der kann nicht versinken in den Sorgen des Lebens, nicht verzweifeln wegen seiner Schuld, der zittert nicht mehr vor dem Tode.

R. Liechtenhan.

---

# Miscellen.

## 1. Religion, Kultur, persönliches Leben.

**Religion.** Unsere Aufgabe ist nicht, eine nationale Religion zu schaffen — Religionen werden nie geschaffen, sondern stets geoffenbart — wohl aber alles zu tun, was geeignet erscheint, einer nationalen Religion den Weg zu bereiten und die Nation zur Aufnahme dieser Religion empfänglich zu machen, die . . . . nicht sich nach dem Zeitgeist, sondern den Zeitgeist nach sich bilden wird, wenn sie ist, was zu sein sie die Aufgabe hat: Heimatluft in der Fremde, Gewähr ewigen Lebens in der Zeit, unzerstörbare Gemeinschaft der Kinder Gottes mitten im Hasse und der Eitelkeit, ein Leben auf Du und Du mit dem allmächtigen Schöpfer und Erlöser, Königsherrschaft und Herrschermacht gegenüber allem, was nicht göttlichen Geschlechtes ist.

**Kultur** ist kein Ideal für einen Einzelnen und ebensowenig ein Ideal für ein Volk. Dem Einzelnen und ganzen Nationen Kultur als Ideal zu empfehlen, heißt beiden gestatten, ohne Ideal zu sein.

Der Einzelne wird sein Leben lang die Pflicht haben, Anderen zu dienen, wo er kann, und diese dienende Liebe ist eines der Mittel, durch welche er sich bildet. Aber der Zweck seines Daseins ist lediglich der, dem Gedanken Gottes, welcher in ihm und nur in ihm liegt, zur vollen Darlebung zu verhelfen, ganz er selbst zu sein, frei von aller Sklaverei, so wie Gott ihn wollte. Alles übrige geht Gott an.

**Persönliches Leben.** Nur ganz individuelles, ganz persönliches Leben kann uns aus dem Schlamme erretten, in welchen wir durch die Ueberbürdung mit Geschichte, mit Kultusballast und Civilisationsquark, durch die Schablonisierung der Empfindungen und der Urteile, durch den Despotismus der vielen kleinen und großen Selbstsuchten von Tage zu Tage tiefer versinken. Dies individuelle, persönliche Leben kann nur durch Beziehung des Menschen auf Gott emporflammen und brennend bleiben: wer die Welt in und um sich überwinden will, der muß Gott zum Helfer und zum Ziele haben, sonst wird ihn die Welt recht bald zu gewaltig dünken und seine Hände werden lässig werden und verzweifelnd in den Schoß fallen. (Lagarde, Deutsche Schriften.)

## 2. Religion und Aesthetik.

Im „Kunstwart" (Jahrg. XIX, Heft 15) betont Heinrich Steinhausen unter dem Titel „Kultus und Kunst" den Unterschied zwischen religiösem und ästhetischem Erleben. Wird unsrer modernen Kultur die Gretchenfrage vorgelegt: „Nun sag, wie hast Du's mit der Religion?", so ist diese Kultur wohl um beschwichtigende Antworten nicht verlegen. Vor allem weist man auf die Kunst hin, um uns über den weitgehenden Verlust an wirklich religiösem Erleben zu trösten. Auch die Kunst vermöge ja zu erheben und zu rühren und uns der Alltagswelt zu entrücken. Ja im Aesthetischen stecke geradezu der Kern des Religiösen. Propheten und Heilige seien recht verstanden Dichter. Man dürfe vor religiösen Vorstellungen ebensowenig

wie vor einem Kunstwerk fragen: Ist's auch wahr, was uns hier gezeigt wird? Tatsächlich offenbaren Kunst und Religion, so wird gesagt, ihre innere Verwandtschaft ja im Kultus, welcher doch stets ästhetische Momente enthalte und welcher der ästhetischen Betrachtung oft höchsten Genuß biete.

Diesen Aeußerungen gegenüber betont der Verfasser scharf die fundamendale Differenz zwischen der Stimmung des religiös und derjenigen des ästhetisch Entzückten. Jede Kultushandlung will mehr „als bloß den betrachtenden Geist in das Mit- und Nachempfinden der ihr zugrunde liegenden Glaubensvorstellungen versetzen." Die Seele des Anbetenden ist „auf Neubelebung und Kräftigung ihres Glaubensbesitzes gerichtet", er will im Kultus „der Gottheit gewisser werden". Sein Kultus ist ihm eine Sache, so ernst oder ernster wie das Leben; alles Aesthetische dabei nimmt nur eine untergeordnete Stellung ein. Denn es handelt sich in der Religion um Wirklichkeiten, und nur wo sie als solche ohne Abzug und mit absoluter Gewißheit geglaubt werden, ist religiöses Erleben. In der Kunst dagegen freut man sich am vollendeten Schein als solchen, ohne nach dahinterliegenden Realitäten zu fragen. Religion will eine das ganze Leben bestimmende Macht sein; nach ihrer Welt soll sich die reale Welt richten. Anders die Kunst. „Sie stellt ihre Welt neben die wirkliche, ohne dieser eine Veränderung ihren Gesetzen gemäß abzufordern." Sie verliert nichts dadurch, daß ihre Welt als eine Welt des Scheins erkannt wird. Die Religion dagegen kann nur von Gewißheit leben und verträgt diese ästhetisierende Betrachtungsweise nicht. P. H.

---

# An unsere Leser.

Wir schreiben für Suchende, um mit ihnen zu suchen und unser gemeinsames Suchen in die rechte Richtung zu leiten und zum Finden zu gelangen. Das wird umso leichter möglich sein, je lebendigere Fühlung wir mit unsern Lesern gewinnen. Darum bitten wir diese dringend, überall da, wo sie etwas zu fragen haben, wo sie Einwendungen erheben möchten, wo sie in unsern Artikeln die Klarheit vermissen, wo sie finden, daß wir Schwierigkeiten unberücksichtigt gelassen, es uns zu sagen, sei es in Form eines Artikels, sei es als bloße Frage oder Anregung. Die Redaktion behält sich selbstverständlich vor, wichtige Fragen von unwichtigen zu unterscheiden; je nachdem wird sie sich Mühe geben, eine ausführliche Antwort zu gewinnen, oder nur mit kurzen Briefkasten-Notizen erwidern; in jedem Fall aber wird sie die Diskretion wahren. Wir können natürlich nicht versprechen, daß wir auf jede Frage eine Antwort bereit haben; aber auch wo wir sie schuldig bleiben müssen, hat ja der Fragende nichts verloren und deshalb laden wir unsere Leser ein, von diesem Recht des Fragens ausgiebigen und ungenierten Gebrauch zu machen; das wird zur Verwirklichung unserer Absichten wesentlich beitragen.

**Die Redaktion.**

---

Das Titelblatt ist gezeichnet von Dr. **Theodor Barth**, in München.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

# NEUE WEGE

## An Stelle eines Geleitswortes.

Es macht dir graue Haare, ſchreibſt du, unſern Herrn Chriſtus verkannt und verachtet zu ſehen. — Du liebe, gerechte Seele, mag es doch! wer ſie um ihn trägt, trägt mit Ehren graues Haar. Zwar ſeinetwegen brauchſt du dir keine wachſen zu laſſen. Er wird wohl bleiben, was er iſt. So viele ihrer die Wahrheit nicht erkennen und nutzen, die haben des freilich Schaden; aber was kann es ihr ſchaden, ob ſie erkannt und genutzt wird oder nicht? Sie bedarf keines, und es iſt die Größe und Herrlichkeit ihrer Natur, daß ſie immer bereit iſt, von Undank nicht ermüdet wird und wie die aufgehende Sonne mit den Wolken und Dünſten ringt, um ſie zu reinigen und zu vergolden. . . . Wer nicht an Chriſtus glauben will, der muß ſehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebt und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir ſterben ſollen; und das kann er überſchwänglich, nach dem, was von ihm geſchrieben ſteht, und wir wiſſen keinen, von dem wirs lieber hätten.

Matthias Claudius.

---

## Was ist uns Weihnachten?

Unſere Zeit mahnt uns, vor allem bloß Gewohnheitsmäßigen auf der Hut zu ſein. Gehört nicht auch das Weihnachtsfeſt zu den alten Gewohnheiten, die bei ſtrenger Prüfung ihr Recht verlieren? Wer weiß denn, wann Jeſus geboren wurde? Und ſchließlich, was ſagt die Geburt Jeſu der modernen Welt?

Wie wäre es, wenn wir die Perſon Jeſu einmal wegdenken würden aus der geſchichtlichen Erinnerung? Wir hätten ſchwerlich

unsere heutige Kultur, aber dafür vielleicht eine andere, heiterere, zufriedenere. Statt der christlichen Kirche hätte irgend eine andere geistige Macht der jungen germanischen Welt die Schätze der alten Welt übermittelt. Viel Glaubenskampf und Glaubenszwang wären weniger in der Welt gewesen, auch viel Erlösungssehnsucht und Erlösungsfrieden, kein Mensch weiß das genau. Aber hohe geistige Kultur, Sinnen und Dichten, Schaffen und Genießen war längst vor Jesus da und bedurfte seiner nicht.

Freilich unsre öffentliche Meinung, unsre gesellschaftliche Moral, die sind von Jesu Geist tief berührt worden. Die Menschheit, auch wenn sie innerlich nicht besser geworden ist, schämt sich öffentlich vor dem Urteil des christlichen Gewissens. Wenn nur nicht gerade darin die Quelle vieler neuer Verstellungen der Sünde läge! Und ist nicht eben der Vertrag des Christentums mit Sitte und Anstand Schuld daran, daß wahrhaftiges, persönliches Gottesleben so schwer sich unter uns behaupten kann?

Erst hier, wo Eigenleben sich regt, wo eine Seele sich bewußt wird ihrer ganz persönlichen Bestimmung, da erwacht die Frage in ihr nach dem Sinn des Lebens, da sieht sie sich Jesu gegenübergestellt. Und da hat er uns das zu sagen, was so kein anderer uns sagen kann.

Zwar in dem Einen, da steht er noch zusammen mit den andern herrlichen Führern des Menschengeschlechts, denen wir den Appell an Willenskraft und Liebesdienst, das ewige unermüdliche Aufwärts und Vorwärts verdanken. In Jesu Mund steht das scharfe unversöhnliche Entweder — oder wie das Cherubsschwert an der Schwelle des Paradieses. Hier gibt es kein Ausweichen, kein Umgehen des schweren sauren Weges der Pflicht. Es soll nur niemand glauben, mit einem selbstischen, unreinen, trägen Herzen ein Jünger Jesu und Himmelreichsgenosse zu sein. In Jesus spüren wir eine Energie gegen das Böse ohne gleichen und eine Leidenschaft für Gottes Willen bis hinauf zum Höchsten: liebet eure Feinde, seid vollkommen wie Gott! Er hat uns das Ziel so hoch gesteckt, daß der Beste, Reinste von uns, er erst recht, sich immer wird schuldig finden müssen, und doch hat er keine Extramoral für starke Seelen aufgestellt, er sagt zu einem jeden noch so mit dem Bösen ringenden Menschenkind: so Großes will Gott von dir.

Aber das alles ist nicht das Beste an Jesus, es ist noch nicht das, was unsre Seele jubeln läßt bei seiner Botschaft. Was kann eines Menschen Herz am gewaltigsten bezwingen: Forderungen? nein, Ideale? nein, Vorbild und Beispiel? nein. Nichts zuletzt als Liebe. Bei Jesus ist es mehr als eines Menschen Liebe, Gottes Liebe selbst. Auch in der harten, erschütternden Forderung Jesu ist es Liebe Gottes, die an unsre Seele klopft; Liebe, die uns nicht lassen kann in unsrer Trägheit und Torheit, Liebe, die uns herausreißen will zu unsrer wahren menschlichen Bestimmung, Liebe, die an uns hämmert und mit jedem Schlag uns zuruft: höher, höher hinauf zum Gottes-

kind empor. Und mitten zwischen diesen ernsten Weckstimmen suchender, rettender Liebe dann das einfache Lied vom Vater, der den heimkehrenden verlorenen Sohn in seine Arme zieht, zu dem ein jedes seiner Kinder treten und sprechen kann: Vergib uns unsre Schulden. Eine wunderbare Stille und Ruhe kehrt da ein, wo noch eben Angst und Sehnsucht mit einander rangen. Erst schien es: die Seligkeit muß erobert werden, aber schau, sie ist da, Gottes Vaterliebe ist längst auf dem Plan, bevor in uns das Bewußtsein lebendig wird, was wir ihm schulden. Und das letzte, tiefste Wort des Evangeliums lautet: der Kinder ist das Himmelreich; wer nicht das Reich Gottes hinnimmt, wie ein Kind, der wird nicht hineingehen.

Das aber ist es, was uns immer wieder Weihnacht feiern läßt, froher als jedem anderm Tag des ganzen Jahres. In dieser rätselhaften geheimnisvollen Welt, die eigentlich durch jene neue Erkenntnis verworrener und durch jede sittliche Tat unermeßlicher an Aufgaben wird, ist dies die Lösung aller Rätsel, und das Geheimnis, das alle Geheimnisse verbergen, daß Vaterliebe über uns waltet, und daß wir Kinder heißen und auch sind. Weihnachtsfest ist Kinderfest; das Kind, dessen Geburtstag wir da feiern, hat uns Alten und Jungen das tiefste Glück gebracht, Kinder zu sein. Paul Wernle.

---

# Brachte Jesus Neues?

Es sind einer religiösen Lebensauffassung und Weltbetrachtung schon viele Schwierigkeiten daraus erwachsen, daß man Beobachtungen und Gesetze, welche die Naturwissenschaft der Welt der körperlichen Dinge abgelauscht, ohne weiteres auch auf das geistige Geschehen anwandte. So hat die Naturwissenschaft das Gesetz von der Erhaltung der Kraft aufgestellt, daß alles Bestehende Produkt dessen ist, was vorher schon da war und die in jedem Naturvorgang erscheinende Kraft genau dem Maß derjenigen Kraft entspricht, die schon in der Ursache vorhanden gewesen. „In dem gesamten Naturgeschehen gibt es nicht das geringste Mehr, das von irgendwoher hinzugekommen wäre.“

Auf das geistige Geschehen angewandt, wurde dieses „Gesetz“ zur Milieu-Theorie. Sie behauptet, jeder Mensch sei das Produkt seiner Umgebung. In den Verhältnissen, in denen er geboren und aufgewachsen ist, liege der völlig zureichende Grund für alle seine persönlichen Besonderheiten. In ihrer starrsten Ausprägung wird diese Anschauung zur materialistischen Geschichtsauffassung, welche alle geistigen Bewegungen für Wirkungen wirtschaftlicher Verhältnisse ausgibt und in Hunger und Liebe, d. h. Selbsterhaltungs- und Geschlechtstrieb die

treibenden Kräfte der gesamten Menschengeschichte erschöpfend aufgedeckt zu haben wähnt.

Es konnte nicht fehlen, daß auch das Christentum durch diese Theorie „erklärt“ wurde. Am radikalsten ist dabei der kürzlich verstorbene Bremer Pfarrer Dr. Kalthoff vorgegangen. Er trat mit der Voraussetzung, daß nicht etwa Persönlichkeiten, sondern wirtschaftliche Verhältnisse das Treibende in der Geschichte seien, an die altchristliche Literatur heran; was sich dieser Theorie nicht fügt, erklärt er für unhistorisch. So kommt er dazu, die Geschichtlichkeit der Person Jesu zu leugnen; das Christentum ist ihm ein Produkt der sozialen Bewegung der ersten römischen Kaiserzeit, Jesus der Messias nur ein Idealbild, in welchem die Träger jener Bewegung ihren Zielen Gestalt gegeben haben.*) Wir können diese Anschauung nur überwinden, wenn wir das anerkennen, worin sie recht hat.

Ein Stück Wahrheit steckt auch in der Milieutheorie — die Binsenwahrheit, daß jeder von seiner Zeit abhängig ist. Darum hat die Forschung auch den größten Gestalten der Geschichte gegenüber die Pflicht, die Wurzeln ihres Wesens aufzusuchen und zu fragen, wie weit ihre Umgebung auf ihre persönliche Eigenart, ihre Gedanken und Bestrebungen bestimmend eingewirkt hat. Mit diesen Untersuchungen durfte man auch vor Jesus nicht Halt machen: keine Angst vor unerwünschten Ergebnissen durfte da der Untersuchung Schranken setzen. Daraus haben sich hauptsächlich zwei Grundsätze ergeben:

1. Jesus wird aus seiner Zeit heraus verstanden. Hatten frühere Generationen sich mehr bemüht, den Abstand zwischen Jesus und uns zuzudecken und das Evangelium — unbewußt — zu modernisieren, so faßt die neuere Forschung ihn mehr als Kind seiner Zeit und seines Volkes ins Auge und ist sogar eher geneigt, den Abstand zu übertreiben als abzuschwächen.

2. Jesus und sein Evangelium werden „religionsgeschichtlich abgeleitet“, d. h. man fragt, ob seine Gedanken, Stimmungen und Grundsätze schon vor ihm vorhanden waren und verfolgt ihre Entstehungsgeschichte.

Liefert man aber damit Jesus nicht doch wieder der Milieutheorie aus? Wo bleibt dabei das Neue an Jesus? Schwindet damit nicht seine Originalität? Es kann uns auch nicht wundern, wenn

---

*) Denen, die durch Kalthoffs Bestreitung der Geschichtlichkeit Jesu in Bedenken hineingeraten sind, sei die Gegenschrift von Bousset empfohlen: „Was wissen wir von Jesus“. (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen. Preis Fr. 1. 35.) Wir begnügen uns hier mit dem Hinweis, daß Kalthoffs unverhohlene Voreingenommenheit durch die Milieutheorie gegen seine Darlegungen von vornherein mißtrauisch machen muß. Der „Glaube an den isolierten Heros“ ist ihm der „Todfeind jeder wissenschaftlichen Geschichtsauffassung“. Es ist völlig verkehrt, Kalthoffs Standpunkt, wie etwa geschieht, als die Konsequenz der kritischen Forschung zu bezeichnen; die kritischen Forscher stehen fast durchweg auf dem Standpunkt, den Kalthoff als den Glauben an den isolierten Heros bezeichnet, wobei er das Wort „isoliert“ in ganz unzutreffender Weise unterschiebt.

etwa hämische Stimmen als Ertrag der modernen Wissenschaft die Behauptung zu Markte tragen, daß alles, was Jesus verkündigte, schon vorher dagewesen sei, daß er darum seine Rolle als Offenbarer Gottes ausgespielt habe und für uns nichts mehr bedeuten könne.

Man kann in der Tat die Frage nach dem Neuen bei Jesus so stellen, daß man die Antwort darauf schuldig bleiben muß. Wer verlangt, Jesu Gedanken dürften vor ihm noch nie ausgesprochen worden sein, der droht in den Wogen des Zweifels zu versinken, und wenn er auch einen rettenden Balken gefunden zu haben glaubt, so kann genauere Prüfung auch den als nicht tragfähig erweisen.

Jeder Bibelleser weiß, daß die Juden zur Zeit Jesu erfüllt waren von der lebhaften Hoffnung auf eine glänzende Zukunft ihres Volkes, unter allerlei Wundern herbeigeführt von einem durch Gott besonders ausgerüsteten „Messias“. Jesus hat ja diese Hoffnung geteilt und an sie angeknüpft, er hat manche Vorstellungen damit verbunden, die uns fremd sind und nicht recht passen zu dem Bild eines aufgeklärten Idealmenschen, das sich manche von ihm zurecht gemacht haben. Er hat geredet von seinem Wiederkommen in den Wolken des Himmels, von einem Zutischesitzen mit den Patriarchen und einem Trinken vom Gewächs des Weinstocks in jenem künftigen Reich der Herrlichkeit. Er war darin ganz ein Kind seiner Zeit. Nun kann man darauf aufmerksam machen, daß auf das Wo? und Wie? der Zukunft wenig ankommt und daß Jesus nicht die Aufgabe hatte, die Vorstellungen davon zu korrigieren. Das Wesentliche ist, daß er die Hoffnung gereinigt hat von allem beschränkt Nationalen, dem Leidenschaftlichen, Rachgierigen, Lohnsüchtigen, das sie bei den Juden angenommen hatte, daß es ihm zu tun ist um den Sieg der Sache Gottes und die Erhöhung von Gottes Ehre, nicht um Erfüllung kleiner menschlicher Wünsche. Jesus stellt die Vorbereitung auf Gottes Gericht in den Mittelpunkt und betont, daß ein schmaler, beschwerlicher Weg durch eine enge Pforte zum Ziele führe. Aber absolut neu ist auch diese Umgestaltung und Verlegung der Schwerpunkte nicht. Allerlei Nüancen von Zukunftserwartungen waren schon vor Jesus im Volk lebendig, und eine Bewegung auf Reinigung und Vergeistigung der Hoffnung in ihren Zielen und Motiven wird von den Kennern des Zeitalters konstatiert. Der Sieg Israels über seine Bedrücker tritt zurück hinter dem Sieg Gottes über alle feindlichen Gewalten; das sichere Rechnen auf die Herrlichkeit weicht in manchen jüdischen Schriften mehr einer demütigen Vorbereitung auf Gottes Gericht, die wilde Vorfreude auf Entschädigung für alle Leiden dieses Lebens einer edleren Sehnsucht nach dem Vollkommenen. Man kann sagen, Jesus bringt den Abschluß und die Krönung einer Entwicklung, die sich schon vorher angebahnt hat.

Aber der Gottvaterglaube Jesu! Mit Unrecht wird etwa behauptet, es sei etwas Neues, wenn Jesus Gott den Vater im Himmel nennt. Schon in den Evangelien zeigt sich keine Spur davon, daß Jesu Zeitgenossen diese Bezeichnung irgendwie aufgefallen wäre.

Weitere Forschungen haben ergeben, daß Gott damals häufig Vater sowohl des ganzen Volkes als des einzelnen Frommen genannt wurde. Juden redeten im Gebet Gott oft an: unser Vater. Doch auf das Wort kommt schließlich nichts an. Die Hauptsache ist, daß Jesus Gott wie einem Vater vertraut und gedient hat, daß er, um mit Paulus zu reden, nicht im Geist der knechtischen Furcht, sondern der Kindschaft vor Gott getreten ist und auch seine Jünger in dieses Kindesverhältnis zu Gott hineingezogen hat. Damit trat er in Gegensatz gegen die herrschende Religiosität. Hier wurde Gott immer mehr vorgestellt als ein in unerreichbarer Himmelsferne thronender Despot, der mit den Menschen nur durch Vermittlung eines ungeheuren Hofstaats und Generalstabs von Engeln verkehrt. Wie ganz anders fühlt sich Jesus Gott nahe und verkehrt mit ihm auf Du und Du, wie weiß er sich in seiner Hand geborgen! Wie nimmt er auch das Schwerste, das Todesgeschick willig aus Gottes Hand in der Gewißheit, daß nichts ihn von seines Vaters Liebe trennen kann! Und wenn die Juden sich Gott vorstellten als pedantischen Richter, der alle einzelnen Taten der Menschen in seinem Buche einträgt, um sie zuletzt in mechanischer Weise gegen einander abzuwägen und unerbittlich sein Urteil zu fällen — welch andere Luft weht uns aus Jesu Gleichnissen vom verlorenen Sohn, vom barmherzigen König und unbarmherzigen Knecht, von den Arbeitern im Weinberg entgegen! Hier lebt das Zutrauen zu dem Gott, der auf der einen Seite das Schwerste fordert und auf der andern mehr Freude hat über den Sünder, der Buße tut als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Aber so sehr dieses Vertrauen auf Gottes väterliche Gesinnung gegen die Menschen dem gewöhnlichen Judentum entgegengesetzt ist, so kann man es doch nicht als etwas absolut Neues hinstellen. Es fehlt doch nicht an Zeugnissen eines getrosten und mutigen Gottvertrauens, einer freudigen Zuversicht zu Gottes Gnade. Es sei nur an die Tatsache erinnert, daß die Psalmen das wichtigste Erbauungsbuch der Christenheit geworden sind. Nicht umsonst hat man sie häufig mit dem neuen Testament zusammengebunden. Kann das Bekenntnis des Gottvertrauens noch überboten werden, das der 73. Psalm ausspricht: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde?“ Und die Bitte um Sündenvergebung kleidet ja die christliche Kirche in die ebenfalls unüberbietbaren Worte des 51. Psalms: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist. Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir.“ Solcher Glaube war auch zu Jesu Zeit nicht vergessen. Bousset sagt in seinem umfassenden Werk über „Die Religion des Judentums im Zeitalter Jesu Christi“: „Niemals und nirgends innerhalb der jüdischen Religionsgeschichte ist so viel und so oft von der Barmherzigkeit, Güte und Gnade Gottes die Rede, wie in der spätjüdischen Literatur. Das Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit und der Sünde ist hier auf das allerlebhafteste vor-

handen . . . . und ebenso lebhaft ist das Gefühl, daß man eines gnädigen, sündenvergebenden Gottes bedürfe." (S. 438.)

Nicht anders verhält es sich bei den sittlichen Grundsätzen Jesu. Er hat den Geboten des alten Bundes sein „Ich aber sage euch" entgegengestellt. Statt der zahllosen einzelnen Gebote betont er wenige Grundsätze, von den äußern Taten geht er zurück auf die Gesinnung des Herzens, das Sittliche stellt er entschlossen dem Kultischen voran. Doch wo er den Willen Gottes kurz zusammenfassen will, nennt er zwei alttestamentliche Gebote, das der Gottesliebe und der Nächstenliebe. Wird das Wort: „Gehorsam ist besser als Opfer" nicht schon dem uralten Gottesmann Samuel zugeschrieben? War es nicht schon eine unermüdliche Forderung der Propheten, daß die Herzen anders werden müßten? Ja auch zu den gewaltigsten Worten Jesu haben neuerdings jüdische Gelehrte Parallelen in den Aussprüchen von Schriftgelehrten beigebracht. Auch hier also gerät man in Verlegenheit, wenn man angeben soll, was denn neu war in Jesu sittlichen Grundsätzen. Und schließlich auch, wenn gar keine Spuren verwandter Gedanken und Bestrebungen aus dem Judentum seiner Zeit bekannt wären, so dürfen wir doch die Lückenhaftigkeit unserer Kenntnis nie vergessen. Es kann manches ausgesprochen worden sein, wovon sich uns keine Kunde erhalten hat.

Müssen wir also unsere Frage verneinen und Kalthoff Recht geben, wenn er schreibt: „Zeigt sich nun endlich, daß die grundlegendsten Gedanken dieser Jesusworte . . . . beim Ausgang der alten Zeit längst vorbereitet, daß sie sogar schon feste Bestandteile der damaligen geistigen Kultur geworden waren, Produkte sowohl der aus dem prophetischen Judentum hervorgegangenen religiösen Entwicklung wie der durch den Weltverkehr bewirkten Humanisierung der Gottesidee, so kommt die Theologie immer mehr in Verlegenheit, wenn sie für ihren historischen Jesus immer noch an der alten liberalen Vorstellung eines bahnbrechenden Genius und Religionsstifters festhalten will."

Nein, Kalthoff hat sich diese Verlegenheit nur eingebildet, weil er nicht loskam von der „alten liberalen Vorstellung", bahnbrechend sei nur, wer Gedanken ausspreche, die vorher niemand gehabt hat. Wenn Jesus auch keinen einzigen seiner Gedanken als Erster ausgesprochen hätte, so hätte er deshalb seine bahnbrechende, ewige Bedeutung doch nicht verloren.

Wie mannigfache Bewegungen durchzogen doch die Welt, in die Jesus eintrat! Wir haben schon davon geredet: beschränkter nationaler Fanatismus, feiges Zittern vor Gott, selbstgerechtes Rechnen, äußerer Werkdienst, Aberglaube, Kleinglaube und Unglaube, Leichtsinn, Weltsinn und Stumpfsinn, endlose Gebete, Opfer mit Strömen von Blut, Zauberwesen und Fatalismus; ein unglaubliches Gewirr von Gesundem und Krankem, Gutem und Verkehrtem, Echtem und Falschem, Vernachlässigung des Wichtigsten und Kraftvergeudung an Lappalien. Und nun die Gestalt Jesu! Wie ist in ihm alles Gesunde, Wahre,

kräftige, Innerliche vereinigt! Die Leistung der Größten besteht gewöhnlich darin, daß sie an dem komplizierten Gewirr von Wichtigem und Unwichtigem, woran ihre Zeit sich abgemüht hatte, eine großartige Vereinfachung vornehmen. Das gilt am allermeisten von Jesus. Mit sicherm Blick stellt er überall das Entscheidende in den Mittelpunkt und drängt das Nebensächliche in den Hintergrund. Wie einfach ist doch sein Glaube! Diese Erde der Kampfplatz zwischen Gott und dem, was sich ihm widersetzt; für uns Menschen die Pflicht, unsere ganze Kraft in diesen Kampf zu werfen bis zur Hingabe des Lebens, in der frohen Zuversicht, daß Gott doch stärker ist als aller Widerstand gegen seine Sache, daß ihm der Sieg gehört und daß die, welche auf seiner Seite kämpften, an seinem Sieg teilnehmen dürfen; die Kinder Gottes geborgen in der Hand dessen, der die Vögel unter dem Himmel nährt und die Blumen auf dem Felde kleidet, sodaß nichts, was ihnen geschieht, nicht einmal der Tod ihnen wirklich schaden kann. Wir dienen ihm nicht durch Extrawerke, sondern durch einfache Pflichterfüllung, Liebe, Wahrheit, Treue, Demut, Versöhnlichkeit. Wir sollen uns ihm ganz hingeben, aber trotz der Strenge seiner Forderung ist er kein harter Richter, der nichts vergessen kann, sondern ein Vater, der mit Freuden bereit ist, auch seine fehlbaren Kinder immer wieder an seinem Herzen aufzunehmen.

Es gibt wirklich Menschen, die sind bloß das Produkt ihrer Umgebung; sie werden und bleiben, was die Verhältnisse aus ihnen gemacht haben. Das sind die bloßen Nummern. Es gibt auch andere, die sich drüber erheben, die sich nicht einfach von den Umständen treiben lassen, die dem einen Einfluß widerstehen und dem andern mit aller Wärme sich hingeben. Das sind die Persönlichkeiten. Zu ihnen gehört Jesus. Von den vielen Bewegungen, die von außen an ihn herantraten, hat er bloß die gesunden, echten, starken, ewig wertvollen in sich aufgenommen, von allen Schlacken, allen Nebendingen, allen ungesunden Anhängseln, allen Fesseln gereinigt und in freier Kraft weiter geleitet, alles Wertlose hat er von sich abgestoßen. War das auch Produkt der Verhältnisse, gar etwa der wirtschaftlichen Lage? Woher kam dieser Sinn für das Gesunde, diese auslesende Kraft? Wir stehen hier vor dem Geheimnis der Persönlichkeit, das nirgends wunderbarer, majestätischer, tiefer vor uns sich auftut als bei ihm. Frühere Zeiten haben versucht, dieses Geheimnis zu erklären und haben ihre Versuche zu Dogmen erhoben. Wir Heutige begnügen uns lieber, das Unerforschliche still zu verehren.

Es liegt darin zugleich eine Antwort auf Kalthoffs Bestreitung des geschichtlichen Jesus. Auch er kann nicht leugnen, daß an jener Wende der Zeiten ein Punkt liegt, wo alle möglichen Einflüsse zusammengetroffen, aber nur die gesunden weitergeleitet worden sind. Die Kraft aber, die an diesem Punkte wirksam war, kann nur die Kraft persönlichen Lebens gewesen sein. Darüber kann kein Zweifel bestehen bei denen, welche die Welt ansehen wie sie wirklich ist. Und

dieses Auslesen, Vereinfachen, dieses Brechen der schlechten Einflüsse, dieses Verstärken und Weiterleiten der guten war das Neue bei Jesus.

Das ist nicht die einzige Antwort, die wir geben können. Mag das Gesetz der Erhaltung der Kraft für das körperliche Geschehen gelten, für die Kräfte, die sich wägen und messen lassen; für die geistigen Bewegungen hat es kein Recht. Mag man schließlich eine neue Erscheinung des geistigen Lebens auch zerlegen und sagen: das kommt daher und das dorther, so ist eben doch diese besondere Verbindung der Elemente eine neue Erscheinung, ein dem Wert nach Neues. Wenn ein Haus gebaut wird, so sind die Steine und Balken schon vorher dagewesen, ebenso die Arbeitskraft, die auf den Bau verwendet wird. Trotzdem entsteht durch ihre Einwirkung auf das Material, durch seine besondere Anordnung, ein Neues, dieses Haus mit seiner besondern Eigenart, das vorher noch nicht dagewesen ist und seinen eigenen Wert hat. Ja man kann aus demselben Material und mit demselben Kraftaufwand ein praktisches oder unpraktisches, ein schönes oder ein häßliches, d. h. ein wertvolles oder ein wertloses Haus bauen. Materialien und Arbeitskräfte erhalten ihren Wert erst dadurch, daß aus ihnen nun dieses Haus entsteht.

Das gilt auch von Jesus und all seinen Gedanken, Urteilen, Gefühlen, Bestrebungen, die schon vor ihm vorhanden waren. Dadurch, daß sie in seinem Innern vereinigt wurden, ist eine Person entstanden, die an Wert alle vor ihm gewesenen Elemente himmelhoch überragt. Alle die Elemente, die man schon in seinem Volk hier oder dort nachweisen kann, erhielten Wert, Bedeutung und Wirkungskraft erst dadurch, daß sie Bestandteile seines wunderbaren persönlichen Lebens wurden. Alle die guten Gedanken, richtigen Einsichten, gesunden Regungen, wertvollen Kräfte drohten im jüdischen Volksleben zu ersticken neben dem Wust von Verirrungen und Aeußerlichkeiten; sie kamen erst zur Geltung, als Jesus sie in seiner kraftvollen Persönlichkeit zusammenfaßte. Sehr schön sagt Bousset in der erwähnten Gegenschrift gegen Kalthoff: „Alle jenen Faktoren (aus denen K. das Christentum ableiten will) haben zur Entstehung des Christentums beigetragen, aber nicht ist dieses aus jenen begreifbar. Aus lauter Nullen kann keine Eins werden. Eine neue Wirklichkeit, ein neuer Strom des Lebens mußte sich ergießen und jene kleinen, schwachen Ströme, die ohne dies versandet wären, in sich aufnehmen." (S. 69.) Wir können also sagen: Neu war die Zusammenfassung all dieser Faktoren in seiner Person, neu der Wert der Person, die dadurch entstand.

Und nun noch das Letzte und Wichtigste. Absolut neu war an sich weder die Hoffnung, noch der Gottvaterglaube, noch die Sittlichkeit, die Jesus verkündete. Aber neu war die Kraft, mit der er das alles in sich trug, sodaß Kraft und Leben von ihm ausgehen konnte und noch ausgeht bis auf den heutigen Tag. Neu war die unerschütterliche Sicherheit, mit der er sich von seinem Gott gesandt und

gehalten wußte, die Unmittelbarkeit, mit der er Gottes Wirken und Willen im Weltlauf sah und seine Stimme im eigenen Innern vernahm; neu war die vollständige Hingabe seiner ganzen Person, seiner ganzen Kraft, all dessen was ihm lieb und wert sein konnte, ja zuletzt des eigenen Lebens für Gott. Neu ist, wie Gottes Sieg sein einziges und höchstes Ziel, wie das „Gott will es" die Kraft war, die ihm Mut gab und das Schwerste möglich machte. War all das Produkt des Milieus? Nein, nirgends so deutlich wie hier sehen wir eine höhere Macht, die in der Welt schafft und etwas will, die uns Menschen eine Aufgabe stellt, eine Bestimmung gibt, ein Ziel setzt, den lebendigen Gott. Mögen vor Jesus die Menschen auch schon oft auf Gott gehofft, seiner Fürsorge und Gnade vertraut, ihm mit dem innersten Herzen angehangen haben, so ist doch erst in Jesus der lebendige Gott recht spürbar den Menschen nahe gekommen als die Macht, welche uns schwache Geschöpfe umwandelt, adelt und emporhebt, welche Frieden und Gerechtigkeit auf Erden schaffen und uns an ein Ziel der Vollkommenheit führen will. Nirgends so wie bei Jesus kommt uns Gott so nahe, daß wir Mut und Freude gewinnen, ihm zu dienen, auf seine Leitung zu vertrauen, auch das Schwere aus seiner Hand anzunehmen, dem als gut und notwendig Erkannten treu zu bleiben, trotz unserer Schwächen und Fehltritte zu seiner Gnade Zuflucht zu nehmen und die Todesfurcht durch die Gewißheit zu überwinden, daß Gott das Beste in uns, das er geweckt, nicht untergehen läßt. Das Neue an Jesus ist die Kraft seines persönlichen Wesens, durch die der lebendige Gott selbst uns nahe kommt.

Schließlich, was würde es uns helfen, wenn auch alles, was Jesus gesagt hat, vorher noch von niemand ausgesprochen worden wäre? Für uns ist es ja nicht mehr neu, sondern längst vertraut. Und wertvoll ist es uns ja nicht deshalb, weil es neu war, sondern weil er es durch die Macht seiner Persönlichkeit eindrücklich gemacht hat. Für einen „isolierten Heros" halten wir ihn nicht, aber trotz seiner Gebundenheit und Abhängigkeit von seiner Zeit für einen Heros und bahnbrechenden Genius. Aber in letzter Linie ist auch das nicht wichtig, was wir über sein Verhältnis zu seiner Zeit denken und ob wir an dem Satze festhalten, daß er ein bahnbrechender Genius war. Wohl freuen wir uns, daß an ihm die Milieutheorie zu Schanden wird. Aber die Hauptsache ist, was wir von ihm lernen und empfangen, daß wir seinem Einfluß unsere Herzen öffnen und er uns Kraft spendet, uns über unser eigenes Milieu zu erheben und uns zu gestalten nach seinem Bilde.

R. Liechtenhan.

# Weihnachtslied.

Brich an, du schönes Morgenlicht!
Das ist der alte Morgen nicht,
Der täglich wiederkehret.
Es ist ein Leuchten aus der Fern,
Es ist ein Schimmer, ist ein Stern,
Von dem ich längst gehöret.

Nun wird ein König aller Welt,
Von Ewigkeit zum Heil bestellt,
Ein zartes Kind geboren.
Der Teufel hat sein altes Recht
Am ganzen menschlichen Geschlecht
Verspielt schon und verloren.

Der Himmel ist jetzt nimmer weit,
Es naht die selge Gotteszeit,
Der Freiheit und der Liebe.
Wohlauf, du frohe Christenheit!
Daß jeder sich nach langem Streit
In Friedenswerken übe.

Ein ewig festes Liebesband
Hält jedes Haus und jedes Land
Und alle Welt umfangen;
Wir alle sind ein heilger Stamm,
Der Löwe spielet mit dem Lamm,
Das Kind am Nest der Schlangen.

Wer ist noch, welcher sorgt und sinnt?
Hier in der Krippe liegt ein Kind
Mit lächelnder Gebärde.
Wir grüßen dich, du Sternenheld!
Willkommen, Heiland aller Welt!
Willkommen auf der Erde!

Max v. Schenkendorf. 1814.

---

# Jesus und wir.

Es ist unstreitig, daß die Menschen mehr von Jesus als inneres Eigentum in sich trügen, wenn sich nicht in allen Zeiten die Theologen seiner bemächtigt hätten. Sie bieten ihn freilich der Menschheit dar, oft sogar mit großer Mühe und flammender Be-

geisterung, aber leicht zu ihrer Enttäuschung und nicht selten zu ihrer schweren Niedergeschlagenheit. Denn er wird nicht angenommen.

Jesus verträgt es, wie alle Großen, schlechterdings nicht, daß ein Mensch von einem andern eine Anschauung seiner einfach abnehmen will. Er ist auf jeden Fall, mag man ihn ablehnen oder zum Herrn erküren, dafür zu gut, daß man ihn auf so billige Weise, wie es die Kenntnisnahme vom Hörensagen auch der Besten und Edelsten immer bleibt, sich aneignen will.

Man kann sich einen nachhaltigen Eindruck, eine lebenweckende Anschauung, oder wie man es nennen will, von Jesus durch gar nichts andres erwerben, als durch eigene angestrengte Bemühung um ihn. Und weil alle Versuche der Theologen, durch möglichst lebendige, geschichtstreue, begeisterte Darbietung Jesu ihn weitern Kreisen nahezubringen, nichts andres sind als der Versuch, von Natur Schweres künstlich leicht zu machen, darum stehen gerade sie dem Verständnis Jesu oft im Wege.

* * *

Aber wie soll man denn lernen, Jesus zu verstehen?

Der erste Schritt dazu ist die Befreiung von dem Irrtum, daß man von Jesus etwas wisse, wenn man über die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit irgendwelcher Berichte über ihn, oder über den Einfluß seiner Person auf einen einzelnen oder eine Gesamtheit von Menschen etwas weiß.

Freilich ist es selbstverständlich, daß einer, der ihm gerne näher rückte, sich eine genaue Kenntnis der Berichte über ihn, also der Evangelien, erworben hat. Freilich ist es gut, und ein ehrliches Suchen wird sich dessen gar nicht entschlagen können, daß man erfahren will, was man über die Zuverlässigkeit und die Unzuverlässigkeit der Evangelien da denkt, wo die Klärung dieser Fragen Berufs- und Lebensarbeit ist. Auch den gewaltigen Widerschein des Lichtes, das von Jesus ausging, in den Seelen und Sitten ihm zugetaner guter und edler Menschen aller Zeiten zu betrachten, ist förderlich. Unbedingt nötig ist das schon deshalb nicht, weil niemand sich mit ihnen gleichsetzen wird, und weil, was uns als Wirkung Jesu erscheinen mag, es vielleicht gar nicht war. Wir können ihn schlechterdings nur an uns erfahren.

Aber das alles sind nur Vorbereitungen zur Sache, nicht die Sache selber.

* * *

Aber das ist die Sache selber: wir erfahren Jesus durch die Tat.

Der Kult, den ihm eine Anhängerschaft bereitet, die wohlwollende Interessiertheit einer geschichtsfreundlichen Zeitstimmung, die ihn dabei mit andern der Betrachtung werten Erscheinungen der Geschichte vereinerleit, sind beide ein gleich großes Unrecht an ihm.

Nur soweit unser Tun den von ihm überlieferten Worten gemäß wird, verstehen wir seine Größe und seine Macht. Nur von den

Lagen des sittlichen Tuns oder des sittlichen Leidens aus, die denen seines Lebens sich nähern, erschließt sich uns der Einblick in sein Wesen.

Die Herzensreinen, die starken Dulder, die, deren Leben ein selbstverleugnendes Lieben ist, die treten an ihn heran; und für die, deren ganzes Sein durch einen hohen Gedanken, in dessen Dienst sie stehen, zu einer starken und guten Einheit zusammengeschmolzen worden ist, für die tritt aus der nebelhaften Unbestimmtheit der geschichtlichen Berichte seine Erscheinung in lichtvoller Klarheit hervor.

* * *

So ist es wahr, was man oft leugnen will: Die hochgemuten Vorkämpfer umgestaltender Gedanken sehen ihm deutlicher als wir andern bis in die Tiefen seines Herzens hinein. Denn in ihm selber schlug die Ader des sittlichen und religiösen Reformators.

Und auch das andere ist wahr, daß eine kühne Umänderung unserer äußern Lebensverhältnisse, soweit sie sittlicher Freudigkeit entspringt, unsere Augen für ihn öffnet.

Selig sind die freiwillig Armen, denn sie werden Jesus sehen.
Selig sind die Menschen eines ganzen Bruches mit aller Eigenliebe; denn ihnen tritt Jesus der Bruder entgegen.
Selig sind, die um der Liebe zur guten Menschheit willen alles Widerwärtige für Wind achten; in ihrem Herzen wohnt Jesus.

* * *

Doch braucht es zu solchem Bruch mit seiner Vergangenheit ein starkes Maß der Gnade von Gott. Nur wo Armut und Verzicht uns sofort reich machen, bringen sie uns Jesus entgegen.

Denn er war unaussprechlich reich. Wir können die innere Freiheit, mit der er als ein Fürst über die Güter dieser Erde hinwegsah, nie ermessen. Und er war überaus freudig. Weil er uns allen im Hochflug seines Vertrauens um tausend Höhen vorausgeeilt war. Aus seiner Freiheit und seiner Freudigkeit erwuchs seine Stärke.

Erst wenn wir durch eigene tapfere Tat frommer Freiheit uns ihr Verständnis erschließen, kommen wir zu einer Ahnung ihrer Größe. Sie ist die Selbstverständlichkeit, mit der Weisheit und Liebe in ihm wohnen. Ueberrascht finden wir bei ihm als natürlichen Ausdruck seines Wesens, was andre menschliche Klugheit und Weisheit sich mühsam erringen. Eigentümlich, daß geläuterte Klugheit zu der Einsicht kommt, es sei weise, den Feind zu lieben. Jesus sagt dasselbe; er hat zwar alle Klugheit unter sich, aber mit Selbstverständlichkeit wird sie ihm zu eigen, denn er herrscht über sie; so stark ist er.

* * *

Jesus: ein feiner, zarter Menschensohn; hart schneidet das Kreuz in seine Schulter. Und als er noch nicht lange am Fluchholze gehangen, kommt das körperliche Ermatten über ihn, daß er in wirrem

Schrei den Gott anklagt, den er glaubt, und stirbt. Sie sagen, das sei das Aufgeben seines Glaubens. Und es war doch nichts als das Erliegen eines Menschenleibes, dessen Geist unendlich stärker ist.

Denn jeder, der sich in den Bann seiner Worte stellt, spürt die bezwingende Gewalt, die dem zarten Menschensohn eignet. Woher diese Kraft?

Wer sich in diese Frage versenkt und ihre Antwort am Steigen und Fallen seiner eigenen guten Kraft abliest, kommt zu der Einsicht, daß sie eine rätselhafte Gabe wäre, wollte man nicht an Gott glauben.

Auch so aber löst sich das Rätsel nicht. Man hat gesagt, er sei ein völlig von Gott Ueberwundener gewesen, dessen ganzes Sein Ein großer Gotteszwang gewesen. Sofern man das Notwendige an seinem Wesen gegenüber allem Zufälligen, willkürlich Erlesenen betonen will, ist es wahr. Auch wir dürfen erleben, daß Gott uns „also dringet“, dies und das zu tun.

* * *

Aber von Zwang soll man da nicht reden, wo höchste, selbstverständliche Freiheit ist. Durch Befreiung stellt uns Gott in seinen Dienst. Er löst uns aus den Fesseln der Sinnlichkeit und Sündigkeit, der Eigenliebe und des Ehrverlangens.

Einen Befreiten nun habe ich in Jesus noch nie gesehen; aber als ein Freier tritt er vor uns hin. So frei in seiner Freudigkeit und Stärke steht er da, daß sich viele von ihm eifrig abwenden. Sie meinen, daß sie diesen Kraftgehalt nicht in sich aufnehmen können, ohne an ihrer Schwachheit zu Grunde zu gehen. Die Ablehnung Jesu kann, wie Unverständnis, so ein Bekenntnis sein. Und es sind die Schlechtesten nicht, die ihn ablehnen. Auch ist nicht erwiesen, was er sagen würde, sähe er sie.

Andere kommen durch ihr sittliches Tun zur Ahnung seines Wesens und fühlen dann erst ihre Richtigkeit. So geht es den Meisten von uns. Doch bleibt uns die Erlaubnis, an der Verwirklichung seiner Gesinnung zu arbeiten.

Die Wenigen, die Gott schon als vor ihm Großen hat werden lassen, die sahen in Jesus den Heerführer, in dessen engern Rat sie eingereiht sind.

L. Köhler.

---

Tanto sa ciascuno quanto opera.
(Jeder versteht so viel als er handelt.)

Savonarola.

---

# Gedanken über Matth. 5, 38—42.

Auch Frauen sollen die Spalten der „Neuen Wege" geöffnet sein, und wenn auch zaghaft, so will Schreiberin der Aufforderung gehorchen und einen Gedanken klar zu legen suchen, den sie beim Lesen der Bergpredigt gehabt.

Schreiberin hat, wie unzählige andere auch, immer wieder an den Worten Jesu Matth. 5, V. 39—41 herumstudiert:

„Ich aber sage Euch, daß ihr nicht wiederstehen sollt dem Uebel, sondern so jemand Dir einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar.

„Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.

„Und so jemand dich nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei."

Sie hat sie sogar praktisch angewandt und nachher ein böses Gewissen und das Bewußtsein, feig und schwachmütig gewesen zu sein, gehabt. Die Worte Jesu sind am Ende nicht wahr für feige und schwachmütige, vielleicht nur für willensstarke, kräftige, furchtlose Naturen?

Jesus war eine solche Natur, und weil er es war, darum hat er bei seinen Worten auch an willensstarke, unerschrockene, sich selbst behauptende Menschen gedacht, an Menschen, denen es natürlich scheint, ihr gutes Recht geltend zu machen gegenüber Zorn, Rohheit, Habsucht, Eigennutz. Solche unerschrockene Charaktere sind leicht der Versuchung ausgesetzt, mit gleichen Waffen heimzuzahlen. Die Anschauung: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" hat aber Jesus bekämpft und bei dem, der ihm nachfolgen will, kann davon keine Rede sein, sondern er soll das Böse überwinden mit Gutem. Wenn du aber das Böse überwindest, dann wächst gleichzeitig das Gute in dir. Aus bezwungenem Zorn wird Sanftmut, aus bezwungener Habsucht Generosität, aus Eigennutz Uneigenützigkeit. Mit diesen Waffen sollst du kämpfen — Jesus hat auch mit ihnen gekämpft — und, wenn dein Gegner kein ganz verdorbener Mensch ist, auch siegen. Er wird spüren, daß du über Kräfte verfügst, vor denen er nicht Stand halten kann, und er wird beschämt seine geringe Gesinnung einsehen.

Wenn du also mit energischem, furchtlosen Wesen Jesu nachfolgst, dann sind seine Worte für dich ganz verständlich, einfach und wahr, wenn du aber schwachmütig, feige und ängstlich bist, was dann?

Dann hätte dir wohl Jesus einen andern Rat gegeben. Er hätte vielleicht gesagt: Hüte dein Herz vor Gehässigkeit, aber überwinde deine Schwachmütigkeit durch Widerstehen, das macht dich stark. Schwächliches Nachgeben schädigt auch deinen Gegner. Du nährst seine Schlechtigkeit, er fühlt deine schmähliche Niederlage, das macht ihn kühn und frech. Dir aber wird noch schwerer zu vergeben; denn

feige erlittene Ungerechtigkeit verbittert. Oder du täuschest dich selbst und hältst deine Schwäche für Nachfolge Jesu.

Da kann man sich also nicht halten an Jesu Wort als an ein göttliches Gesetz, das für jeden paßt? Bei manchem wohl, aber oft hat Jesus für den gegebenen Fall oder für einen bestimmten Menschen ein Wort gesprochen. Würdest du es verallgemeinern, so wäre es falsch. Jesus hat wohl jedem etwas zu sagen, aber nicht jedem ganz dasselbe. Jeden will er erlösen vom Bösen, jedem zur sieghaften Freiheit der Kinder=Gottes helfen.

Eine Leserin.

# Ecce homo.

Friedrich Paulsen beklagt es einmal, daß auf christlichem Boden der widrigste aller Menschentypen: das Pfaffentum, entstanden sei. Mag man dagegen auch einwenden, daß diese häßliche Pflanze auf allerlei Erdreich wachse, auch auf dem der Freigeisterei, und daß sie auch schon in vorchristlicher Zeit zu finden sei, so bleibt doch wahr, daß sie ihre typische Gestalt auf dem Boden der christlichen Kirchen aller Konfessionen gefunden hat. Das ist auch wohl begreiflich. Denn was ist das Wesen des Pfaffentums? Es ist der Gegensatz zwischen der idealen Prätension und der unidealen Wirklichkeit; dem geistlichen Anspruch und der Sinnlichkeit, Geld= und Machtgier, die sich dahinter verbergen oder wenigstens durch das Ideal nicht ganz besiegt werden; dem zur Schau getragenen Heiligkeitsnimbus und der sehr unheiligen Natur. Heuchelei, Verrenkung der natürlichen Art des Menschen, Engigkeit und Fanatismus scheinen die charakteristischen Merkmale dieses Typus zu sein. Da nun das Christentm das Ideal sehr hoch stellt und in einigen seiner Formen es in den schroffsten Gegensatz zur Natur setzt, so mußte der Widerspruch zwischen dem prätendierten Ideal und der Wirklichkeit auf seinem Boden besonders groß werden, namentlich wenn an Stelle des Gottesreiches eine weltliche Kirche trat und ihre Vertreter doch zugleich in besonderer Weise das religiöse Ideal darstellen sollten. So stammt denn ein großer Teil alter und neuer Abneigung gegen das Christentum aus der Empfindung, daß es gegen das rein Menschliche mißtrauisch sei, daß es Natur und Wahrheit unterdrücke zu Gunsten eines übergeistigen, unmöglichen und daher eigentlich unmenschlichen Ideals.

Daher bildete sich in bewußtem oder unbewußtem Gegensatz gegen das christliche das Ideal des freien Menschentums. In der Renaissance entstanden, gewann es in der klassischen Periode deutscher Dichtung und Philosophie, besonders durch Rousseau [und Kant, Schiller und Goethe, Herder und Schleiermacher, seine ganze Schönheit

und Vielseitigkeit. Aus Christen sollten Menschen werden. Aus den Schranken des Standes, der Nationalität und Religion sowie aus der Engigkeit einer einseitigen Bildung sollte der Mensch befreit, das allgemein Menschliche auf den Schild gehoben und durch eine humane, sittlich-künstlerische Kultur zur Vollendung geführt werden. So gingen Christlich und Menschlich auseinander.

Nun ist es auch an diesem Punkte, wie so oft, lehrreich, den Gegensatz zwischen dem Christentum und Jesus zu beobachten. Jesus hat zu allen Zeiten immer wieder den Eindruck erweckt, daß in ihm das allgemein Menschliche seine Verkörperung gefunden habe. Man konnte es daher öfters nicht begreifen, daß er aus dem Judentum hervorgegangen sei. Nachdem schon David Friedrich Strauß das Hellenische in Jesus hervorgehoben, hat neuerdings Chamberlain in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ den Versuch wieder aufgenommen, ihm einen arischen Ursprung anzudichten. Das ist geschichtlich unhaltbar; Jesus ist der echte Sohn Israels. Einige Theologen sind nach der andern Richtung sogar so weit gegangen, daß sie das Jüdische in ihm übertrieben. Auch das ist sicherlich falsch. Das allgemein Menschliche in der Erscheinung Jesu ist offenkundig, aber es ist gerade aus Israel zu erklären.

Auf den ersten Blick ist es allerdings ein Rätsel, daß gerade aus diesem Volke, das bekanntlich die engste und abstoßendste nationale Eigenart zeigt, der kommen konnte, der am meisten Mensch ist. Den Schlüssel zu diesem Rätsel bildet das Gesetz des Kontrastes. Das Walten eines solchen ist in der Geschichte häufig zu beobachten. Das welt- und sinnenfreudige Griechentum erzeugte als Steigerung und Gegenwirkung die übersinnliche Philosophie Platos. Besonders aber ist Israel voll von solchen Gegensätzen. Es ist ein Volk, das von altersher gut zu rechnen verstand und Freude hatte an großen Herden und gefülltem Schatze, aber doch auch wieder einen Idealismus erzeugte, wie er nirgends sonst zu finden ist. Dem Jakob tritt Abraham entgegen und dem Priester und Kaufmann der Prophet. Es hielt sich für Gottes auserwähltes Volk und doch haben wir von ihm die Erkenntnis des Einen Gottes, der aller Völker Herr und Vater ist und sind keinem Volke so wie ihm aus der eigenen Mitte seine Sünden vorgehalten und vernichtende Gerichte verkündigt worden. Es scheint, als sei dieses vulkanisch leidenschaftliche, willensstarke Volk dazu bestimmt gewesen, durch Druck und Gegendruck die tiefste Wahrheit des Menschenwesens in mächtigen gegensätzlichen Formen ans Licht zu bringen. Es ringen in diesem merkwürdigsten der Völker zwei Seelen auf Leben und Tod: die nüchterne, rechnende, materialistische, welthungrige Jakobsseele, und die idealistische, hoffende, schwungvolle, nach Gott dürstende Israelseele. Der größte Gegensatz zum Judentum aber und damit gerade der echte Sohn Israels ist Jesus. Er konnte, wenn wir so sagen dürfen, nur auf jüdischem Boden der werden, der er ist.

Jesus war unter die Pharisäer hineingestellt. Sie mußten ihn am meisten beschäftigen, denn sie galten als die, welche es mit der Religion ernst nahmen. Mit ihnen war die Prätension des „rechten Glaubens"; sie hielten das Gesetz wirklich. Sie ließen es sich sauer werden mit Fasten, Sabbathsheiligung und Verzehnten von Minze, Dill und Kümmel. Ja, sie nahmen es in ihrer Weise wirklich ernst und gerieten damit in das unfreiste, hochmütigste, sagen wir: ein pfäffisches Wesen hinein; der Jude und der Fromme verdrängten den Menschen völlig.

Da kam einer, der es noch ernster, ganz ernst nahm, nicht mit der „Religion", sondern mit Gott und damit zum rein Menschlichen gelangte. Hier gewinnt der alte in diesem Volke angelegte Gegensatz seine wunderbarste Steigerung, an der Jakob untergeht, damit Israel der Anfang einer neuen Menschengeschichte werde. Das allgemein Menschliche in Jesus erwächst aus dem religiösen Zentrum seines Wesens. Dieses ist uns in seinen Tiefen ein Geheimnis, in das einzudringen wir ohne Verletzung der Ehrfurcht nicht einmal versuchen dürfen. Aber an dem Punkte, auf dem es ankommt, sehen wir klar. Weil Gott für Jesus viel mehr ist als für die Pharisäer, weil er ihm alles ist, er im Vater und der Vater in ihm, kommt in ihm Wahrheit, Natur, Freiheit, reine Menschlichkeit sonnenhell zur Erscheinung. Weil Gott ihm so unendlich gewiß und nahe ist, so müssen alle religiösen Formen fallen. Denn diese schieben sich zwischen Gott und den Menschen. Sie bekommen eine angemaßte Wichtigkeit, weil Gott nicht da ist. Wo man ihn nicht als Lebendigen hat, da muß Fasten, Gesetz, Opfer, Rechtgläubigkeit seine Gegenwart ersetzen, den Geist sinnbildlich an ihn mahnen, wo er aber selbst da ist, wird dieses Zeremoniell fast lächerlich. Das Verhältnis zum Vater wird so einfach als möglich. Es wird schlichteste Natürlichkeit. In den elementaren Grundformen aller Lebenswahrheit dient man Gott. An die Stelle des Fastens, Gebetehersagens und religiösen Mückenseigens tritt Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Treue; statt das Geld in den Tempelschatz zu werfen, soll der Sohn es den Eltern geben; das jüdische Schwörsystem soll ersetzt werden durch das einfache: Ja, ja, Nein, nein. Gottesdienst ist das rechte Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, das in der Liebe sich vollendet, die hinwieder erläutert wird als solidarisches Dienen, besonders des Starken am Schwachen. Alles klingt so einfach, fast nüchtern und doch leuchtet darin ein sonniger Glanz, alles mit unbeschreiblicher Poesie übergießend: Gott der Vater und sein Reich, dem nicht irgend ein besonderer religiös geweihter Bezirk der Wirklichkeit, sondern die ganze Wirklichkeit gehört. Dieser Gottesdienst „im Geist und in der Wahrheit", wie Johannes sagt, wird allerdings ungleich ernster genommen als der der Pharisäer und Sadduzäer. Er will den ganzen Menschen ungeteilt, aber gerade weil er alles durchdringt, tritt er nicht als etwas Besonderes hervor. Alles Kleinliche vollends muß dahinschmelzen. Dafür ist der wirkliche Gott

zu groß. Die hochmütigen Ansprüche des Judentums auf Gott werden hinfällig. Jesus stellt den Juden einen Ketzer und Gottlosen, einen Samariter, als Vorbild der Erfüllung des göttlichen Willens hin — eine Tat ohne Gleichen in der Geschichte der Entwicklung des Menschentums. Und all das, weil er es mit Gott ernst nimmt.

Von Gott her kommt auch der Mensch nun erst recht zu seinem Wert. Denn der Mensch ist Gottes Kind. Er hängt mit ihm innig zusammen und nimmt an seiner Unendlichkeit teil. Und wie er ewigen Wert in sich selber fühlt, so muß er den Mitmenschen unter dem Gesichtspunkte betrachten, daß er Gott in ihm sieht, in dem Sinne, daß, was er ihm tut, Gott getan ist. Dadurch wird der Mensch unvergleichlich in die Höhe gehoben. Weder auf griechischem, noch auf indischem, noch auf germanischem Boden ist so groß vom Menschen geredet worden. Vor dieser inneren Größe des Menschen, der Größe seiner Bestimmung, muß aber alles Außenwerk, alles Zufällige, nebensächlich werden. Stand, weltliche Macht, Begabung, Rasse können keine Schranken mehr bilden zwischen Mensch und Mensch. Es ist etwas anderes, auf das es nun ankommt, etwas, das allen gemeinsam ist. Durch ihre Beziehung auf den Vater sind sie zu einer neuen, überlegenen, tiefen Einheit verbunden. Das allgemein Menschliche ist entdeckt. Ueber alle Sachen, heißen sie Mammon oder Sorge, Weltgenuß, Kultur-Moral, religiöses Gesetz, erhebt sich die Persönlichkeit, die Seele als Herrin. Weil sie Gottes Vasall ist, ist sie weltfrei. Ihr Recht gegen die Macht der Natur und Kultur ist bei ihm geborgen. So ist aus religiösen Tiefen die Freiheit und Herrlichkeit des reinen Menschentums erwachsen.

Ein Moment soll noch rasch besonders hervorgehoben werden. Durch Jesus ist das Verhältnis zwischen Gott und Mensch das zwischen Vater und Kind geworden. Auch hier ist eine Hauptwurzel der rein menschlichen Art des Evangeliums; denn das ist das menschliche Urverhältnis; es ist ebenso einfach als einer unendlichen Vertiefung fähig. Schon darum, weil das Evangelium voll von diesem Bilde ist, ist es das Menschlichste, was es gibt. Das Verhältnis zum Vater und zum Bruder vollendet sich in der Kindlichkeit. Ihr gehört nach Jesus das Himmelreich. In dieser Kindlichkeit, ihrer Einfalt, ihrem Vertrauen, ihrer Freudigkeit, ihrem Geheimnis, ist das Größte des Menschentums erschienen. Das griechische und das moderne Ideal des Menschentums, Plato, Goethe und Nietzsche, müssen erblassen vor der Naivität und göttlichen Tiefe dieser Kindlichkeit des Evangeliums. Denn das Kind ist der wahre Mensch. Nietzsche ist in seiner Sehnsucht nach dem Kinderland dem Zentrum des Evangeliums ungeahnt nahe gekommen.

So ist, was im Christentum oft so schmerzlich und abstoßend auseinandergeht, in Jesus wunderbar vereinigt: Göttliches und Menschliches, Geist und Natur. Weil mit Gott ernst gemacht wird, kommt der Mensch zum vollen Rechte. Jesus selbst ist die persönliche Verkörperung

dieses aus dem Vater wachsenden Menschentums, das sich in der Kindlichkeit vollendet. Es scheint mir eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben zu sein, daß das Christentum gerade hierin Jesus näher komme. Noch fangen uns erst an die Augen aufzugehen für dieses Menschentum Jesu in seiner Verbindung von Freiheit und Dienstbarkeit, stärkstem Ruhen in sich selbst und völliger Hingabe an die Brüder, gänzlichem Erfülltsein von Gott und vollendeter Natürlichkeit, grenzenlosem Glauben und nüchternem Realismus, inniger Weichheit und herber Männlichkeit, Weltabgestorbenheit und Weltfreudigkeit. Sobald wir etwas mehr davon erkannt haben, werden wir auch einsehen, daß das Beste am modernen Ideal des freien und erhöhten Menschentums nicht auf griechischem Boden gewachsen ist. Dort fehlte dazu die Vorbedingung: die tiefe religiöse Spannung. Das Hinreißende am Schillerschen und Goetheschen Menschenideal stammt aus der seelischen Leidenschaft, dem Unendlichkeitsdrang, die mit Jesus in die Welt gekommen sind. Die moderne Hoffnung für den Menschen ist dem religiösen Ursprung entfremdet, aber ob sie nicht verwelken muß, wenn sie nicht immer wieder von dem heimischen Boden her Nahrung bekommt? Jedenfalls zeigt sich auch an diesem Beispiel, wo im Leben der Menschheit die schöpferischen Kräfte walten.

Wir werden den Zusammenhang unserer Zukunftsideale mit Jesus noch erkennen. Der Mensch der Zukunft wird nach seinem Bilde gestaltet sein. Paulus nennt Jesus den „zweiten Adam". Darin drückt er in seiner Sprache aus, daß in ihm die Wahrheit des Menschentums klar geworden, daß er der erste einer neuen Art sei, die einst die allgemeine werden müsse. Darum zeigen wir mit Pilatus auf ihn und sprechen, dem bekannten Worte eine tiefere Bedeutung gebend: Ecce homo — Sehet, der Mensch!

Es ist bedeutungsvoll, daß dieses Wort von dem Dornengekrönten gesagt ist. Denn wie er selbst im Leiden sich vollendet, kommt er darin unserer Menschlichkeit für alle Zeiten und Orte doch am innigsten nahe.

L. Ragaz.

# Weise aus Abend- und Morgenland über Jesus.

Ottilie von Goethe erzählt, Goethe sei einmal auf die Herrlichkeit Christi zu reden gekommen und habe sie immer ernster, immer feuriger, mit immer wachsender Rührung gepriesen, bis er, in einen Tränenstrom ausbrechend, hinausgegangen sei.

(Biedermann, Goethes Gespräche.)

* * *

Und so bestätiget es sich denn auf alle Weise, daß bis an der Ende der Tage vor diesem Jesus von Nazareth wohl alle Verständigen sich tief beugen und alle, je mehr sie nur selbst sind, desto demütiger,

die überschwängliche Herrlichkeit dieser großen Erscheinung anerkennen werden.
Fichte. (Anweisung zum seligen Leben.)

* * *

Es trat einmal ein Einzelwesen auf die Erde, das bloß mit sittlicher Allmacht fremde Zeiten bezwang und eine eigene Ewigkeit gründete — das sanftblühend und folgsam wie eine Sonnenblume, kommend und gehend wie eine Sonne, selber dennoch mit seiner milden Gestalt sich und Völker und Jahrhunderte zugleich nach der All- und Ursonne bewegte und richtete — es ist der stille Geist, den wir Jesus Christus nennen.
Jean Paul. (Dämmerungen.)

* * *

Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Hierin finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.
Goethe. (Wilhelm Meisters Wanderjahr. 1. Buch, 12. K.)

* * *

Ja, wir brauchen wirklich das Christentum. Nicht in erster Linie, um unsre Götzen von Holz und Stein zu zerstören. Dies sind harmlose Dinge im Vergleich mit andern Götzen im Heidentum und anderswo. Wir brauchen es, damit unser Böses böser und unser Gutes besser erscheine. Nur das Christentum kann uns unsere Sünde aufdecken, daß wir uns darüber erheben und sie besiegen können. Ich betrachte das Heidentum immer als einen Zustand der Lauheit; es ist weder warm noch kalt. Ein erstarrtes Leben ist ein schwaches Leben; es fühlt den Schmerz weniger und kann sich auch weniger freuen. Das „Aus der Tiefe“ stammt nicht aus dem Heidentum. Wir brauchen das Christentum, damit es unser Leben stärker, lebendiger mache, damit wir Gott Treue und dem Teufel Feindschaft schwören können. — — Das Heidentum genügt für unsere Kindheit: für unser Mannesalter brauchen wir das Christentum. Die Welt wächst und wir mit ihr. Das Christentum wird immer mehr eine Notwendigkeit für uns alle.
Kanso Utschimura. („Wie ich ein Christ wurde.“ Bekenntnisse eines Japaners.)

# Populäre religiöse Literatur.

(Auch für den Weihnachtstisch.)

Eine eifrige Tätigkeit zur Popularisierung der Ergebnisse theologischer Wissenschaft macht sich auf dem Gebiet deutscher Zunge seit einigen Jahren geltend. Und die fortgesetzte Produktion ist ein deutliches Zeichen, daß auch Nachfrage vorhanden ist. Zwar erschrecken viele nicht ohne Grund, wo sie das Wort „Popularisierung der Wissenschaft" vernehmen. Ist Wissenschaft nicht bloß da für die Mitforschenden? Wird sie nicht von ihnen allein verstanden? Kann man überhaupt von festen Ergebnissen reden? Wird nicht in allen Wissenschaften das, was gestern für absolut sicher galt, heute schon umgestoßen? Wird nicht die Masse die angeblich sichern Resultate, die ihr durch Popularisierung zufließen, als Dogmen, als ewige Wahrheiten noch anstaunen, wenn die Forschung schon lange drüber hinausgeschritten ist? Und diese Gefahr ist in der Tat vorhanden, daß die Popularisierung der Wissenschaft ein Hemmnis bildet für ihren Fortschritt.

Die Forscher, die einem weitern Publikum ihre Erkenntnisse mitteilen, kennen diese Bedenken wohl und müssen gute Gründe haben, wenn sie dieselben bei Seite stellen. Vor allem trieb sie die Erwägung, daß das, was unserm Volk als „Christentum" eingeprägt worden ist, nicht nur Religion ist, sondern auch ein gut Stück Theologie, und zwar veraltete Theologie, die sich mit manchen Ergebnissen neuerer Natur- und Geschichtswissenschaft schlechterdings nicht vereinigen läßt. Wie viele glaubten, diese veraltete Theologie sei mit der christlichen Religion untrennbar verbunden und sie müßten deshalb mit jener auch diese preisgeben. In diesem Irrtum erkannte man eine Hauptursache der Entfremdung nicht nur der sog. Gebildeten, sondern auch der Arbeiterwelt von Kirche und Christentum. In greller Beleuchtung trat diese Tatsache hervor, als auf dem evangelisch-sozialen Kongreß 1898 D. Rade, jetzt Professor in Marburg, auf Grund einer von ihm vorgenommenen Enquête über die religiöse Gedankenwelt des Industriearbeiters referierte. Noch deutlicher sprach die Erregung, die erfolgte, als Lic. Weinel, jetzt Professor in Jena, im Winter 1902/03 in Solingen eine Vortragsserie hielt über „Jesus im 19. Jahrhundert" d. h. die verschiedenen Auffassungen und Beurteilungen, welche die Person Jesu im 19. Jahrhundert erfahren hat. Weinel gab nicht nur seine Vorträge im Druck heraus (Jesus im 19. Jahrhundert, Tübingen, Mohr. Preis Fr. 4. 05), sondern teilte auch seine Erfahrungen, die er bei seinen Vorträgen gemacht, in einer Broschüre (Die Nichtkirchlichen und die freie Theologie) ausführlich mit, indem er hauptsächlich betonte, wie befreiend nach mündlichen und schriftlichen Mitteilungen viele seine Vorträge empfunden haben. Umso eher durfte man auch die Bedenken gegen eine Popularisierung der Theologie zum Schweigen bringen, da es sich bei ihr nicht bloß um rein gelehrte Fragen handelt, die der uninteressierte nüchterne Verstand löst, sondern um Lebensfragen, die Herz und Gemüt erfüllen, die Lebensauffassung und -Führung beeinflussen.

In anderer Weise kam die Notwendigkeit einer solchen Popularisierung ans Licht, als Professor Delitzsch vor dem deutschen Kaiser und der Kaiserin seine Vorträge über Bibel und Babel hielt. Delitzsch sprach aus, was längst keinem Theologen eine Neuigkeit war, daß nämlich manche Erzählungen der Bibel von babylonischen Sagen herstammen, vor allem die Schöpfungs- und die Sintflutgeschichte, und daß die Gesetzgebung des alten Testaments von der viel ältern des babylonischen Königs Hammurabi abhängig ist. Delitzsch glaubte, aus diesen Tatsachen die Konsequenz ziehen zu müssen, daß von einer biblischen Offenbarung Gottes keine Rede sein könne. Als man die Ratlosigkeit eines weitern Publikums Delitzschs Enthüllungen gegenüber sah, wurde eines deutlich: wenn die Theologen die Popularisierung ihrer Ergebnisse nicht selbst an die Hand nehmen und dabei zeigen, daß sie dem Glauben selbst nichts schaden, so kommen andere und verkünden sie der Welt zusammen mit den angeblichen religionsfeindlichen Konsequenzen, die sie daraus ziehen, und viele sind ihren Behauptungen wehrlos preisgegeben. Da müssen die Theologen vorbeugen, und sie dürfen das um so eher wagen, als ihnen das

Suchen und Fragen entgegenkommt, von dem in Nr. 1 unserer Zeitschrift die Rede war.

Mehrere Unternehmungen haben die Aufgabe systematisch an die Hand genommen. Einzelne Forscher hatten schon vorher gemeinverständliche und allgemein interessierende Bücher aus ihrem Gebiet geschrieben. Das Charakteristische der neueren Arbeit ist aber eben die systematische Art, mit der vorgegangen wird. Schon vor längerer Zeit hat eine Sammlung apologetischer Schriften von bescheidenem Umfang begonnen: Neue Pfade zum alten Gott. (Verlag von P. Waetzel in Freiburg, Preis je Fr. 2. 70.) Zu dieser Serie gehört auch die Schrift unseres Mitarbeiters Ragaz „Du sollst; Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung".

Noch energischer nahm den Gedanken der Popularisierung auf Lic. Friedrich Michael Schiele in Tübingen. Er gibt die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" heraus, früher im Verlag von Gebauer-Schwetschke in Halle, jetzt bei J. C. B. Mohr in Tübingen. Es sind Hefte in Kleinoktav, 50—100 Seiten, zum Preis von 55 Cts. bis 1 Fr. Jedes Heft behandelt ein bestimmt umgrenztes Gebiet, großenteils von anerkannten Meistern in ihrem Fach; selbstverständlich haben es nicht alle gleich gut verstanden, zu berücksichtigen, was für Kenntnisse sie bei Laien voraussetzen können; aber im ganzen sind die Hefte allgemein verständlich geschrieben. Die Sammlung enthält mehrere Serien, jede Serie umfaßt ein theologisches Spezialfach wie

I. Religion des Neuen Testamentes.
II. „ „ Alten „
III. Allgemeine Religionsgeschichte. Religionsvergleiche.
IV. Kirchengeschichte (noch nicht begonnen).
V. Glaube und Sittlichkeit, Weltanschauung und Religionsphilosophie.

Ungefähr zu gleicher Zeit wie Schiele trat der schon erwähnte Prof. Weinel auf den Plan mit einer Sammlung „Lebensfragen". Hier handelt es sich weniger um Mitteilungen aus der theologischen Facharbeit für ein weiteres Publikum, als um selbständige Arbeiten über „Lebensfragen"; es sind dementsprechend Bücher von ca. 300 Seiten zum Preise von Fr. 4. —, neben einigen kürzern Heften. Verfasser sind teilweise auch erste Autoritäten auf ihrem Gebiet. Die Lebensfragen sind etwas weniger populär gehalten als die Volksbücher, aber auch sie wenden sich an Nichtfachgenossen, wenn auch aus manchen selbst der Fachgenosse reiche Belehrung findet; es sind ganz vorzügliche Leistungen drunter. Verlegt sind die Lebensfragen ebenfalls bei J. C. B. Mohr in Tübingen.

Wir nennen noch das Unternehmen: „Die Schriften des Neuen Testaments", neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt, herausgegeben von Prof. Joh. Weiß in Marburg, im Verlage von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Auch hier haben verschiedene Forscher von bestem Ruf mitgearbeitet. Der Uebersetzung, die den Urtext möglichst getreu wiederzugeben sucht, folgt eine kurze, für Laien berechnete Erklärung mit Erörterung kritischer Fragen. Bei jedem biblischen Buch orientiert eine Einleitung über die Frage nach Zeit und Umständen der Abfassung, Verfasser, Zweck des Buches. Eine Geschichte der Entstehung des Neuen Testaments, d. h. der Sammlung seiner Bücher zu einem Ganzen ist vorangeschickt. Das ganze Werk, zwei Groß-Oktav-Bände von je ca. 600 Seiten, kostet Fr. 18. 90.

Es darf hier auch nicht vergessen werden die Wochenschrift „Die Christliche Welt", herausgegeben und redigiert von Prof. M. Rade in Marburg. Auch die „Christliche Welt" will den gebildeten Laien helfen, sich mit ihrem christlichen Glauben in den Erkenntnissen und Bestrebungen der modernen Welt zurechtzufinden. Jede Woche erscheint eine Nummer von 1½ Bogen mit trefflich orientierenden Aufsätzen über religiöse, kirchliche, wissenschaftliche, literarische Themata. Auch in der Schweiz hat die „Christliche Welt" viele Leser.

Diese Bestrebungen haben bei den Verfechtern des hergebrachten Kirchentums einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Zum Glück gibt es aber im konservativen Lager nicht nur enragierte Hetzer gegen alle freieren Richtungen, sondern

Adressen von Personen, denen Zusendung einer Probenummer der „Neuen Wege“ erwünscht sein dürfte.

| Vor- und Zuname: | Genaue Adresse: |
| --- | --- |

NEUE WEGE

# Vom Wert und Unwert der Wissenschaft.

In den letzten Jahrzehnten hat derjenige Zweig menschlicher Tätigkeit, den wir Wissenschaft nennen, ganz auffallende Fortschritte gemacht. Nicht als ob frühere Epochen wissenschaftlich arm oder untätig gewesen wären; es ist vielleicht im 16. und 17. Jahrhundert relativ mehr geleistet worden als im 19. Aber in unsern Tagen macht sich der Fortschritt auch dem Laien, der großen Masse, ganz besonders bemerkbar, einmal weil dieser Fortschritt gegenwärtig sozusagen auf der ganzen Linie geschieht, — und dann besonders, weil unsere Zeit es in der praktischen Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnis, in der Technik, außerordentlich weit gebracht hat.

Man darf sich nicht wundern, wenn in einer solchen Zeit drängenden, erfolgreichen Schaffens ein starkes Hochgefühl und Siegesbewußtsein in allen denen lebt, die als Mitarbeiter am großen Werk beteiligt sind. Speziell die Vertreter der technisch unmittelbar zu verwertenden Wissenschaften, sagen wir kurz: der Naturwissenschaften, — wer wird nicht verstehen, daß sie sich als die Herren der Zeit, als die Träger der Kultur, als die Säulen der Zukunft fühlen? Man müßte sich wundern, wenn es anders wäre. Wir stehen im Zeichen der Technik und der Maschine, der rasend schnellen und raffiniert künstlichen Produktion unserer Bedarfsobjekte. Diese Produktion ruht nun durchwegs auf Erkenntnissen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft: was Wunder, daß die Mutter der Technik auf ihre Tochter stolz ist und daß sich ein starkes Selbstgefühl mit diesem Stolze mischt?

Allein das Selbstgefühl der heutigen Wissenschaft, speziell der Naturwissenschaft, hat doch auch seine bedenkliche Seite. Wie es denn auch unter einzelnen Menschen geht: wer sich selber hoch, vielleicht zu hoch, einschätzt, der vermag selten, *Andern* völlig gerecht zu werden; er unterschätzt oder verachtet sie besonders dann, wenn er sie nicht verstehen kann, weil sie seiner persönlichen Eigenart zu ferne

stehen. Genau so verhält es sich mit der Wissenschaft unserer Tage, vor allem mit der Naturwissenschaft, die sich ja mit Vorliebe die Wissenschaft nennt. Es wird sich lohnen, einmal in kurzen Zügen ihre Ansprüche zu untersuchen.

Der Wissenschaft, dem forschenden Menschengeist, ist eine große und schöne Aufgabe gestellt. Wir sind umgeben von einer Welt, welche uns Erfahrung über Erfahrung sozusagen von selbst darbietet. Aber alle diese Erfahrungen sind im Grunde Rätsel für uns, solange wir ihre Zusammenhänge unter einander, ihre Wurzeln und ihre Folgen nicht durchschauen. Gebt dem aufgeweckten Kinde eine Blechuhr in die Hand. Es bestaunt ihr Ticken und die Bewegung der Zeiger. Dann versucht es, sie zu öffnen, um hinter das Geheimnis zu dringen. — Wir alle sind Kinder gegenüber der Welt: wir möchten wissen, was hinter den Vorgängen steckt, wie alles das zusammenhängt, was unsre Sinne uns zeigen. In diesem Triebe liegt, wenn wir von praktischen Motiven absehen, die Wurzel und zugleich die Aufgabe der Wissenschaft. Sie soll uns lehren, die Welt unsrer Erfahrung so umfassend wie möglich zu erkennen und zu verstehen. Daß aus solcher Erkenntnis, abgesehen von der intellektuellen Befriedigung des Forschertriebes, eminente Vorteile für unsre Lebensführung hervorgehen müssen, bedarf gewiß keiner weitern Begründung. Die Geschichte der Wissenschaft lehrt ja auch zur Genüge, ein wie gewaltiger Faktor sie in der Ausbildung menschlicher Lebensformen und Lebensbedingungen gewesen ist.

Nun erheben sich aber zwei Fragen, von deren Beantwortung unsre Schätzung der Wissenschaft durchaus abhängig sein muß. Einmal: Ist die Wissenschaft imstande — oder: wie weit ist sie imstande —, uns eine vollkommene Erkenntnis zu vermitteln? Und ferner: Ist eine Erkenntnis, wie sie uns die Wissenschaft allenfalls geben kann —, ist sie alles oder ist sie doch das wichtigste, was wir brauchen? — Die erste der beiden Fragen ist nicht so ohne weiteres zu beantworten. Das liegt allerdings auf der Hand, daß gegenwärtig noch manche ihrer Probleme ungelöst sind. Noch sind wer weiß wie viele Tatsachen uns überhaupt nicht zugänglich. Noch harren tausend Beobachtungen ihrer wissenschaftlichen Erklärung. Noch sind wir in den brennendsten Fragen auf bloße Vermutungen angewiesen. Noch herrscht die Hypothese, — und solange Hypothesen nötig oder auch nur möglich sind, solange ist die Aufgabe der Wissenschaft nicht erfüllt. — Aber schreitet nicht diese Wissenschaft unaufhaltsam vorwärts? Hat sie nicht schon Schwierigkeiten überwunden, die unüberwindlich schienen? In der Tat: es sind Erkenntnisse gewonnen worden, die frühern Zeiten als reine Unmöglichkeiten vorkommen mußten. Und wir werden es ohne Zweifel auch in Zukunft erleben, daß dem Forschergeist Dinge sich erschließen, die heute noch vielen als ewige Geheimnisse gelten. — Dies alles ist zuzugeben. Ist es also vielleicht eine müssige Frage, die wir aufgestellt haben? Können wir überhaupt heute schon wissen, was die Forschung noch leisten wird und was sie andrerseits nicht wird leisten können?

Man könnte sagen, die Wissenschaft, so weit sie historisch ist und in der Vergangenheit forscht, – sei sie nun Naturgeschichte oder Menschengeschichte — sie könne die unübersehbare Menge verlorner Dokumente auf keinen Fall mehr ersetzen. Niemand könne uns, auch in aller Zukunft nicht, genaue Angaben über vorgeschichtliche Zeiten und Zustände in Natur und Menschheit vermitteln. Schon darum könne die Wissenschaft ihre Aufgabe nur in beschränktem Maße erfüllen. — Man könnte weiter, wenn man vom historischen Betriebe der Wissenschaft absieht, anführen, die Bemühungen der Forschung dürften schon am unendlich Großen und am unendlich Kleinen in der Welt scheitern; beides sei unserer Beobachtung doch wohl für immer verschlossen. — Allein ich möchte auf solche Einwände nicht großes Gewicht legen, wiewohl sie ein relatives Recht haben. Ich habe viel schwerere Bedenken gegen die Kompetenz menschlicher Forschung auf ihrem eigenen Gebiete. Sie entspringen aus dem Wesen dieser Forschung selber, oder besser: aus dem Wesen des Menschen; denn hinter jeder Forschung steht ein Mensch.

Man muß sich nur einmal überlegen, was alles Gegenstand der wissenschaftlichen Erforschung werden kann und was nicht. Die Wissenschaft geht stets von sinnenfälligen Tatsachen aus und hält sich stets nur an solche. Was nicht und unter keinen Umständen durch sinnliche Wahrnehmung konstatiert werden kann, ist kein Gegenstand der Wissenschaft. Aber nicht nur das. Sondern von allen durch die Sinne uns zum Bewußtsein gelangenden Tatsachen kann sich die Wissenschaft nur mit denjenigen befassen, welche Gemeingut aller normal veranlagten Menschen sind oder doch werden können. Es ist ja der Stolz der Wissenschaft, daß ihre Resultate der subjektiven Willkür oder dem bloß individuellen Geltungsbereich enthoben, daß sie allgemein gültig sind. Sollen sie dies aber sein, so ist klar, daß nur objektiv richtige, d. h. allgemein gültige Tatsachen sich zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung eignen. — In dem Gesagten liegt ein großer Vorzug der Wissenschaft: sie ist ein festgegründeter Bau, der sozusagen auf der ganzen Menschheit ruht. Aber es liegt darin auch eine Beschränkung. Denn die Wissenschaft, die ihre Allgemeingültigkeit und damit ihr Wesen beibehalten will, ist gezwungen, an den Grenzen der objektiven Erscheinungswelt Halt zu machen. Das wäre an sich noch kein Nachteil, — wenn unsere Fragen, unsre Probleme, unser Wissenstrieb dort auch Halt machen könnten. — Das können sie aber nicht, wenigstens nicht bei allen Menschen, und auch in der Menschheit als Ganzem nicht auf die Dauer. Einige Beispiele mögen dies illustrieren!

Wir wollen einmal annehmen, die Naturwissenschaft sei bereits am Ende ihrer Aufgabe angelangt. Keine Naturtatsache sei ihr mehr verborgen, alle Beziehungen, das ganze Netz von Ursache und Wirkung in der gegenständlichen Welt seien ihr offenbar. — Es gibt heute umfassende Natur- oder Welttheorieen, welche dieses ideale Ziel gewissermaßen vorweggenommen, d. h. ein hypothetisches System

des gesamten Naturgeschehens aufgestellt haben. Ich erinnere z. B. an Herbert Spencers universellen Evolutionismus, dessen Hauptzüge etwa folgende sind. Frage: Wie läßt sich ein umfassendes Weltbild aus den uns bekannten Tatsachen gewinnen, d. h. wie lassen sich die bekannten Tatsachen des Naturlebens (und eventuell des Seelenlebens) einheitlich erklären? Antwort: In allem Geschehen gibt es einen gemeinsamen Zug: ein Fortschreiten von einfachern, gleichmäßigern zu komplizierteren und zugleich differenzierteren Verhältnissen. Dieser Fortgang ist die Entwicklung. Sie beherrscht als umfassendstes Naturgesetz alles Geschehen. — Allein sie ist selber wieder bedingt. Spencer führt verschiedene Ursachen der Entwicklung an, die aber alle auf eine Grundtatsache zurückgehen: Das „Fortbestehen der Kraft", das nicht näher definiert oder erklärt werden könne.

Dieser in seiner Art großartige Versuch ist uns, wie andre, die mit ihm verwandt sind, eben deshalb wertvoll, weil er uns zeigt, was wir von der Wissenschaft und speziell der Naturwissenschaft zu erwarten haben und was nicht. Er bedeutet wenigstens in formaler Hinsicht eine Vorwegnahme des Endresultates der Wissenschaft überhaupt. Wenn die Wissenschaft an ihrem idealen Ziele angelangt sein wird, dann werden alle Tatsachen bekannt sein, und alle werden sofort in ihrem Zusammenhange begriffen werden. D. h.: sie werden alle von einer Grundtatsache abgeleitet, und ihr gegenseitiges Verhalten wird nach einer durchgehenden Regel, einem obersten „Gesetz", erklärt werden können. Kurz: es wird, wie bei Spencer, eine Grundenergie gefunden sein, die nach einem Grundgesetze sich auswirkt.

Aber werden wir dann zufrieden sein? Wird dann unser Erkenntnistrieb sich schlafen legen, werden unsre Fragen aufhören? Doch wohl erst recht nicht. Wir werden weiter fragen, — nein, wir fragen jetzt schon: was ist das, Gesetz? Energie? Woher kommen sie und warum sind sie? — Und die Wissenschaft wird uns keine Auskunft mehr geben können. Sie ist in die tiefsten Tiefen der objektiven Welt eingedrungen, sie hat ihre Tatsachen erschöpfend erkannt und einheitlich erklärt. Mehr vermag sie nicht, mehr darf man von ihr nicht verlangen. Die Wissenschaft hat erreicht, was sie erreichen kann, sobald alle objektiv feststehenden Vorgänge auf einheitliche Weise erklärt, d. h. auf ein Grundprinzip zurückgeführt sind. Einen Grund dieses Prinzips selber zu finden, ist ihr nicht möglich. Wenn alles Geschehen von einer obersten „Ursache" abhängt, einer Ursache, welche die Wissenschaft eben in jenem umfassendsten Prinzip gefunden hat, so ist klar, daß jene Ursache selber von nichts abhängig sein kann, was der Welt der allgemein gültigen Tatsachen angehört. Mit andern als allgemein gültigen Tatsachen aber kann die Wissenschaft, ihrem Wesen nach, nicht zu tun haben. Wollen wir also in das Geheimnis des Grundprinzips eindringen — und wir möchten es —, so wird Wissenschaft nicht mehr unsere Führerin sein können. So stehen wir Wissenwollende an der Grenze, angefeuert durch den bisherigen Erfolg, voll

Sehnsucht, das Rätsel zu ergründen. Aber es läßt sich nicht ergründen auf dem bisherigen Wege. Es bleibt für die Naturwissenschaft absolutes Rätsel.

Die Psychologie ihrerseits, in ihrer Vollendung gedacht, wird auf dem Gebiet der seelischen Tatsachen in ähnlicher Weise am Rande stehen. Sie wird den Verlauf des seelischen Lebens aus dem Walten eines Grundgesetzes (oder mehrerer) und aus einem grundlegenden, elementar-psychischen Vorgang oder einer „Energie“ ableiten. Aber weiter wird sie nicht kommen. Sie wird vor allem das innerste Wesen des „Seelischen“, seine letzten Gründe, ebensowenig eruieren können, wie die Naturwissenschaft Sinn und Wurzel der „Natur“. Wir haben damit nicht genug. Wir wollen mehr wissen; ein eminentes persönliches Interesse zwingt uns dazu. Es ist das Interesse an dem Kern unsrer Persönlichkeit, das Interesse, das uns die Frage aufdrängt: Woher kommen wir und wohin gehen wir? Wo liegen Grund und Ziel und Sinn unsrer Existenz? — Und zwischen den letzten Ergebnissen der Naturwissenschaft einerseits und der Seelenwissenschaft andrerseits wird eine Kluft gähnen, die für uns zum neuen Problem wird: Wie hängen Natur und Seelenleben zusammen? Welches ist das Verhältnis von Leib und Seele, von Körper und Geist? Niemand, der die Aufgaben und die Arbeitsmöglichkeiten der Wissenschaft wirklich kennt, wird behaupten, diese Fragen könnten auf wissenschaftliche, d. h. theoretisch-allgemein-gültige Weise je gelöst werden. Wir aber wollen eine Lösung. Wir resignieren nicht, wie es der aus der Wissenschaft heraus entstandene und von ihr aus begreifliche „Positivismus“ tut, dessen Verzicht auf überwissenschaftliche Wahrheit stark an die Fabel vom Fuchs und den Trauben erinnert.

Wir haben die erste unsrer Fragen, — ob die Wissenschaft imstande sei, oder wie weit sie imstande sei, uns eine vollkommene Erkenntnis zu vermitteln — damit beantwortet. Bei aller Achtung vor ihren Leistungen und vor dem, was sie noch leisten wird: sie muß eine Grenze haben; das liegt in ihrem Wesen. Und unsere Probleme werden an jener Grenze nicht Halt machen. — Aber auch unsere zweite Frage — ob die mögliche wissenschaftliche Erkenntnis alles einschließe, was wir nötig haben — ist mit dem Gesagten schon zum Teil beantwortet. Goethe — Faust sagt: „Und sehe, daß wir nichts wissen können“, und fügt sofort bei: „Das will mir schier das Herz verbrennen“. Ja, das ist unsre Stimmung, wenn wir uns an's Ziel der Wissenschaft versetzt denken. Allein unsere Enttäuschung geht noch viel tiefer. Wir haben bis jetzt lediglich von den sozusagen theoretischen Unzulänglichkeiten der Wissenschaft gesprochen. Nun gibt es allerdings Menschen, die von solchen theoretischen Problemen, wie sie am Ende der Wissenschaft noch übrig bleiben, stark genug in Anspruch genommen, ja gequält werden. Aber es sind ihrer doch verhältnismäßig wenige, und man könnte sagen, für das theoretische Wissensbedürfnis der überwiegenden Mehrheit genügten die der Wissen-

schaft möglichen Erkenntnisse vollkommen. Meinetwegen, dieser Einwand gegen unsre Bedenken könnte sich noch zur Not hören lassen.

Aber wie steht es nun mit den praktischen Bedürfnissen der Menschheit; was bedeutet für sie die Wissenschaft? Zunächst unterliegt es keinem Zweifel, daß die Erkenntnis der natürlichen und der seelischen Tatsachen, nur schon soweit sie bis heute gediehen ist, für die Menschheit auch einen hohen praktischen Gewinn bedeutet. Die Wissenschaft weist der Technik im weitesten Sinn die Wege. Sie ist die Grundlage für all die Verbesserung und Veredlung der Lebensbedingungen, wie sie eine wahre Kultur bietet. Wir wollen es auch nicht ungerechterweise ihr zuschieben, wenn unsre heutige Kultur in mancher Beziehung eben keine wahre Kultur ist, wenn sie unser Leben hemmt statt ihm zur Entfaltung zu helfen, wenn sie uns Unheil bietet statt Glück, und Fluch statt Segen. Die Wissenschaft darf dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Sie bietet in der Tat viel, viel Material für eine ächte Kultur. Und sie wird noch vielmehr bieten, wenn sie ihrem Ziele näher stehen wird als heutzutage. Allein sie wird niemals ausreichen zur Begründung dieser Kultur, zur Stillung der tiefsten und notwendigsten Lebensbedürfnisse. Denn diese Bedürfnisse sind ja nur zum Teil, vielleicht zum verhältnismäßig geringen Teil solche, die sich durch technisch verwertete Erkenntnis stillen lassen. Maschinen mögen uns immer bequemer und immer raffinierter die Gebrauchs- und Luxusgegenstände liefern; die Chemie mag unsre Lebensmittel müheloser und billiger schaffen helfen; Verkehrsmittel mögen den Raum überwinden und Zeit sparen helfen; die Heilkunde mag immer bessere sanitäre Verhältnisse schaffen, die Psychologie immer mehr die Behandlung gesunder und kranker Seelen, vor allem der Jugend, erleichtern: Das alles ist viel, aber es ist uns nicht genug.

Denn einmal: alle wissenschaftlichen Erkenntnisse dienen dem Mißbrauch ebensosehr wie dem guten Gebrauch. Gerade unsre in mancher Hinsicht verfahrene Kultur beweist dies drastisch genug. Man ist geradezu versucht zu fragen: hat uns bisher die Wissenschaft, trotz ihrer enormen und so gut verwertbaren Resultate, viel geholfen? Haben nicht die Menschen ihren Segen häufiger schlecht als gut angewendet? Ist unser Leben ein besseres und glücklicheres als das unsrer Vorfahren, die wissenschaftlich tief unter unsrer Zeit standen? Und man ist versucht, diese Frage angesichts der körperlichen und seelischen Mordtaten unsrer Kultur zu verneinen. Also jedenfalls: Wissen allein tut's nicht, und wüßten wir auch alles, was es für Menschen zu wissen gibt. Wir bedürfen mehr als nur Wissenschaft; wir bedürfen Charakter und sittliche Gesinnung. Wir bedürfen starke und gute Menschen, und die schafft uns Erkenntnis nicht, die schafft uns nur der gute Wille von Generationen.

Und wie steht's denn im Leben des Einzelnen? Gewiß: Wissen befriedigt, kann einen zu Zeiten glücklich machen. Aber wie viel mehr

bedürfen wir als die Zufriedenheit des Wissens! „Was soll ich tun?" Diese Frage, sie kann zur Qual werden mitten unter den Schätzen der Erkenntnis. Und was hilft alles Wissen, wenn wir uns persönlich unzulänglich fühlen den Aufgaben gegenüber, die wir uns selber gestellt haben, — kurz unsrer Pflicht gegenüber? Was hat je Wissen vermocht gegen Schwäche, gegen „Sünde", wie man jene Unzulänglichkeit wohl auch nennt? Kurz: Was hat alle Erkenntnis mit dem sittlichen Charakter zu tun, den wir am höchsten schätzen von allem, was unter Menschen möglich ist?

Uebrigens nicht nur in diesen innern Nöten, die mit Pflicht und Gewissen zusammenhängen, versagt in den wichtigsten Fällen der Wert der Erkenntnis. Auch unser äußeres Schicksal wird sie nie ganz in ihre Hand bekommen. Es wird Unglück und Tod geben, solange es Menschen gibt, weniger vielleicht als jetzt; — aber wer weiß es? Wir werden nach wie vor spüren, daß wir auch in dieser Beziehung nur Menschen sind, und unsere Ohnmacht wird uns nach wie vor quälen. Wir werden mit aller Erkenntnis nicht einmal unser äußeres Schicksal nach unserm Willen gestalten können, — noch viel weniger freilich das innerlich begründete Geschick: unsern Charakter und unsre Anlagen. Und Wissenschaft allein wird uns nie unzweideutig sagen, was gut und was böse ist. Denn wenn zwei Menschen gleich tief in die Wissenschaft eingedrungen sind, so kann nach wie vor der eine böse nennen, was der andre mit gutem Gewissen tut. —

Wir haben damit unsre Stellung zur Wissenschaft gewonnen. Wir bewundern sie und sind ihr dankbar. Aber wir wissen, daß sie ihre Schranken hat und daß wir mehr und auch viel anderes bedürfen, als was sie uns bieten kann. Mehr Erkenntnis möchten wir, und Herrschaft über das Schicksal möchten wir. Sind unsre Wünsche töricht? Gleichviel: sie sind da und sind bestimmend für uns. Die Beschränktheit unsrer Erkenntnis „will uns schier das Herz verbrennen", unsre sittliche Unzulänglichkeit und die beschämende Ohnmacht gegenüber einer bösen Macht in unsrer Kultur machen uns schwer zu schaffen. Wahrlich: nur wer so glücklich oder so arm ist, dies alles nicht zu fühlen, — der mag auch in Zukunft die Wissenschaft allein preisen!

P. Häberlin.

---

# Nachfolge Christi.

Dieser den Christen einst so teuere Ausdruck ist heute ziemlich abgeblaßt und unklar. Vor Zeiten stellte er sehr bestimmte Anforderungen oder gab dem Christentum ein ganz bestimmtes sehr ernstes Gepräge.

Der Begriff ist auch nicht immer derselbe geblieben; er hat sich gewandelt mit der christlichen Lebensanschauung, mit der Anschauung von Christus.

Heute, da die Gestalt Christi neues Leben unter uns gewinnt, ergeht an uns wieder der Ruf, Jesu auf seinem Wege nachzuwandeln, wie er nun wieder deutlicher als je vor uns liegt.

Wenn Jesus zu seiner Zeit jemand aufforderte, ihm nachzufolgen, so wollte er damit den Berufenen an seine Person ketten, so daß er nun beständig in seiner Nähe bliebe. Er wollte ihn hineinziehen in die Kraft und Freudigkeit seines Gottesglaubens, seiner Gottinnigkeit und seines Kindesbewußtseins, seiner starken, kühnen Persönlichkeit ohne Menschenfurcht; in seine Unabhängigkeit von Besitz und Genuß, seine freie Auffassung vom Gesetz, seine Innerlichkeit und seinen Ernst, damit er dann in seinem Sinn und mit seiner Kraft das Evangelium verkünden und dahin tragen sollte, wohin Jesus nicht kommen konnte. Jesus wollte sich in solchen bevorzugten Jüngern vervielfachen, damit Israel bereit sei, wenn die nahe Entscheidungsstunde kam. Wer dazu fähig sein sollte, der mußte freilich dieser Bestimmung ganz und allein leben und sich von allem anderen losmachen. Die Fischer mußten Kahn und Netze, ihr ganzes Gewerbe aufgeben, um Menschenfischer zu werden; ein Levi mußte aufstehn von seinem Zoll; um seinen Besitz durfte man sich nicht mehr kümmern; wer viele Güter hatte, sollte sie verkaufen und sie den Armen geben; sonst hätte der große Besitz Zeit und Aufmerksamkeit allzusehr in Anspruch genommen. Auch die Rücksicht auf die Familie mußte schwinden, wie Jesus sich davon hatte losmachen müssen.

Solche Forderungen stammten nicht aus asketischer, weltfeindlicher Tendenz, sondern entsprachen einfach dem Ernst der Lage und der Aufgabe Jesu. Sie bedeuteten auch keine allgemeine Regel, sondern änderten sich von selbst; wo etwa eine Familie die Sache Jesu unterstützte, zum Unterhalt und Herberge für die kleine Schar beitrug, da war gewiß keine innerliche Trennung not; so lange Jesus in Kapernaum einen festen Sitz hatte, war es nicht nötig, daß wer dort zu Hause war, sich von dort losriß. Aber wenn es ans Umherziehen ging, da mußte man auch zur Mitreise bereit sein; wenn Jesus Sendboten bedurfte, mußte man ohne Geld und Zehrung auszuziehen bereit sein. Besonders als Herodes Jesu nachstellte, als er nicht mehr hatte, wo er ruhig sein Haupt hinlegte, da galt es, sein unstetes Umherwandern zu teilen, sich auf Verfolgungen und Gefahren einzurichten, Mangel und Entbehrungen zu ertragen. Langes Abschiednehmen und Warten war da nicht am Platze, selbst wenn es sich darum handelte, den toten Vater zu begraben; dafür gab es genug andere, die nichts für Lebende zu tun imstande waren. Man mußte mit Jesus leben wie der Vogel in der Luft und die Blumen auf dem Feld, für die niemand sorgte wie Gott; man mußte von der Hand in den Mund leben und durfte nicht nach dem nächsten Tage fragen.

Aber es ist klar, daß Jesus dergleichen Nachfolge nicht von allen verlangt hat. Nachfolge war keine Bedingung zur Seligkeit. Wenn einer frug: was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe? so

antwortete Jesus ganz schlicht: Die Gebote weißt du! Tue die, so wirst du leben. Oder: Tuet Buße und glaubet der frohen Botschaft vom nahen Reiche. Oder: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst. Wer ihn, seine Predigt, seine Boten und ihre Predigt gerne aufnahm, der nahm Gott auf. Was man seinen geringen Brüdern tat — das waren alle Armen und Bedürftigen — das hatte man ihm getan. Oder wer sonst reinen Herzens, barmherzig, friedfertig und sanftmütig war, der sollte erlangen, was alle Frommen erhofften, das nahe Gottesreich.

Es war also ein besonderer Anspruch und eine besondere Ehre, die er dem reichen Jüngling erweisen wollte, weil er ihn lieb gewonnen hatte, daß er ihn an seine Person zu fesseln dachte. Jesus stellt daher auch denen, die ihm nachfolgten, nicht sowohl das Gottesreich, sondern besondere Ehrenplätze darin in Aussicht — falls sie auch innerlich deren würdig waren, wenn sie nicht nur: Herr, Herr sagten, nicht nur mit ihm aßen und tranken und unter seinem mächtigen Eindruck wunderbares verrichteten, sondern aufrichtig Gottes Willen zu tun bereit waren. Denn an und für sich gab auch das Nachfolgen keine Anwartschaft auf Gottes seliges Reich — dessen waren Kinder mit Kindersinn sicherer als Nachfolger voll Hochmut, Selbstgerechtigkeit und Lohnsucht.

Konnte doch noch ein Judas Jesus verraten, ein Petrus ihn verleugnen, und auch einem Jakobus und Johannes, die zur Rechten und Linken Jesu saßen, konnte Jesus nicht versprechen, daß sie diese Plätze auch im Gottesreiche haben würden.

Es gab auch manche, die Jesu zeitweise nachfolgten, um ihn zu hören oder seine Wunder zu schauen, ihn etwas zu fragen oder Hilfe von ihm zu erlangen. Es war auch ein Unterschied, ob man ihm nachfolgen sollte, um sein Sendbote zu werden, oder wie etliche Weiber, um ihm zu dienen. Wieder anders folgten ihm die Festpilger, die mit ihm nach Jerusalem zogen. Dagegen blieben etwa Maria und Martha und ein Zachäus zu Hause und freuten sich, Jesum dort aufnehmen zu können. Einer trieb Teufel aus im Namen Jesu, ohne ihm nachzufolgen, und Jesu war das auch recht.

Kurz, es war damals wohl eine große und herrliche Sache, Jesu nachzufolgen; man begab sich freilich damit in viel Schwierigkeiten und gab alles auf, was einem sonst lieb war; dafür aber hatte man Jesu beständige Nähe, die wie Sonnenschein und wieder wie ein kühler lauterer Quell frischen Wassers war, der oft die Herzen mit Wonne tränken konnte als mit einem Strom; man hatte das Hochgefühl echter Helden, die um ihres Gottes Sache willen alles dahingeben — damals veranschaulichte man sich das, wie auch Jesus tat, durch die Vorstellung besonderer Ehre im Gottesreich, während wir in solch ganzen Hingabe und inneren Freiheit selbst schon Genuß sehen. Aber — es gab keine allgemeine Pflicht der Nachfolge Christi. Freilich die Nachfolger Jesu haben uns das Bild und den Geist ihres

Meisters lebend erhalten; ihre Liebe und ihr wiedererwachender Glaube schaute den Auferstandenen in wiederholten Gesichten, und sie sind in der Tat geworden, wozu sie Jesus hat machen wollen, seine Zeugen an sein Volk — und mehr als das, an alle Welt!

Nun wurden sie in einem neuen Sinne Jesu Nachfolger. Denn sie waren nun an Jesu statt in der Welt. Sie mußten nun nicht nur predigen wie er vom nahen Reich, sondern ihr ganzes Auftreten und ihre ganze Haltung unter den Leuten mußte Jesu Art und Wesen zur Darstellung bringen. So ward nun Nachfolge Christi Nachahmung Christi, Darstellung seiner Gesinnung. Damit verband sich aber ganz von selbst das andere, daß in der gleichen Welt, in der Christus gelebt hatte, Leute, die seine Art nachahmten, auch sein Los teilen und ihm auch in sein Geschick nachfolgen mußten. So hieß nun Nachfolge Christi vor allem ihm ins Leiden und, wenn es sein mußte, ihm in seinen Tod nachfolgen.

Wie aber die Möglichkeit und Notwendigkeit weggefallen war, mit Jesu auf Erden umherzuziehn und seine irdische Gegenwart zu teilen, so fiel damit auch der besondere Kreis bestimmter Nachfolger fort. Für Jesu Sinn und Art sich öffnen und die Folgen davon in der Welt auf sich nehmen, konnte und mußte jeder Christ — so hieß nun Jesu nachfolgen einfach ein rechter Jünger Jesu sein. Christ werden hieß sich auf den „Weg" Jesu begeben.

Gar kühn hat hier Paulus gedacht. Für ihn hatte ja das irdische Leben Jesu geringe Bedeutung. Für ihn kamen nur dessen Anfang und Ende in Betracht: die Menschwerdung des himmlischen Gottessohns zum Zweck seines Todes. So wenig nun ein Mensch das Christus nacherleben konnte, so hat Paulus doch auch hierin Nachfolge Christi verlangt: Man soll die Opferfreudigkeit dessen nachahmen, der seine himmlische Herrlichkeit gegen irdische Niedrigkeit eintauschte, die Demut, die den Gottessohn Knecht werden ließ, den Gehorsam, womit Jesus in den Tod ging, die Liebe, mit der Jesus sich für die Menschen dahingab. Damit wurden alle diese den Menschen scheinbar so erniedrigenden Tugenden geadelt, da sie ja den himmlischen Gottessohn nachahmten — trefflicher konnte für damalige Denkweise der Adel der demütig dienenden Liebe nicht dargetan werden. Rückschauend werden wir heute sagen: Paulus fühlte den inneren Wert solcher Gesinnung und hielt sie darum eines Gottessohnes für würdig. Und so hoch er die Begründung herholt, so praktisch ist die Anwendung: von Christi Armwerden spricht er bei Gelegenheit einer Kollekte, seine demütige Menschwerdung erwähnt er, um die Philipper zu gegenseitiger Unterordnung und Verträglichkeit zu ermahnen. Aber Paulus ist es vor allem gewesen, der das Kreuz, den Tiefpunkt der Erniedrigung und den Höhepunkt der Liebe Christi, in den Mittelpunkt der christlichen Verkündigung gestellt hat. Da ist ihm nun Nachfolge nicht genug: wie er in sich ein vollständiges Absterben der alten Art und eine vollständige Neuwerdung unter dem Einfluß der Liebe Christi erlebt hat,

so erwartet er von allen Christen, daß sie das Sterben wie die Auferstehung Christi innerlich miterleben.

In der späteren christlichen Predigt hat man sich hier mit dem schlichteren Gedanken der Nachfolge begnügt. Wer mit Christus leidet und duldet, wird mit ihm zur Herrlichkeit erhoben. Dieser Hinweis war damals von täglicher packender Bedeutung, wo Christsein immer ein Zurücklassen der bisherigen Beziehungen, ein Ausgestoßensein von Verwandten und Freunden, vielfach früher oder später Verfolgung und Tod brachte. Solcher Hinweis wurde auch dadurch praktisch, daß man von Christus lernte, recht zu leiden; so sollen die Sklaven sich, wenn sie von ungerechten Herren ohne Grund gequält werden, daran erinnern, wie auch Christus schuldlos gelitten und dennoch nicht gemurrt hat. Wie Christus vor Pilatus sich als Christus bekannt und damit seinen Tod herbeigeführt hat, so sollen die Christen vor ihren Richtern mutig ihr Christentum auch in Gefahr des Todes bekennen.

Kein Wunder, daß manche Worte Jesu, die er einst seinen Nachfolgern auf Erden gesagt hatte, jetzt eine Gestalt und Färbung bekamen, welche auf diese Verfolgungen paßten und da den Verfolgten als unmittelbare Tröstungen ihres Herrn erscheinen mußten. Dahin gehört das Wort, daß man die Christen mit Scheltnamen belegen werde, wie man ihn Beelzebub geheißen, und vor allem die Forderung an jeden Nachfolger, daß er „sein Kreuz" auf sich nehmen müsse, wie Christus sein Kreuz nach Golgatha getragen. In diesem Zusammenhang ist auch das ernste Wort „Selbstverleugnung" geprägt und Jesus in den Mund gelegt worden: ein Nachfolger Jesu soll sich selbst nicht mehr kennen und anerkennen, sondern nur an den Christus denken, der sein Kreuz trug.

Das Johannesevangelium erweitert den Sinn der Nachfolge, in dem es wieder an die Jünger denkt, die während des Lebens und Wirkens Jesu ihm überall nachfolgten — aber das „geistige Evangelium" bringt hiezu die geistige Deutung; es zieht dafür das Bild vom guten Hirten heran, dem die Schafe überall nachfolgen, und das vom Licht, dem man auf dunkelm Pfad aufmerksam nachgeht. Da heißt also ‚Jesu nachfolgen' sich richten nach seiner Lehre und seinem Liebesgebot. Es weiß auch ein besonderes Vorbild zu erzählen, das Christen zur Demut und zum Dienen anleiten soll: wie Jesus seinen Jüngern die Füße gewaschen hat. Das eigentliche Vorbild ist aber bei Johannes: wie Christus sein Leben gelassen hat für die Seinen, so sollen auch wir das Leben für die Brüder lassen — wodurch also die Liebespflicht schon auf die Mitchristen eingeschränkt erscheint.

In späterer Zeit wird zwar immer noch auf Christi Beispiel verwiesen, auch ganz äußerlich — so soll man Christi vierzigtägiges Fasten dadurch befolgen, daß man die vierzigtägige Fastenzeit der Kirche hält — aber der Gedanke der Nachfolge tritt doch sehr zurück; denn Christus ist jetzt zu sehr Gott, man kann ihn nie nachahmen, höchstens seine Lehren befolgen. Dafür wird lieber auf das Vorbild

der Apostel und alttestamentlichen Frommen, dann der Märtyrer und Heiligen verwiesen.

Auf der Höhe des Mittelalters, wo menschliches Gefühl sich kräftig regt, gewinnt man wieder Freude an der menschlichen Gestalt Christi; zuerst vertieft man sich wie S. Bernhard in Jesu menschliches Leiden, dann vernimmt Franz von Assisi den Ruf Christi im Evangelium: ‚Folge mir nach‘ als Ruf an sich selbst. So läßt er Ruhm und Reichtum freudig zurück, gewinnt die Armut, die Armen und die Kranken lieb; dann ruft er auch anderen alle die Worte Jesu von der Nachfolge zu und will so einen Bund freier, seliger Menschen gründen, die wie Christus nur in Gottes Fürsorge, in einfacher Lebenshaltung bei niedriger Arbeit und Gebet dahinleben. Die Kirche hat daraus einen Mönchsorden gemacht, und das Leben und Predigen der Bettelmönche erschien seitdem den meisten als die beste Nachahmung des „armen Lebens Christi“. Aber die Wendung zur Innerlichkeit blieb nicht aus. Thomas a Kempis fordert vom Christen nicht nur Nachfolge, sondern Nachbildung seines Lebens, Umbildung des eignen in seines. Er soll stets mit uns auf dem Wege sein, in uns wohnen, mit uns wandeln; vor allem aber soll der Gekreuzigte mit uns leben, sein Kreuz uns eingeprägt werden. Das schafft in uns Aufgeben alles eignen Willens, Gehorsam, Entsagung aller Lust der Welt, Geduld in allem Schmerz. Freilich glaubt auch Thomas, dies sei in der Klosterzelle am ehesten zu erreichen, und kann nach so äußerlichem Vorbild suchen, daß er bei der Mahnung zum Abschreiben frommer Bücher darauf hinweist, wie Jesus auch in den Sand geschrieben hat. Luthers Lehrer Staupitz will auch das ganze Leben gleichförmig mit Christo machen, vor allem aber wie Christus sterben — da sei ein selig Sterben gewiß. Luther fordert in seinen berühmten Thesen, daß die Christen ihrem Haupt Christus durch Pein, Tod und Hölle nachfolgen und ihr Vertrauen darauf setzen, durch viel Trübsal ins Himmelreich einzugehn.

Im älteren Protestantismus tritt die Nachfolge Christi deutlich wieder zurück, weil hier Christus hauptsächlich als Versöhner in Betracht kommt. „Der ganze Artikel: Christus geht auf die Vergebung der Sünden“. Erst der Pietismus knüpft wieder an die Nachahmung Christi im Mittelalter an: mit Christus will er „in der Welt der Welt entsagen“, leiden, sterben und auferstehn; als protestantisches kommt etwa noch hinzu: recht glauben und in der Liebe den Glauben betätigen. Der zur katholischen Kirche übergetretene Angelus Silesius hat dann in dem auch zum beliebten protestantischen Kirchenlied gewordenen: „Mir nach spricht Christus unser Held“ noch einmal klassisch zusammengefaßt, was allgemein als Nachfolge Christi galt: Sich verleugnen, die Welt verlassen, Sanftmut und Demut üben, unverzagt, getrost und gern auch im Leiden stehn.

Der Gedanke an die Nachfolge Christi war immer ein Bestreben, es mit dem Christentum ernst zu nehmen und es in die Tat zu über-

setzen, es auch nicht bei einzelnem und äußerlichem bewenden zu lassen, sondern das ganze Leben echt christlich zu gestalten. Er hat nicht nur Heiligendienst, äußere Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit zurücktreten lassen zugunsten des unmittelbaren Verhältnisses zu Christus, sondern auch bei Christus das Menschliche deutlich hervortreten lassen. Jesus mußte ja menschlich gekämpft und gelitten haben, wenn Menschen ihm darin nachfolgen sollten. Freilich kommt immer der Gedanke hinzu: wenn du Christo nachfolgst, ist er auch bei dir und hilft dir; so geht er dir voran als Held und Hirt. Aber dafür kann auch der andere Gedanke eintreten: wenn du wandelst wie Christus, so ist dir Gott nahe wie er Christo nahe war — oder es hilft dir der Gedanke, daß Christus im gleichen Kampfe gestanden hat.

Das sind Vorzüge, die den Gedanken der Nachfolge Christi auch für uns verheißungsvoll machen.

* * *

Wir werden zuerst auf jede äußerliche Nachahmung verzichten. Denn wie verschieden sind die Zeitverhältnisse, die Bedingungen der Kultur, Sitte, Weltanschauung, ja des Klimas und der Lebensgewohnheiten! Anderes fordern die Tage des Anfangs, der Durchsetzung einer neuen Denkweise, anderes die stilleren Zeiten der Erhaltung und Fortpflanzung in einer schon mit christlichen Gedanken erfüllten Welt. So kann man nicht Jesu Verhältnis zu seinem Landesherrn Herodes und den Römern vorbildlich machen wollen für unser Verhältnis zum Staat. Das treue Festhalten Jesu am Gesetz hat schon Paulus nicht abgehalten, völlige Freiheit des Christen vom Gesetz zu fordern. Durch Christi Tod ist das Gesetz für ihn abgetan; das bedeutet allgemein: alle zeitgeschichtliche und nationale Beschränktheit an Jesus hat mit seinem Tode ihr natürliches Ende gefunden.

Jesus würde und könnte heute nicht mehr leben wie damals. Zu der zeitgeschichtlichen Beschränktheit gehört vor allem auch die Erwartung des nahen Endes, die alle irdischen Aufgaben und Bedürfnisse in den Hintergrund treten ließ. Ferner sind wir von Haus aus in ein viel näheres Verhältnis zu Kultur, Kunst, Wissenschaft, politischer und nationaler Entwicklung versetzt, als Jesus in seinen einfachen Lebensverhältnissen es war.

Man darf auch nicht einzelne bestimmte Gebote Jesu zu Gesetzen für alle Zeiten machen, da doch Jesus kein neues Gesetz bringen wollte, sondern ein Herzensverhältnis zu Gott und Menschen. Unsere Eheverhältnisse darf man weder darnach beurteilen, daß Jesus nicht verheiratet war, noch nach seinem Wort über die Ehescheidung.

Ferner muß man der Einzigartigkeit der genialen Größe Jesu Rechnung tragen, die ihn anders stellte, wie wir dastehn, die wir so vielfach von Umgebung, Sitte, Führern und Beratern abhängig sind, wo er seinem sicheren Gefühl folgen konnte. Ihn trieb seine heroische Aufgabe auf neue Wege, wo wir die alten treulich weitergehen müssen;

er durfte auf außerordentliches rechnen, da er selber außerordentlicher Art war. So kann er die Menschen anders behandeln wie wir; so kann er von Beruf und Familie sich lossagen und andere losreißen; so kann er dahin gehn ohne Geld und Nahrungssorgen, während uns Bedürfnis und Pflicht an so vieles derartige fesseln.

Jesum hat seine Aufgabe in Leiden und Tod, Verurteilung und Hinrichtung hineingetrieben, weil er bestehende Verhältnisse anzugreifen und von Grund aus umzugestalten berufen war. Nur in dem Maße, als uns ähnliche Aufgaben erwachsen, muß man sich auch auf ähnlich scharfen Konflikt und äußeren Untergang gefaßt machen. Leiden an sich als das eigentliche Kennzeichen wahrer Nachfolge Christi anzusehn, wäre viel zu allgemein; es muß hier das Verbindende doch in dem gesehn werden, wofür man leidet. Tapferes Ertragen von Leiden ist gewiß echt christlich, ist aber auch bei vielen Nichtchristen zu finden. Außerdem ist es eine Uebertreibung, daß Christus gerade die stärksten äußeren Qualen gelitten habe. Sein körperlicher Schmerz beschränkte sich auf wenige Stunden.

Suchen wir also nach der verbindenden Gesinnung, so ist bisher viel zu sehr die ergebene Leidenswilligkeit, die Sanftmut und Demut, die Entsagung und die Enthaltsamkeit, das Leid über der Menschheit Sünde und eine traurige Auffassung von Leben, Menschheit und Welt bei Jesus als das Bestimmende aufgefaßt worden. Jesus ist doch nicht um zu leiden nach Jerusalem gegangen, sondern er hoffte zu siegen und hoffte noch in Gethsemane, gerettet zu werden. Das Bild des stillen Dulders stammt aus Jesaias 53; die Evangelisten wissen dagegen auch von Protesten Jesu gegen seine Mißhandlung zu erzählen. Gewiß hat er zu keinem Unrecht geschwiegen. Die Sanftmütigen, von denen Jesus redet, sind die Niedrigen und Unterdrückten, die aber nach Gerechtigkeit begehren und die einst die Herrschaft Gottes auf Erden durchführen, das Land besitzen sollen. Demütig soll man sein vor Gott; vor den Menschen hat Jesus auch die härtesten Worte nicht gescheut. Er hatte auch Freude an festlichem und traulichem Beisammensein, hat Essen und Trinken nicht verschmäht und unterschied sich dadurch vom Täufer. Auf Reichtum hat Jesus nichts gegeben und ihn mit Recht für gefährlich gehalten; aber er hat darum den Besitz nicht verboten noch Handel und Wandel für jedermann aufheben wollen. Die Menschen hat Jesus nicht verachtet, noch samt und sonders für verkommen gehalten, sondern an einen barmherzigen Samariter und reine Herzen in Israel geglaubt; allen hat er eine ehrliche Buße zugetraut und gerade die Verworfensten durch sein Zutrauen gehoben. Er hat das Ende der Welt für nahe erachtet, aber sich doch dieser Sonne gefreut wie der Vögel unter dem Himmel und der Lilien auf dem Feld.

So ist die Art und Gesinnung, in der man Jesus nachfolgen soll, vielmehr ein herzliches, schlichtkindliches, demütiges Vertrauen zu Gott als dem Vater, zu seiner Macht und seiner sündenvergebenden

Gnade, ein sicheres Bewußtsein von dem Werte, den jedes Gotteskind in seiner Eigenart vor Gott besitzt, ein kindlicher Sinn, der das Große verehrt und am Kleinen sinnige Freude hat, der sich in dieser Welt als der Welt Gottes zu Hause fühlt, der der Liebe, der Wahrheit und ihrem Sieg in der Menschheit traut, eine herzliche Liebe zu dem Wert, der in jedem Menschen steckt, und tatkräftiges Streben, ihm auch im geringen und verlorenen aufzuhelfen, Mut und Trotz gegenüber allem Schlechten und allen Schlechten, ein besonderer Zug zu den Unterdrückten und eine herzhafte Verachtung alles äußeren Prunks und Scheins, Pietät gegen heilige Ueberlieferung und der Väter Brauch, Liebe zum Volk und zur Volksart, Geduld mit fremder Schwäche und Bereitschaft zur Vergebung, Ehrlichkeit in allen Dingen, im Kampf für Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit auch leiden können, alles Leiden hinnehmen aus Gottes väterlicher Hand, völlige Hingabe der eignen Person an die Sache Gottes, allen Erfolg, alle Zukunft, auch die nach dem Tode, an Gottes Willen anheimstellen — solcher Nachfolge gehört der Sieg, wie er Jesus gehört hat. A. Meyer.

---

# Kämpfer und Zuschauer.

Ein Gruß an tapfere Menschen.

Alle Früchte, von denen die Menschen geistig leben, sind auf Schlachtfeldern oder in ihrer Nähe gewachsen. Diese Ordnung ist, so viel wir sehen, noch nicht aufgehoben. Wenn wir nun die Menschen nach der Art und Weise, wie sie sich zu dieser Grundordnung der geistigen Welt verhalten, gruppieren, so bekommen wir zwei Haufen, einen kleinen: die Kämpfer und einen großen: die Zuschauer.

In dem großen Haufen findet sich eine bunte Gesellschaft zusammen: Epikureer, Halbherzige, Allzuvorsichtige, friedselige, passive oder apathische Naturen, Klatschvolk aller Art. Aber wir finden dort mit Erstaunen auch größer Geartete, denen es an Geist und Waffenrüstung, an Klarheit und Mut eigener Ueberzeugung nicht fehlt. Warum stehen diese unter den Zuschauern am Waldrand, während die schweren Schlachten des Guten geschlagen werden, in die sie von Gottes und Rechts wegen gehörten?

Wir wollen ihnen nicht unrecht tun. Es mag manchmal der Kobold des Widerspruchs im Busen daran schuld sein, manchmal auch eine Uebersubjektivität, die ihnen nicht erlaubt, in Reih und Glied zu fechten. Vielleicht verbindet sich damit ein Geist der Skepsis, vor dem sofort die Kehrseite jedes Dinges in starker Vergrößerung heraustritt. Sie sind Aristokraten, Leute, die in geistigem Sinne Hand-

schuhe tragen. Ein klein wenig stillen Hochmutes gegenüber allem plebejischen Anfassen mag auch etwa dabei sein. Vor allem sind die Aesthetiker hier zu finden. Ihnen ist die Form des Tuns die Hauptsache. Gescheidt und sensibel, wie alle diese Naturen sind, können sie das Plumpe, Wüste oder gar Lächerliche, das auf keinem Kampfesfelde ausbleibt, nicht vertragen: sie haben förmlich Angst vor etwas Ungeschicktem, vor etwas, das Staub aufwirft; an einer Sache teilzunehmen, auf die auch nur ein Schein von Trivialität fällt, erscheint ihnen vollends als intellektueller Sündenfall. So werden auch sie Zuschauer.

Dieser Haufe also schaut den Kämpfenden zu und urteilt. Von solchem Zuschauerurteil ist die Welt immer voll gewesen. Alle Torheiten und Schönheitsfehler, die dort auf dem Schlachtfeld begangen werden, hier werden sie mit Hohn, Schadenfreude oder gar sittlicher Entrüstung notiert. Da holt einer in großer Not zum Streiche aus: „Wie roh er dreinschlägt!“ Dort stürzt einer, getroffen: „Wie plump er doch fiel!“ Hier gibt es eine Niederlage: „Wie dumm, Niederlagen zu erleben!“ Meinet ihr wohl, ihr Geruhigen, der Kämpfer habe in heißem Drang Zeit, darauf zu achten, daß alles klug und fein geschehe? Seht ihr nicht, daß er blutet? Blutet er nicht vielleicht auch für euch oder gar an eurer Statt? Mich dünkt, töricht und unfein, manchmal auch mehr als das, sei diese Art Zuschauerurteil. Es mag sich ästhetisch gut machen, ethisch ist es schändlich.

Da ist Kämpfen doch vornehmer, schöner, so wahr der mit Blut und Staub bedeckte Krieger eine imponierendere Erscheinung ist als der saubere Schlachtenbummler oder Friedenssoldat. Müssen Kämpfer wirklich plump oder beschränkt sein? Vielleicht kennen sie selbst gut genug das Relative und Anfechtbare an ihrer Sache, aber sie wissen auch, daß wir nie zum Handeln kämen, wenn wir auf das Vollkommene warten wollten. Sie sehen vielleicht die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe deutlicher ein als die Zuschauer, aber sie meinen, daß eine Sache, deren Gelingen zum voraus verbürgt ist, wenig Wert habe. Auch ihre Kraft brauchen sie dabei nicht zu überschätzen, denn die besten unter ihnen handeln nicht aus Selbstvertrauen; sie tun es überhaupt nicht, weil sie wollen, sondern weil sie müssen, oft im Kampfe mit dem eigenen Fleisch und Blut. Sie wissen, daß sie Fehler machen, aber sie richten sich immer wieder auf an dem Gedanken, wir seien nicht dazu da, keinen Fehler zu machen, sondern zu arbeiten und nicht zu verzweifeln. Auch ihnen tun Wunden weh und zwar die, welche sie schlagen, noch mehr als die, welche sie empfangen; auch sie hätten gern saubere Kleider und feine Hände, aber das Leben ist ihnen für geistige Toilettenfragen zu ernst. Niederlagen sind ihnen auch kein Vergnügen, aber wer Gott dienen will, seis Mann, seis Frau, hat Besseres zu tun, als den Glanz seines Ich zu hüten.

Kämpfer oder Zuschauer des Lebens, es gilt zu wählen. Für den Menschen, der Gott dienen will, ist die Wahl zwar grundsätzlich schon

getroffen. Denn das Zuschauertum ist ja ganz einfach Behütung, Kultus und Genuß des Selbst. Sein Gericht ist Geschwätz oder, bei feineren Naturen, Unfruchtbarkeit. Denn sie lähmen als ihre eigenen Zuschauer auch sich selbst. Gottesdienst aber ist Arbeit und Selbstverleugnung, damit aber zugleich Gewinnung eines starken Ich. Gott schaut jedenfalls auf die Sache, nicht auf die ästhetische Form. Ein Mensch, der mit Gott und für Gott wirken will, muß auch das ästhetische Märtyrium auf sich nehmen. Er findet aber im Kampfe eine Freude, die die andern nicht kennen. Gerade darin kommt er Gott näher. Denn Gott selbst ist ein Kämpfer; mitten im wilden Weltwirbel schafft er sein Reich. Darum kann ihn nur recht verstehen, wer mit ihm als Kämpfer schafft.

L. Ragaz.

---

# Soziale Hilfstätigkeit: Herz, Hand und Verstand.

Jahrhunderte hindurch herrschte in allen christlichen Landen allgemein die Ueberzeugung, daß allein das Herz der Hand zu gebieten habe in Angelegenheiten der Wohltätigkeit. Man sprach von der milden Hand, die sich keinem Bittenden verschließe, von den milden Gaben, die an Bettler und Notleidende verteilt werden, von den Segnungen des Himmels, die sich mit Almosenverteilung erkaufen lassen. — Die Zeiten änderten sich langsam, ganz allmählich schlich sich das Bewußtsein der Menschenrechte, Menschenpflichten in die Herzen der Menge ein, mühsam seine Wege bahnend, hier und dort gewaltsam vorwärtsstürmend und hell und grausam auflodernd zu blutigen Taten: Bürgerkriegen, Revolutionen. Die einst Empfangenden wurden Fordernde, die milde Hand wurde zurückgestoßen und raubende Gewalt eingesetzt. Der Staat griff ein und suchte wieder Ordnung herzustellen und die Menschenrechte und Menschenpflichten in Gesetze zu fassen. Klugheit und Verstand, entsprechenden Gesetzen untergeordnet, leiteten das Maß der Unterstützung, die den Hilfsbedürftigen gereicht wurde und setzten ein, dort wo die allein vom Herzen geleitete Hand fehlgegriffen hatte.

Jahrhunderte verstrichen, die notlindernde Tätigkeit der einzelnen Privatpersonen und -Vereine, die in den Hintergrund gedrängt worden und hinter der Uebergewalt der Staatsaktion zu ersticken drohte, suchte sich ganz sachte wieder ihr Arbeitsfeld und dehnte sich aus, hier nur wenig und langsam, dort rascher, den mehr oder weniger günstigen Verhältnissen entsprechend. So geschah es, daß im 19. Jahrhundert in den meisten europäischen Staaten zwischen staatlicher Armenpflege und privater Armenpflege oder Wohltätigkeit zu unterscheiden war:

dort eine durch Gesetze geregelte, obligatorische Tätigkeit, hier eine durch das Gewissen, religiöse Gefühle und Regungen des Herzens angeregte freiwillige Tätigkeit. Wenn die staatliche Armenpflege im allgemeinen unter dem einseitigen Vorwiegen der Verstandesaktionen, der Schablone der Armengesetze, der Häufung des Arbeitsmateriales und dadurch entstehender Unmöglichkeit, dem einzelnen Bittsteller die erforderliche Zeit zuzuwenden und noch vielen anderen großen Mängeln litt, so krankte ihrerseits die private Armenpflege im allgemeinen an einer Freiwilligkeit, die sich selbst nicht Gesetz zu sein vermochte, an einem Mangel an Einheitlichkeit und Gründlichkeit, an der Zurücksetzung des Verstandes und der tiefgehenden Ueberlegung. — Und wieder strichen Decenien dahin und wieder drangen neue Gedanken aus dem Dunkel zum Lichte, geboren inmitten der hin- und herwogenden Meinungsverschiedenheiten, der sozialistischen Forderungen, der wütenden Fehden mit Schrift und Wort, inmitten der Unruhen und Reformationsgelüsten, die alle Volksschichten bewegten. Diese Gedanken erstarkten im Kampfe, sie bahnten eine Reform der gesamten, vorerst aber der privaten Armenpflege, der Wohltätigkeit an. Sie gaben dieser neue Gesichtspunkte, dehnten ihr Wirkungsfeld über die bisherigen Grenzen aus und setzten ihr herrliche Ziele, die auf einem realen, gesunden Boden fußten. Leise, langsam zogen diese Gedanken durch die Gemüter Vieler und sie formten sich zu Worten und man redete von der Reform der Wohltätigkeit und gewisse Schlagworte durchzogen die Länder wie auf Flügeln.

Oft wurden diese Schlagworte nur mechanisch nachgesprochen und dort wo die Reformgedanken nicht von selbst erwacht und die Vorboten der Reformtaten wurden, da gaben die Reformworte wenigstens den Anstoß zu Reformtaten. Immer kräftiger erscholl der Ruf: nicht Wohltätigkeit und Philantropie mit ihrem Beigeschmack zufälliger Huld und Protektion, sondern Hülfe vom Menschen zum Menschen! Nicht Armenpflege, sondern Verhütung der Armut, Hülfe zwecks Wiedergewinnung der Unabhängigkeit: wiederum echte, große Hülfe vom Menschen zum Menschen; nicht Herz allein, sondern Herz, Hand und Verstand, der ganze Mensch dem Menschen! Erst wenn das Herz vom Verstand in Disziplin gehalten ist, erst dann ist es im Stande, die hülfreiche, gebende Hand zu einer wahrhaft segenbringenden, sozialen Hülfstätigkeit anzuleiten.

Diese neuen und die alten Gedanken, sie fochten einen harten Kampf und kämpfend zogen sie mit hienüber in das junge Jahrhundert, aber die neuen Gedanken behaupten sich, Beweis dafür sind viele Taten und Werke sozialer Hülfstätigkeit, die von dem Geiste der Reform erfüllt sind. Ihnen winkt eine bedeutungsvolle Zukunft!

In dieser Nummer der „Neuen Wege“ und den ihr folgenden sollen nun einige der wichtigsten Gesichtspunkte der modernen sozialen Hülfstätigkeit in drei kurzen Abhandlungen zur Besprechung kommen, und zwar: 1. Soziale Hülfstätigkeit als Beruf aufgefaßt. 2. Die

Unterstützungsgrundsätze und ihre praktische Anwendung. 3. Die unbedingte Notwendigkeit einer Cooperation aller Instanzen zur Bekämpfung der Not und zur Förderung des Volkswohles.

Mit der ersten Abhandlung beginnend, können wir kurzweg behaupten, daß die Auffassung der sozialen Hülfstätigkeit als Beruf die logische Folge der ganzen Gedanken- und Tatenreformation auf diesem Gebiete gewesen ist. Almosen zu verteilen war keine Kunst, namentlich dort, wo es sich nur darum handelte, vom leicht entbehrlichen oder sogar lästig gewordenen Ueberflusse (Kleider, Nahrungsmittel 2c.) an Notleidende abzugeben. Und diese mühelosen Taten hatten außerdem noch den Vorteil, dem Gebenden ein wohliges Gefühl der Selbstzufriedenheit einzubringen, ein Gefühl vorzutäuschen, nun seine Pflicht getan zu haben, stand er doch vor sich selbst und anderen als „Wohltäter" da!

So pflegte man die Armen im wahren Sinn des Wortes, man züchtete sie ganz systematisch zum entehrenden Stande der Bettler, zu Schmarotzern oder kranken Gliedern des Gemeindewesens. Eine Tätigkeit dagegen, die Hilfe vom Menschen zum Menschen, Wiedererlangung der ökonomischen Unabhängigkeit der Notleidenden, Verhütung der Armut, zum Ziele hat, eine solche Tätigkeit ist eine Lebensarbeit, ein Werk, das die besten Kräfte anspannt, die höchsten Forderungen an den Menschen stellt. Es gibt einige Menschen, Vollmenschen, Individualitäten, die instinktiv die rechte Bahn der sozialen Hülfstätigkeit finden und den Notleidenden wahre Freunde und Helfer zu sein verstehen in dem soeben beschriebenen Sinne; die große Mehrzahl aber muß erst dazu erzogen werden. Der Jurist, der Pfarrer, der Arzt, der Künstler, der Lehrer, sie alle müssen sich vorbereiten, durch langwierige, mühsame Studien durcharbeiten, bevor sie sich im Stande fühlen, ihren Beruf auszuüben! Soll das soziale Elend nun von jedem Beliebigen, der außer einem weichen Herzen oder einem sensitiven Gewissen rein gar keine Werte zu bieten hat, behandelt werden?? Die fortschrittliche, reformierende Bewegung klärte auf über diesen Punkt, sie stellte so hohe Anforderungen, daß die Untauglichkeit oder mindestens Unzulänglichkeit der großen Mehrzahl hülfsbereiter Männer und Frauen bald zur unleugbaren Tatsache wurde. Die Tatsache erweckte ihrerseits wiederum das unbedingte Bedürfnis nach passenden Gelegenheiten zur praktischen und theoretischen Ausbildung von Hülfskräften. — Es beginnt eine neue Epoche: der sozialen Hülfstätigkeit ist endlich die ihr gebührende Wichtigkeit und Tragweite zuerkannt, sie soll im Sinne eines „hohen Berufes" aufgefaßt werden, würdig einer Lehrzeit, eines vorbereitenden Studiums.

Männer und Frauen machten sich an das Werk, derartige Lehrstätten ins Leben zu rufen! Vorbildlich in dieser Beziehung ist das 1887 in London von den vereinigten Frauenuniversitäten gegründete «Wœmen's University Settlement», Nelson-Square Blackfriars Rd. London S E. Residierende (d. h. im Settlement wohnende) und

nichtresidierende Frauen und Mädchen werden daselbst in Jahreskursen mittelst Vorträgen, Lektüre, Diskussionen und praktischer Mitarbeit, ganz systematisch in der sozialen Hülfsarbeit im Sinne der Erziehung der Notleidenden zur Selbsthülfe herangebildet. Der Kurs kann auf Wunsch über ein weiteres halbes oder ganzes Jahr ausgedehnt werden. Der Jahreskurs kostet für Externe Fr. 315.—, für Interne (inklusive Kost und Logis) Fr. 1815.—. In den zahlreichen anderen englischen Frauensettlements ist außerdem mannigfaltige Gelegenheit geboten zur Erweiterung der praktischen Kenntnisse und Erfahrungen, sei es als residierende oder nichtresidierende Hülfskräfte. Neben den Frauensettlements existieren eine größere Anzahl Männersettlements, doch hat sich bisher leider nicht ein einziges davon mit der systematischen Ausbildung der Hülfskräfte befaßt. Neben den ständigen, residierenden Arbeitskräften sind allerdings meistens eine Anzahl junger Leute vorübergehend in diesen Settlements tätig, so z. B. stellen sich Studenten in ihrer Ferienzeit oder nach bestandenem Examen für kurz oder länger zur Verfügung und bekommen dadurch einen Einblick in die soziale Hülfsarbeit; doch kann natürlich nicht die Rede von beruflicher Ausbildung sein. Die Bureaux der bekannten englischen „Charity Organisation Society“ dagegen bieten Männern wie Frauen Gelegenheit zur gründlichen, praktischen Ausbildung, die schließlich, nach bestandener Lehr- und Probezeit zur Ernennung zum Sekretair oder zur Sekretairin eines solchen Bureau führen kann.

Die amerikanischen Settlement sollen die englischen in Bezug auf Größe, Vielseitigkeit und Organisation weit übertreffen, ob sich aber dieses oder jenes Settlement die Ausbildung von Hülfskräften zur Spezialität gemacht hat, ist mir nicht bekannt.

Der vor wenigen Jahren in Wien von Frauen gegründete Verein „Settlement“ hat weder ein Wohnhaus für seine Mitglieder noch befaßt er sich mit der Ausbildung von Hülfskräften.

Zu erwähnen sind noch die im Jahre 1893 in Berlin von Jeanette Schwerin gegründeten „Frauen- und Mädchen-Gruppen“ für soziale Hülfsarbeit — eine wahrhaft vorbildliche Institution! Leiterin der „Gruppen“ ist zur Zeit Dr. Alice Salomon (Friedrich Wilhelmstraße 7, Berlin W.). Die Ausbildung der Mädchen und Frauen geschieht mittels Lehrkursen, monatlichen Vereinigungen mit freier Diskussion und mittels praktischer Betätigung in einer großen Anzahl von Wohlfahrtseinrichtungen und Vereinen. Die Kandidatinnen müssen sich für ein volles Jahr verpflichten, der Jahreskurs kostet 75 Mark. Die „Gruppen“ besitzen kein eigenes Wohnhaus, die Vorlesungen und Vereinigungen finden in verschiedentlichen Lehrsälen statt. Zur Erläuterung des Lehrplanes vorerwähnter Kurse sei hier ein diesbezüglicher Passus aus einem Jahresbericht der „Frauen- und Mädchen-Gruppen“ wiedergegeben: „Als Grundlage für diese Ausbildung ist festgesetzt: 1. Einführung in die sog. Hülfsarbeit durch Tätigkeit in Krippe, Volkskindergarten und Kinderhort, und durch theoretische

Unterweisung in der Erziehungslehre unter besonderer Berücksichtigung sozialer Gesichtspunkte (1. Vierteljahr). 2. Einführung in die Armenpflege durch Fürsorgetätigkeit (Auskunftsstelle) und durch Teilnahme an Vorlesungen über Armenpflege (2. und 3. Vierteljahr). 3. Einführung in die Wohlfahrtspflege durch praktische Arbeit und durch Teilnahme an Kursen über Volkswirtschaftslehre (drittes und letztes Vierteljahr)."

Aehnlich diesen „Frauen- und Mädchen-Gruppen für soziale Hülfsarbeit" in Berlin sind in anderen deutschen Städten Lehrkurse und praktische Unterweisung auf dem Gebiete der sozialen Hülfstätigkeit organisiert worden, so z. B. in Köln, Hamburg, Halle u. s. w. Sie gedeihen und entwickeln sich in erfreulicher Weise, die Zahl der Teilnehmer vermehrt sich alljährlich und die Nachfrage nach geschulten Hülfskräften liefert stets neue Beweise für die Notwendigkeit, ja Unentbehrlichkeit dieser Institutionen.

In der Schweiz fehlen einstweilen noch derartige Lehrkurse zur praktischen und theoretischen Ausbildung in der sozialen Hülfsarbeit, noch sind die weiteren Kreise nicht durchdrungen von der Notwendigkeit, noch zögert man, die soziale Hülfsarbeit als Beruf aufzufassen! In neuester Zeit ist allerdings hier und dort in verschiedenen Zeitungen die Gründung eines Lehrstuhles für Armenpflege an der Zürcher Universität angeregt worden, es wäre dies gewiß ein sehr zu begrüßender erster Schritt zur Ermöglichung einer systematischen Schulung männlicher und weiblicher Hülfskräfte!

So viel über die Ausbildungsmöglichkeiten! Der Beruf: soziale Hülfstätigkeit, ist ebenfalls erst im Werden und muß sich aus dem bisherigen Begriffschaos immer mehr herausentwickeln. Es liegt in den Händen der geschulten Kräfte, sich ihre Stellung zu schaffen! Arbeiten sie planmäßig, zielbewußt, mit Ernst, Gewissenhaftigkeit und dem Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, so kann es nicht ausbleiben, daß ihre Tätigkeit mehr und mehr allgemein, als Beruf, aufgefaßt wird. Die natürliche Folge wird sein, daß mit der Zeit eine immer größere Anzahl nicht nur Ehren-, sondern auch bezahlter Stellungen für weibliche wie für männliche Arbeitskräfte geschaffen werden. Je mehr die Arbeitskräfte zu leisten imstande sind, dank ihrer fachlichen Vorbildung, um so mehr können sie auch fordern, d. h. ihre Arbeit muß mit der Zeit auch entsprechend besoldet werden.

Der Frau eröffnet sich ein neues, ihren Anlagen gewiß sehr entsprechendes Feld der Tätigkeit und das bisherige armenpflegerische Gebiet der Männer wird zu der viel weitgehenderen und umfassenderen sozialen Hülfstätigkeit erweitert.

Mentona Moser.

---

# Nochmals Matth. 5, 38—42.

Wir erhalten zu den Reflexionen über Matth. 5, 38—42 aus dem Leserkreis folgende Zuschrift, die wir gern veröffentlichen:

In der zweiten Nummer Ihrer Zeitschrift befindet sich eine Abhandlung: „Gedanken über Matth. 5, 38—42“. Vielleicht gestatten Sie mir, daß auch ich meine Auffassung der betreffenden Stelle aus der Bergpredigt darlegen darf, umsomehr, da sie, wie ich glaube, mit derjenigen der Verfasserin nicht ganz übereinstimmt.

Zweifellos will Jesus sagen: Tut dir dein Feind Unrecht, dann vergelte nicht Gleiches mit Gleichem, sondern beurteile du ihn gerecht in seinem Tun und tritt ihm nicht entgegen in persönlicher Rachsucht, sondern sei ein sachlicher Gegner, der auch für die Schwächen des Feindes Verständnis hat. Diese Mahnung ist aber nicht vorzugsweise an „willensstarke, unerschrockene, sich selbst behauptende Menschen“ gerichtet, sondern sie soll ja zur Stärke hinführen und sie richtet sich deshalb gerade an die Schwachen. Charakterschwäche liegt nicht allein darin, den Kampf mit den Mitmenschen zu meiden und lieber Unrecht zu dulden, sondern auch darin, sich vor dem Kampf mit sich selber zu scheuen und lieber andern Unrecht zu tun. In beiden Fällen handelt es sich um Schwäche und Jesus wendet sich allerdings gegen letzteren Fall mit seinen Worten. Daß er aber auch die zuerst genannte Schwäche nicht gelten läßt, daß auch er den Kampf will, das hat er mehrfach ausgesprochen. Die Worte in der Bergpredigt: „Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen,“ drücken energischen Kampf gegen das Schlechte aus. Die Pharisäer und Schriftgelehrten aufs schärfste anzugreifen, hielt Jesus für seine Pflicht. Er sagt wohl „Liebet Euere Feinde“, aber er verbietet nie den Kampf mit dem Feinde. In Matth. 5, 38—42 wird uns aber lediglich gesagt, wie der Kampf nicht sein soll. . . . . . . .

Otto Huppert.

---

# Miscellen.

## 1. Soziales.

**Vom Sinn der Arbeit.** „Der Säemann“ (Monatsschrift für pädagogische Reform) bringt im 5./6. Heft des Jahrgangs 1906 einen Aufsatz über „Arbeit aus Selbstbeglückung“ von J. A. Lux-Wien, dessen Anfang hier wiedergegeben sein mag:

„Es gibt keine Art von guter und nützlicher Arbeit, die nicht den Ausdruck menschlicher Beglücktheit trägt. Sie ist der eigentliche Sinn und der Inhalt, der in der Form sichtbar wird; jeder gut geführte Hammerschlag, jeder noch so schwerfällig bearbeitete Baustein ist von diesem Inhalt seltsam belebt, Geheimnis und Offenbarung zugleich, kostbar und wertvoll, wie wertlos und billig auch das

Material sein mochte, wohingegen das teuerste Material nichtig ist, wenn es die Spuren jener beseelten Arbeit vermissen läßt, die Selbstbeglückung ist. Von den altgotischen Domen bis zum Gekritzel der Kinder, dem ersten, stammelnden Ausdruck ihres Seeleninhaltes, im ganzen Umkreis menschlichen Wollens und Wirkens kann nichts Dauerndes hervorgebracht werden, kann nichts zur Erhöhung der Schönheit der Erde und der Freude der Menschen getan werden, wenn es nicht das tiefe Glück des Urhebers einschließt und Bekenntnis dieses Glückes ist.

Es geschieht zwar die meiste Arbeit, die heute getan wird, aus Zwang und Unlust; aber diese Arbeit, die so getan wird, ist ganz bestimmt unersprießlich und bliebe besser ungetan; sie ist schädlich, nicht weil sie nochmals getan und verbessert werden muß, sondern weil sie eine unmeßbare Summe von vergeudeter Kraft und verlorenem Glück darstellt, davon das Antlitz der Welt die Züge der Trauer und häßlicher Entstellung trägt."

**Kirche und soziale Frage.** Die Generalversammlung der Presbiterianerkirche der Vereinigten Staaten hat folgende Resolution angenommen: In Anbetracht der wachsenden Wichtigkeit der Arbeiterfrage und von der Erkenntnis ausgehend, daß sie wesentlich eine sittliche und religiöse Frage ist, die nur auf diesem Boden gelöst werden kann, empfehlen wir dem Komitees für innere Mission, Spezialkommissionen mit dem systematischen Studium der sozialen Frage in ihren Distrikten zu beauftragen. Dieselben sollen Vereinigungen von Sachverständigen sein, welche die Kirchen mit den Bestrebungen der Arbeiterorganisationen bekannt machen und unter den Arbeitern das Verständnis für die soziale Aufgabe der Kirche fördern sollen. Diese Kommissionen sollen dazu beitragen, immer innigere Beziehungen zwischen den Kirchen und den Arbeitervereinigungen zu knüpfen; sie sollen Schriften herausgeben und verbreiten, welche den Gliedern der Kirchen und den Arbeitern Aufklärung bieten; sie sollen alle schon bestehenden Unternehmungen kräftig unterstützen, welche herzlichere Beziehungen zwischen der Kirche und den Arbeitern herbeiführen möchten. (Revue du christianisme social.)

**Die „untern Stände".** Wohl erscheint uns das Leben der untern Stände eng, beinahe wertlos. Aber wie viel echte Charakterbildung umschließt es, die auf uns selbst veredelnd wirkt, sobald wir Augen dafür haben. Nicht ob viel oder wenig geistiger Stoff da ist, sondern ob viel oder wenig echte, eigenartige Verarbeitung des Vorhandenen zu ungebrochenem persönlichem Leben da ist, entscheidet. Das Verhältnis der obern zu den untern Ständen leidet an der Unfähigkeit der meisten, das einzusehen. Weil sie einen weitern Kreis umschließen, verachten sie den, der in seinem Kreis viel echter ist, als sie in ihrem. Auch für unsere Volksbildung ist das eine Gefahr. Immer wieder will man vor allem Wissensstoff statt Antrieb zu echter Verarbeitung zur Hauptsache machen.

(Fuchs, Gut und Böse. S. 128.)

## 2. Falschberühmte Wissenschaft.

**Das zwölfte Gebot.** In Nr. 47 der Christl. Welt lesen wir einen Artikel „Chwolson über das zwölfte Gebot". Chwolson ist Professor der Physik in Petersburg, Verfasser eines hervorragenden Lehrbuchs der Physik. Er hat ein Schriftchen geschrieben „Hegel, Haeckel, Kossuth und das 12. Gebot". Dieses Gebot lautet: „Du sollst nie über etwas schreiben, was Du nicht verstehst". Prof. Chwolson prüft nach, was Haeckel in den „Welträtseln" für Ausführungen aus dem Gebiet der Physik bringt, und ob er hiebei das 12. Gebot befolgt. Er entdeckte dabei, daß *seine* Spezialität, die Physik, in Haeckels „Welträtseln" eine nichts weniger als untergeordnete Rolle spielt, ja in gewisser Richtung sogar das Fundament des Ganzen bildet. Wie er aber weiter fragt, ob Haeckel gewissenhaft die Fragen studiert hat, über die er entscheidende Urteile fällt und auf denen er sein Lehrgebäude aufbaut, da ist das Resultat „entsetzlich, man darf wohl sagen haarsträubend! Alles, aber auch alles, was Haeckel bei der Berührung physikalischer Fragen sagt, erklärt und behauptet, ist falsch, beruht auf Mißverständnissen oder zeugt von einer kaum glaublichen Unkenntnis der elementarsten Fragen. Selbst

von dem Gesetz „der Erhaltung der Kraft“, welches er selbst als „Leitstern“ seiner Philosophie proklamiert, besitzt er nicht die elementarsten Schulkenntnisse.“ Wenn Haeckel schon auf einem seinem Fach benachbarten Gebiet das 12. Gebot in dieser Weise übertritt, so werden auch die Theologen, die in ihrer Wissenschaft Haeckel die krassesten Sünden gegen das 12. Gebot nachgewiesen haben, eher Glauben finden, auch bei solchen, welche bisher dem theologisierenden Biologen mehr Zutrauen geschenkt haben als den theologischen Fachleuten. Aber Haeckels Buch ist in alle Kultursprachen übersetzt, in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet und sein Inhalt wird von Unzähligen als unfehlbare Wissenschaft geglaubt.

---

# Neue Wege.

Neue Wege! vielleicht wie der Kraxler
Sie zu den Gipfeln des Hochgebirgs sucht,
Spottend der alten? Nur seine, die kecken,
Er als pikant und als sportgemäß bucht.

Neue Wege! was braucht es der neuen?
Einer führt sicher euch lange schon hoch.
Christus ist Weg und Wahrheit und Leben
Auch den Modernen. Was suchet ihr noch?

Neue Wege! und doch, sie zu suchen
Brennenden Herzens — ich helfe euch auch.
Jeder Zeit eigene Wege zu weisen
Hatte der Heiland ja immer zum Brauch.

Neue Wege! wir wollen sie finden
Auch in der Gegenwart wildem Gewirr,
Auch durch das Dunkel der künftigen Zeiten.
Christus ist Führer. Er führt uns nicht irr.

Neue Wege! auch Wege voll Dornen,
Wege voll Arbeit und Kampf bis auf's Blut,
Nicht ein Kutschieren auf glatten Geleisen.
Vorwärts und aufwärts in heiliger Glut!

Neue Wege! auf neuen und alten
Wahrheit und Liebe — das Ziel immer gleich!
Arbeit Flehen: Es komme auf Erden,
Vater im Himmel, es komme dein Reich!

**Grindelwald.** **Gottfried Straßer.**

---

☛ Das nächste Heft erscheint anfangs März.

---

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

NEUE WEGE

# Gegenwartsreligion und geschichtliche Religion.

## I.

Religion will heutigen Tages wieder jeder besitzen, sogar Leute, die für das Christentum nur abschätzige Worte haben. Sich als Religionsverächter zu bekennen, hat keinen guten Klang mehr. Und doch wenn man alle die verschiedenen Leute, die Religion zu kennen und zu besitzen vorgeben, fragen wollte, was sie darunter verständen, so bekäme man eine Sammlung von Antworten, aus der nicht leicht jemand klug würde.

Etwas anderes ist es, wenn ein preußischer Hochkirchlicher oder ein deutscher Zentrumsmann von seiner Religion redet und damit eigentlich die preußische Landeskirche, respektive die katholische Kirche meint, etwas anderes, wenn ein dem Kirchenwesen ferner Stehender damit eine allgemeine ästhetische Gemütserhebung über das Alltagsleben bezeichnen will. Oder aber dem einen ist Religion die Befolgung bestimmter Gebote und Verbote, oder die Anerkennung der göttlichen Leitung in der Geschichte und im eignen Leben, dem andern ist sie Gottes- und Nächstenliebe, Weltverachtung oder ein Leben gemäß dem richtig verstandenen Naturgesetz. Und nicht einer der Unverständigsten in diesen Dingen hat sie bezeichnet als „Heimweh, die bittersüße, wie eines Atems Steigen und Fallen rastlos durch die Seele webende Sehnsucht des Kindes, nach Hause zu kommen."

Bei allen diesen Bestimmungen sehe ich ab von dem objektiven Begriff „Religion", der sich etwa in dem Satze darstellen würde: „Das Christentum, der Islam, der Buddhismus sind Religionen." Es kommt mir nur auf das an, was einer *seine* Religion nennt, d. h. auf die Summe von Ueberzeugungen, Gefühlen und Handlungen,

die nach gemeinem Sprachgebrauch als Inhalt oder Ausfluß der Religion bezeichnet werden. Daß mir dabei in erster Linie christlich gefärbte Religion und christliches Milieu die Beispiele liefern, liegt in der Natur der Umstände. Diese Einschränkung vorausgesetzt, ergeben sich zwei Hauptlinien aus all den verschiedenen Bestimmungen von Religion: Vorsehungsglaube, Jenseitssehnsucht, das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit, Dankbarkeit gegen den Geber aller guten Gaben, Ehrfurcht vor allem Unerforschlichen, Gottes- und Nächstenliebe können auch da bestehen und einem Leben seinen festen Pol geben, wo man von der Vergangenheit und ihrer Religion nichts weiß. Ja es hat Zeiten gegeben, da man solche Dinge einfach als Ausfluß menschlicher Vernunft ansah: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte! Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt, der mit verhärtetem Gemüte den Dank erstickt, der ihr gebührt?“ Diese Dinge sind es, die ich — ganz abgesehen von den Ursachen ihrer Entstehung — als Gegenwartsreligion bezeichne. Mit all diesen Begriffen umfassen wir aber die Religion derjenigen Leute nicht, die wie die alten Juden zur Zeit Jesu die Frömmigkeit ausschließlich in der Befolgung eines überkommenen göttlichen Gesetzes sehen, oder diejenigen, die sich an einer Idealgestalt der Vergangenheit ihre Religion bilden, die z. B. ihr religiöses Leben stets an der Gestalt Jesu rechtfertigen müssen, oder die ihren Glauben aus der von Gott, wie ihnen scheint, sichtbar geleiteten Geschichte ihres Volkes oder auch ihres Lebens schöpfen. Alle Leute, deren Religion so orientiert ist, stehen in einer bestimmten geistigen Verbindung mit der Vergangenheit, ohne diese würden sie den Boden unter den Füßen verlieren. Eine solche durch geschichtliche Momente bestimmte oder doch mitbestimmte Religion nenne ich der Kürze halber hier „geschichtliche Religion“.

Ein Vertreter der Gegenwartsreligion würde vielleicht seinem Standpunkt folgendermaßen Ausdruck verleihen: Es ist mir unmöglich, die Grundstimmungen und -Gefühle, auf die ich mein Leben aufbaue, anderswo als in meinem Erkennen und Erleben zu suchen. Alte zweifelhaft bezeugte Wundergeschichten aus der Bibel werden niemals imstande sein, mich an einen Gott glauben zu machen, der auch bei mir die Allgewalt über Leben und Tod hat, der mein Leben führt und leitet. Beispiele von Frommen vergangener Tage ermutigen mich noch lange nicht, selber fromm zu sein, denn was vor 100 oder 1000 oder 2000 Jahren ganz gut und richtig gewesen sein mag, ist es vielleicht nicht für unsere Tage. Ich muß Gott erkennen in meinem eignen Leben, sei es durch vernünftige Gründe, sei es durch Erlebnisse, in denen ich unzweideutig Gottes Hand erkenne, sei es durch gefühlsmäßige Erkenntnis dessen, was mir religiöses Bedürfnis ist.

Etwas anders würde wohl ein Mensch reden, dem es unmöglich ist, auf die geistige Verbindung mit der Vergangenheit zu verzichten: Es ist Tatsache, daß ich meine Religion nicht aus mir selber habe. Wenn ich nach dem Ursprunge meines religiösen Lebens frage, so liegt

nicht in mir selber, sondern eine fromme Mutter war es, die mich
n erstenmal ahnen ließ, daß es etwas gebe, was über bloßes Wohl-
jagen und egoistische Begehrlichkeit hinausragt, ein begeisterter Lehrer
t mich zu den Frommen der Vergangenheit gewiesen als zu den
uellen echter Frömmigkeit. Darum kann ich mir nicht einbilden,
ß ich von mir aus eine Religion finden könnte. Wäre ich in Arabien
boren worden, so wäre ich eben Mohamedaner geworden, in Afrika
tischanbeter. Da ich aber als protestantischer Europäer zur Welt
ommen bin, so ruht meine Religion auf Luther oder Calvin und
letzter Linie auf Jesus. Seine Worte aber erkenne ich aus dem
uen Testament. Und mag ich manches auch nicht verstehen oder
echt verstehen, so lege ich das eben einstweilen bei Seite, aber mit
wußtsein werde ich mich niemals ablehnend verhalten gegen die
formatoren oder gegen Jesus. Es ist mir wie ein instinktives Be-
rfnis, daß ich meine Religion an der Jesu messen muß.

II.

Es sind Durchschnittsvertreter, die eben zu Worte gekommen
d, durchaus keine Extremen und doch sprechen sich in den beiden
schauungen Gegensätze aus, die sehr einschneidender Natur sind.
Blick in die Geschichte der Kirche bestätigt das vollauf. Man
ucht sich nur die Gestalt des ersten Sprechers etwas verschärfend
szugestalten und man kommt entweder zu dem mystischen Asketen,
in einsamer Klosterzelle sich seiner Gotteserleuchtung tröstet und
e Gedankengänge weit an denen der Kirche vorbeifliegen läßt oder
dem wilden Schwärmer wie Thomas Münzer, der mit Berufung
das innere Licht und Gottes Stimme in ihm selber zum Schwerte
ift, um die Feinde Gottes auszurotten, oder zu dem selbstsichern
rstandesmenschen, der im Vertrauen auf sein nie versagendes Werk-
g, den Verstand, mit Weltrichtermiene über alle Torheiten und Ver-
ungen der Religion zu Gerichte sitzen kann. Auf der andern Seite
r tauchen die offiziellen Vertreter des Kirchentums auf von den
hepriestern an durch die Päpste bis zu den noch heute waltenden
pstlein der preußischen und anderer Landeskirchen. Sie alle haben
hts anderes tun wollen, als die Menschen beim Glauben ihrer
ter erhalten und haben sich nicht gescheut, zu diesem Zwecke mit
uer und Schwert zu wirken, so lange das landesüblich war. Es
eine endlose Reihe von Kämpfen, die sich zwischen der Vergangen-
tsreligion und der Gegenwartsreligion abgewickelt haben, und wenn
se Kämpfe schon heutzutage andere Formen annehmen, aussterben
rden sie kaum jemals. Immer wieder und wieder ist dieser Gegen-
aufgetaucht, wenn auch unter wechselnden Namen; bei Paulus
ßt er „Gesetz und Freiheit“, im Mittelalter „Dogma und Mystik“,
ter „biblische Offenbarung und Erleben Gottes“, „geoffenbarte
ligion und Naturreligion“ und heute sagt man „Tradition und
dividualismus“.

Es liegt mir nun nicht daran, zu zeigen, daß auch heute no
zahllose Kämpfe zwischen Vater und Sohn, zwischen Alten und Junge
immer wieder auf diesen Urgegensatz zurückgehen. Wer offene Auge
hat, wird dem auf Schritt und Tritt begegnen. Aber mehr denn
ist heutzutage bei unserer Verallgemeinerung und stofflichen Erweiterun
des Wissens der Kampfplatz in das Innere des einzelnen Mensch
verlegt worden. Die Welt ist nicht so eingerichtet, daß die Mensch
reine Vertreter eines Prinzips oder eines Typus sind, sonst könnte ma
wohl auf den Gedanken kommen, daß eben der Gebildete oder Ueber
bildete Vertreter einer geschichtlichen Religion, der Ungebildete, Unve
dorbene Vertreter der Gegenwartsreligion wäre. Daran ist nur sovi
richtig, daß eben dem, der sich wissentlich mit der Vergangenheit b
schäftigt, die Vergangenheit bewußter wird, während bei einem ander
sie mehr als unbewußte Unterströmung sich geltend macht. Ganz rein
Typen der einen oder der andern Art gibt es überhaupt nicht, sonder
in jedem Menschen steckt ein Stück Vergangenheitsreligion und ei
Stück Gegenwartsreligion. Auch der orthodoxeste Protestant wir
niemals behaupten, daß es, um fromm zu sein, genüge, das apostolisch
Glaubensbekenntnis mit allen seinen geschichtlichen Behauptungen an
zunehmen, auch der verbohrteste Rationalist des 18. und 19. Jahr
hunderts kommt um die Bibel und um die Gestalt Jesu nicht ohn
weiteres herum. Und ebenso wie auch der Ungebildetste sich wed
von den ihn umgebenden, vielfach aus der Vergangenheit stammende
unbewußten Traditionen loslösen (z. B. Kindertaufe), noch sich au
den bewußten Einflüssen durch Lesen und Rede ganz entziehen kan
so braucht im Ganzen auch der gelehrteste Forscher der religiös
Geschichte ein Stück Gegenwartsreligion zu seinem Lebenskampfe. J
bewußter natürlich in einem Menschen der Zwiespalt zu Tage trit
desto schwieriger wird er empfunden werden.

Aber gerade wo eine klare Erkenntnis dieses Zwiespaltes fehl
sind oft die schlimmsten Folgen zu erkennen. Nicht nur auf dem Ge
biete der Religion, sondern in allen geistigen Lebensäußerungen h
dieses Ineinandergreifen von Vergangenheit und Gegenwart eine Meng
Phrasentum und Heuchelei hervorgebracht. Denn wie kann man
anders nennen als Phrasentum und Heuchelei, wenn ein vielleicht vo
einer frommen Mutter ererbter Jenseitsglaube, der einem als Haupt
stück der Religion eingepflanzt worden ist, ein ganzes Leben hindur
als ein Wort, eine Redewendung weitergeschleppt wird, während do
die ganze wirkliche Lebenshaltung nur mit dem Diesseits rechne
Und wie verschwindend klein ist von hier der Schritt zu bewußt
Heuchelei. Oder wie mancher geht zum Abendmahl, nur weil d
Vater und die Mutter es tun, sein eignes religiöses Empfinden h
längst aufgehört, dabei mitzusprechen und anderseits, wo sich ein
des Zwiespaltes bewußt wird, da erheben sich in ihm allerlei schwieri
Fragen. Nicht wenige haben sich schon gestoßen an Jesu Wort, da
man dem, der einem auf den rechten Backen schlägt, auch den link

ieten soll, daß man mit einem Gegner nicht vor Gericht gehen
oll u. a. m. Abschwächung wie etwa die: „nicht für jede Kleinigkeit“,
nd schlechte Auswege. Immer-wieder und wieder wird die Frage
ch erheben: Wie weit kann überhaupt die Vergangenheit für uns
erpflichtend sein, welche Bedeutung kann der geschichtlichen Religion
ir unsere Gegenwartsreligion, für unser wirkliches religiöses Leben
ikommen? Daß wir bei der Prüfung der Frage vor allem die von
esus herstammenden religiösen Einflüsse im Auge haben werden, recht-
rtigt sich heutigen Tages, da der Kampf um die Person Jesu ringsum
ntbrannt ist, von selber. Jesus ist und bleibt trotz aller buddhistischen
nd sonstigen Spielereien noch immer die stärkste geschichtliche Macht
ı unserm religiösen Bewußtsein.

## III.

Wenn zwei sich nicht vertragen können, so ist stets die einfachste
ösung, daß man den einen entfernt, ausschaltet. Die Gegenwarts-
eligion zu Gunsten der Vergangenheitsreligion auszuschalten, wird
reilich so leicht niemandem einfallen. Denn das sind doch nur
arrikaturen von Menschen, die meinen, weil sie eine so gute Dogmatik,
. h. festgelegte kirchliche Ueberlieferung besäßen, brauchten sie keine so
ute Ethik, d. h. praktische Ausübung ihres Glaubens in der Gegen-
art zu besitzen. Jenes tun hieße die lebendige Religion totschlagen.
chon mehr Gewicht besitzt die Ansicht, daß man am besten alle „ge-
hichtlichen Belastungen“ der Religion abschaffen würde, damit sie sich
nes ungehinderten, natürlichen Wachstums erfreuen könnte. Die
eschichtliche Religion sei eigentlich nichts als eine Verschlechterung
er natürlichen. Das 18. Jahrhundert glaubte in den drei Worten
Gott, Freiheit (d. h. des einzelnen, also sittliche Freiheit) und Un-
erblichkeit“ den Schlüssel zu dieser natürlichen Religion gefunden zu
aben. Schon die Tatsache, daß heute diese Formel durchaus keine
eitgehende Anerkennung finden würde, zeigt, daß eben auch sie eine
eschichtlich in den geistigen Zuständen des 18. Jahrhunderts be-
ründete gewesen sein muß. Und so ist es ganz sicher jedesmal eine
Selbsttäuschung, wenn einer glaubt, die „Religion schlechthin“ gefunden
u haben. Wir Menschen sind nun einmal — ob uns das angenehm
t oder nicht, kommt dabei nicht in Frage — keine isolierten Einzel-
esen, sondern zeitlich und örtlich und damit eben geschichtlich bedingte
Wesen in unsern Körperanlagen wie auch in unserer geistigen Ge-
altung. Auch die beste und aufrichtigste Frömmigkeit eines katholischen
Süditalieners, eines Arabers, eines Russen oder eines deutschen
Protestanten wird immer eine verschiedene sein und bleiben, weil sie
ben auf anderm geschichtlichem Grunde gewachsen ist.

Soviel steht fest: auch das, was wir unsere Gegenwartsreligion
ennen, steht unter dem oft unerkannten, aber doch stets vorhandenen
Einfluß unserer Vergangenheit. Wir können diesen Einfluß nicht los-
erden, so sehr wir uns auch bemühen. Aber vielleicht ist es möglich,

wenigstens die sich uns durch unser Bewußtsein vermittelnden E[illegible]flüsse der Vergangenheit zu beseitigen? Wir wären dann vielle[illegible] freier und unbefangener, wenn wir die christlichen Lehren oder Dogm[illegible] einerseits und die Ergebnisse der Religionsforschung anderseits, z. B. ü[illegible] die wahre Gestalt Jesu, auf sich beruhen ließen. Aber auch da kön[illegible] wir uns drehen und wenden, wie wir wollen, in unserer lesenden u[illegible] redenden Zeit ist es nicht denkbar, daß wir so oder so von einer b[illegible] wußten Verbindung mit der Vergangenheit absehen können. Unse[illegible] Zeit ist es ein so unabweisbares Bedürfnis geworden, die Mensch[illegible] der Vergangenheit und Jesus vor allen möglichst so zu sehn, wie [illegible] gewesen sein kann, frei von aller Uebermalung, daß es ein Rückwär[illegible] gar nicht mehr gibt. Und ist es denn überhaupt wünschenswer[illegible] Wäre es nicht eine Verarmung nicht nur unseres Denkens, sond[illegible] auch unseres religiösen Empfindens, wenn wir keine Gelegenheit hätt[illegible] unser religiöses Empfinden gelegentlich mit dem Größerer mitschwing[illegible] zu lassen. Daß dies bei ehrlicher Selbstprüfung durchaus nicht imm[illegible] Jesus, sondern oft recht andersartige religiöse Große sind, soll n[illegible] verschwiegen werden, aber es muß doch stutzig machen, daß so vi[illegible] die durchaus frei in der Vergangenheit gesucht haben, doch vor [illegible] einzigartig schlichten und klaren Gestalt Jesu Halt machen. Das al[illegible] ist gewiß noch nicht Religion, sondern bloßes Anempfinden und [illegible] kann sehr viel Verständnis für fremde Religion mit sehr wenig eig[illegible] verbunden sein, denn die Religion beginnt erst da, wo eine Empfindu[illegible] für unser Leben Geltung verlangt, wo sie ihm Sinn verleiht und [illegible] lebenswert macht. Aber dennoch ist uns Protestanten eine Relig[illegible] ohne bewußte Kenntnisse der Vergangenheit, wenigstens von Jes[illegible] fast undenkbar. Also auch hier stehen wir einer Tatsache gegenüb[illegible] Wir können auch eine bewußte Kenntnis der Vergangenheit nicht u[illegible]gehen. Es kann sich darum nur um die Frage handeln: wie ka[illegible] ich *meine* Religion, d. h. was ich durch unbewußte Vermittlung [illegible] Vergangenheit, durch Lebenserfahrungen und Gefühlsmomente in [illegible] habe, mit dem in Verbindung setzen, was Ueberlieferung und un[illegible]fangene Geschichtsforschung mir mitteilen können, damit dadurch me[illegible] religiösen Kräfte nicht schaden leiden, sondern Stärkung erfahren?[illegible]

In den allermeisten Fällen ist das Verhältnis, das man [illegible] Vergangenheitsreligion hat, ein *gesetzliches*. Das grobe Den[illegible] vieler Menschen kennt gar keine andere Form der Verbindung zwisch[illegible] der Vergangenheit und heute. Nicht nur preußische Kirchenjuris[illegible] betrachten die lutherischen Bekenntnisschriften immer wieder und wie[illegible] als Glaubensgesetze, sondern auch die zarten, gerade dadurch, daß [illegible] alle an bestimmte Menschen in bestimmter Lage gerichtet sind, so e[illegible]drucksvollen Worte Jesu werden ahnungslos meist zu Gesetzen [illegible]stempelt. In der richtigen Erkenntnis, daß manche Worte J[illegible] hoch über ein Gesetz hinausgehen, schränkt man die Zahl der gel[illegible] sollenden sogar sehr ein und behält einen Rest, der einem de[illegible] natürlich sehr auf den Leib zugeschnitten ist, den man aber dann d[illegible]

wie ein Gesetz ohne weiteres auf alle andern übertragen zu können meint. Und auch abgesehen von Jesus — allen Großen der Religion ist es so gegangen, den alten Propheten, Paulus, Augustin, Luther, und vielen bis hinein in die Gegenwart, daß die kleinen Nachfolger aus ihren höchst persönlichen Worten ein Gesetz für alle machten und damit glaubten, der Welt die größten Dienste zu leisten. Immer aber trat eine Verknöcherung ein gegenüber den Absichten der Propheten, wie ich kurz diese Großen der Religion nenne, oft sogar eine direkte Verkehrung ihres Wollens in das Gegenteil. Das glänzendste Beispiel hiefür ist das unter Moses' Namen laufende Gesetz Israels, das eine Versteinerung der Prophetenzeit bedeutet, dessen Ausübung zur Zeit Jesu sich aber ziemlich genau in das Gegenteil dessen verkehrt hatte, was die Propheten gepredigt hatten. „Barmherzigkeit nicht Opfer" war ein Prophetenruf gewesen; die Pharisäer zur Zeit Jesu schütteln über eine Sonntagsheilung die Köpfe. Wenn es der theologischen Wissenschaft auch gelingen sollte, restlos festzustellen, was Jesus gesprochen und nicht gesprochen hat, so heißt es doch sich hüten vor einer Vergesetzlichung und damit Veräußerlichung und Verschlechterung dieser Worte. Jesus hat viele seiner Worte in Form von Gesetzen ausgesprochen, aber dennoch stehe ich nicht an, es auszusprechen: Wenn Jesus durch die Forschungen von Theologen zum Gesetzgeber, seine Worte zum Gesetz würden, das man befolgen kann, dem man aber auch durch ein Hintertürchen entgehen könnte, ja oft müßte, weil als allgemein geltendes Gesetz genommen, manche Anforderungen einfach undurchführbar wären, so würde das für die lebende Religion ein Schade bedeuten. Freilich ist diese Gefahr heutzutage nicht allzu groß und höchstens für bestimmte enge Kreise vorhanden. Es sind heute viel mehr andere Propheten, die ihre Gesetzmacher im Gefolge haben. Denn das gesetzliche Verwerten aller Großen durch kleine Geister ist ein menschlicher Zug, so lange die Welt besteht. Darum darf es betont werden: Ein Gesetz des Geistes oder des Willens kann uns die Vergangenheit nicht auflegen, weder ein Apostolicum, noch ein Bekenntnis der Reformatoren, noch ein Tolstoievangelium, noch auch Jesu Worte. Ist für uns irgendwie die Religion vergangener Menschen ein Gesetz, und wäre es nur ein Pietätsgesetz, so verknöchern wir in unserer Frömmigkeit genau so, wie die Pharisäer zur Zeit Jesu verknöchert sind.

Man hat sich schon ausgedrückt: Die Großen der religiösen Vergangenheit müßten unsere „Ideale" werden. Das ist sehr mißverständlich. Ideale liegen immer in der Zukunft, sind durch die Phantasie im voraus geschaute Bilder eines Bessern und Höhern über dem jetzigen Zustand. Vergangenheitsideale haben darum immer etwas Gefährliches und leicht etwas Unwahres an sich. Entweder bestrebt sich der, der sie zu besitzen vorgibt, etwas wieder herzustellen, was unwiderruflich der Vergangenheit angehört, und darin liegt immer die Gefahr der Unnatürlichkeit oder des gedankenlosen Nachschwatzens.

Dieser Fall lag z. B. vor, als einst ein älterer Universitätsrektor — übrigens ein Hauptvertreter einer religiös freien Denkweise — einer Studentenversammlung, die sich vielleicht in etwas unklarer Weise soziale Bestrebungen zur Aufgabe machen wollte, erklärte, es sei viel besser, wenn sie bei den alten Studentenidealen, für die sie sich einst begeistert hätten, „Freiheit und Vaterland", blieben. Nun war seither das durch mehr als ein halbes Jahrhundert erhoffte und erträumte einige deutsche Vaterland zustande gekommen, diese „Ideale" daher etwas altes Inventar geworden. Anderseits aber wird aus dem Suchen eines Ideals in der Vergangenheit fast ohne weiteres eine Idealisierung der Vergangenheit. Beweis: Der größte Teil aller Biographien, in denen jeder dunkle Punkt des Helden ausgemerzt oder doch in ein alle klaren Umrisse verwischendes Halbdunkel gerückt ist. In diesem Falle heißen dann die Gestalten „ideal".

Eine solche Idealität, die mit der Wahrheit auf gespanntem Fuße lebt, ist selbstverständlich für die Gegenwartsreligion, die doch das Echteste und Wahrste in einem Menschen sein muß, unbrauchbar. Für erwachsene und denkende Menschen muß die Vergangenheit etwas Festeres und Wurzelechteres zu geben haben, sonst kann jede Entdeckung, daß denn doch gar manches an einem Manne der Vergangenheit anders und weniger leuchtend war, nicht nur den Glauben an jenen Mann, sondern oft überhaupt an Menschengüte und Menschengröße umstoßen. Aus diesem Grunde sind auch solche geschraubte „Ideale" für jüngere, in der ersten geistigen Entwicklung stehende Menschen nicht unbedenklich.

## IV.

Das erste Erfordernis auch gegenüber den „Propheten" der Vergangenheit, die für die geschichtliche Religion doch hauptsächlich in Betracht kommen, ist darum, daß wir allen Darstellungen aus zweiter Hand gegenüber uns bewußt bleiben, daß sie uns ein Geschichtsbild, gesehen mit den Augen anderer, nicht die Dinge selber mitteilen, also mit andern Worten: Kritisch bleiben auch gegenüber dem Kritiker. Ich weiß wohl, das ist gerade gegenüber der Gestalt Jesu und gegenüber den Echtheitsfragen, die sich um die einzelnen Worte Jesu erheben, oft eine überaus schwierige Sache. Allein auch da reicht doch der unwidersprochene Teil der Worte Jesu aus, um sich über die Art, wie er zu Gott gestanden hat, über das, was er liebte und was er haßte, so weit klar zu werden, um ohne große Wissenschaft Verzerrungen und Entstellungen zu erkennen, vorausgesetzt, daß man den guten Willen hat, die Evangelien mit den Augen anzusehen, mit denen man etwas Neues betrachtet.

Neben dieser Vorsicht in der Aufnahme des Geschichtsbildes darf etwas weiteres nicht außer Acht gelassen werden: Man muß gegenüber allen geschichtlichen Großen, auch den Helden der Religion, nicht vergessen, daß, ein Mensch sein eben heißt beschränkt sein und daß

der Schatten eben gar nicht anders kann, als dem Lichte folgen. Wir erleben die Verkennung dieser Tatsache in neuester Zeit sehr lehrreich an der Gestalt Bismarcks. Er ist bei vielen Deutschen in Gefahr, ein politisches Gesetz oder ein „Ideal“ zu werden. Treten nun unleugbare Schwächen vor unsere Augen wie etwa durch die neuesten „Denkwürdigkeiten“ Hohenlohes, so bleibt derartigen Verehrern nichts übrig, als entweder zu schmähen über elende Verkleinerer des großen Mannes oder sich enttäuscht ganz von ihm abzuwenden. Dieses neuerdings erlebte Beispiel ist nur ein Spezialfall einer stets wiederkehrenden Erscheinung. Wer Zwingli und Calvin von vornherein als wirkliche und darum beschränkte Menschen nimmt, der wird ihre zweifellos harten und für uns widerwärtigen Taten, etwa gegen Grebel und Servet, eben als Kehrseite der eisernen Konsequenz und Härte ansehen, mit der sie gegen alle faulen Punkte im damaligen Staat und in der Kirche vorgingen. Er wird sie ebenso wenig zu entschuldigen und zu beschönigen suchen, als er sich durch sie die Freude an den Männern verderben läßt.

Und so sehr sich manches Gefühl dagegen sträuben wird: Wenn wir wirklich mit der vollen Menschheit Jesu Ernst machen wollen, so dürfen wir auch ihn, so hoch wir ihn stellen mögen, nicht als einen Universalmenschen betrachten, und eben darum nicht als ein Gesetz oder ein „Ideal“ fassen, sondern auch darin rückhaltlos Ernst machen, daß wir ihn in seiner Beschränkung erkennen, daß wir auch bei ihm Licht und Schatten zugeben. Daß ich damit nicht gesonnen bin, ihm etwas Böses anzudichten, wird nicht besonders gesagt werden müssen. Aber wir dürfen und müssen eingestehen, daß Gott ihn nicht gesandt hat, um uns dieses und jenes und alles Mögliche mitzuteilen und vorzuschreiben, um uns zu belehren: So mußt du dich zum Staate, so zu deiner Arbeit und deinem Beruf, so zu den umwälzenden Bewegungen deiner Zeit stellen. Auch er hatte seine bestimmte, also beschränkte, wenn auch höchste Aufgabe in der Welt. Wer daher aus Jesus ein „Ideal“ für alle diese Dinge macht oder seine Worte über Einzelheiten zum Gesetz stempelt, der wird leicht über das unüberbietbar Große hinwegsehen, das uns in seiner Gestalt entgegentritt: daß wir keinen Menschen in der Geschichte haben, der ein so feines Organ für Gottes Willen und Walten besessen hat, der so ganz ohne Wanken und nur bisweilen mit leisem Zagen, so selbstverständlich und wunderbar unter Gottes Augen und in seinem Willen dahinging, der alle Verzerrungen und Entstellungen der Gottesverehrung, alle Versteinerungen und Verkirchlichungen des Göttlichen so klar bis ins Herz hinein durchschaute und bei Seite schob, wie keiner vor und nach ihm. Bin ich mir klar bewußt, hierin etwas Unübertroffenes geschaut zu haben, so wird mir z. B. das Bewußtsein, daß mir seine Zukunftshoffnung, ja vielleicht seine ganze Jenseitsstimmung fremd ist, seine Gestalt nicht verkleinern. Es kann einer der Mehrzahl seiner Einzelforderungen fragend oder ablehnend gegenüberstehen und doch, weil

er zu den Menschen gehört, die es ohne Gott in der Welt nicht aushalten, in tiefster Ehrfurcht zu ihm aufsehen, als zu dem, bei dem er den Pulsschlag des Göttlichen spürt wie nirgends. Er wird auch darin, gerade darin sich hüten, ihn nachahmen zu wollen, aber er wird ungewollt und ungesucht für sein eignes Leben, Fühlen und Denken eine Reihe von Leitlinien erhalten. Es ist eine zu ernsthafte Sache um wirkliche Religion, um eine auch nur ringende Gottesgewißheit, als daß sie ohne tiefe Spuren für das Leben bestehen könnte.

Wenn solche Beschränkung für Jesus gilt, so gilt sie um so mehr für alle andern Großen der Religion. Gesetzgeber können sie uns nicht werden, aber wir können uns freuen, wenn sie Schutt und Steine vom Verständnis Jesu weggeräumt oder Scheidewände zwischen Gott und den Menschen niedergerissen haben. Wenn Gott einen Propheten in die Welt gestellt hat, so hatte er in erster Linie ein Wort mit dessen Zeit zu reden, aber auch die Nachwelt wird dieses Wort mit Nutzen hören können, wenn sie nicht in erster Linie auf alle Nebensachen achten will. Die Nachgeborenen aber werden aus dem Anblick Mut und Freude schöpfen.

Ich weiß wohl, es würde alles viel klarer erscheinen, wenn man einen Strich ziehen könnte: so weit ist die religiöse Vergangenheit für uns ein geltendes Gesetz, hier beginnt das zeitgeschichtlich Bedingte, das keine Geltung mehr für uns hat. Wer das kann, der mag es tun. Mir scheint die „geschichtliche Religion“ nur dann für die Gegenwartsreligion fruchtbar zu sein, wenn jene alles Autoritative abstreift, wenn uns vor allem die Propheten der Vergangenheit mit derjenigen Ehrfurcht erfüllen, die uns bescheiden das Große und Göttliche in ihnen verehren läßt, wenn sie uns Mut machen, an ihrer Gottesgewißheit auch die unsere zu stärken. Aber gefährlich wird die Vergangenheitsreligion uns sofort, sobald wir über ihr vergessen, daß es die Religion doch in erster Linie mit der Gegenwart und der Zukunft zu tun hat, daß Gott nicht nur der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist, sondern der, der uns sicher und froh machen kann gegenüber den kommenden Dingen.

Albert Barth.

---

# Zu den deutschen Reichstagswahlen.

Das Ereignis der letzten Zeit waren die Wahlen zum deutschen Reichstag, insbesondere die schwere Niederlage der Sozialdemokratie. Diese wird für alle Beobachter der Zeitgeschichte, die nicht bloß mit der Neugier großer Kinder dem bunten Spiel der Ereignisse und Sensationen auf der Bühne des Tages folgen, sondern auf die Entwicklung der Zukunft schaffenden Kräfte der Gegenwart achten, noch langehin das Erlebnis sein. Sie ist für die Schweiz nicht viel weniger wichtig als für Deutschland.

Diese Wahlniederlage der deutschen Sozialdemokratie scheint das
chen eines nun beginnenden Krebsganges in der Entwicklung zu
. Daher hat sich darüber sozusagen in der ganzen Welt ein
umphgeschrei aller reaktionären Elemente erhoben, heißen sie nun
ker, Bourgevis, Spießbürger, Pseudodemokraten oder Priester
holischer und evangelischer Konfession, die das Evangelium Jesu
r Nachtwächter der bestehenden weltlichen Ordnungen erniedrigen.
deutsche Partei war ja, wie der Stolz und die Hoffnung des
zialismus, so auch die Angst seiner Gegner in der ganzen Welt —
s all ihrer auch von den Freunden wohl erkannten Fehler. Nun
int jenen nicht nur die Sozialdemokratie gebrochen, sondern auch
Sozialismus ungefährlicher geworden. Der pommersche Ritterguts-
ger und der schweizerische „demokratische“ Kleinbürger reiben sich
chmäßig vergnügt die Hände: „Gottlob, daß dieser rote Angsttraum
wichen ist!“

So begreiflich diese Freude ist, so wenig hat sie tieferen Grund.
wenigsten haben allerdings Männer, die ernsthaft vorwärts
len, Anlaß dazu. Denn es ist auch für ein blödes Auge klar, daß
er Sieg einer teils autokratischen (Kaiser Wilhelm) teils charakterlosen
low) Regierung nur der politischen und sozialen und wohl auch
lichen Reaktion dienen wird. Wohl deklamiert man jetzt mit vollen
ken von einem Aufschwung der sozialpolitischen Gesetzgebung —
bis es zu Taten kommt. Dann werden die konservativen Interessen
ker sein, als die „edle“ Stimmung nach einem Wahlsieg. Was
ends die Versprechungen der Regierung in dieser Hinsicht wert
, hat man bei Anlaß des letzten Streiks der westfälischen Berg-
e genugsam erfahren. Das Häuflein der „entschiedenen Liberalen“
d diesen Lauf der Dinge nicht aufhalten können. Mit Hilfe der
nservativen, zum Teil sogar des Zentrums, unter der zwar etwas
ten Sonne der Regierungsgunst gewählt, von Bülow mit einigen
otektionsbrocken regaliert, wird dieser Liberalismus, der seine
ifelhaften Erfolge dem roten und schwarzen Schrecken, nicht wirklich
ndigen, positiven Kräften verdankt, zu wenig Mark in den Knochen
en, um der Parole: „Es wird rechts gefahren!“, auf die Länge
tig zu widerstehen. Daran wird Naumann, dessen Wahl ja ein
ter Punkt in dem ganzen Bilde ist, schwerlich viel ändern können.
ist bezeichnend, daß dieser Mann, der auch in den Augen derer
er uns, die seinen Wegen nicht folgen konnten, eine Ehre Deutsch-
ds ist, doch nur mit Hilfe der Sozialdemokraten endlich in den
chstag gelangen konnte.

Was soll also dabei herauskommen? Eine Verschärfung der
gensätze und damit der vorher gar nicht im Ernste vorhandenen
ahr von Katastrophen. Die Verbitterung der „niedergerittenen“
sdruck des Kaisers!) sozialdemokratischen Arbeiterschaft wird zu-
men, die soziale und kulturelle Kluft größer werden. Es ist zu
hten, daß auch die protestantische Kirche in ihrem verhängnisvollen

offiziellen Verhalten zum Problem der Sozialdemokratie fortfc
Dieses ist ja „erledigt!“ Unbegreiflich ist uns daher, wie sogar Bl
vom Schlage der christlichen Welt ihre „Freude“ über die so
demokratische Niederlage ausdrücken können. Sie sollten doch hi
allerlei Fehlern der Führung die 35 Millionen des armen Proletar
sehen, das in dieser Niederlage einen Schlag für seine Hoffnun
sieht und sich besinnen, bevor sie mit dem Schmunzeln der Jun
Industriemagnaten und Philister und dem Hohnlachen all der La
die keine Ideale haben und denen auch das Evangelium Unsinn
gemeinsame Sache machen. So schwer es mir fällt, muß ich es
sagen: das scheint mir nicht im Geiste Jesu zu geschehen.

Es ist ja auf alle Fälle eine auf Illusionen ruhende Fre
Anzunehmen, daß nun der Sozialismus oder auch nur die Soz
demokratie (die ja mit dem Sozialismus nicht gleichbedeutend
erledigt sei, wäre einfache Torheit. Was den Sozialismus betr
so hängt sein Schicksal zum kleinsten Teil von irgendwelchen W
ergebnissen ab. Die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung,
eine viel festere Stütze des Sozialismus ist als die politische Ar
schreitet rasch und stetig vorwärts. Ebenso diejenige Entwicklun
tendenz des Handels und der Industrie, die zum Sozialismus drä
Immer mehr große Industrien schließen sich zu mächtigen Vereinigun
(Ringen, Kartellen, Syndikaten) zusammen, zu der Bergwerks-
Eisenindustrie kommt die Textilbranche, die Schokoladefabrikation,
Müllerei u. s. w. Wie wird das weitergehen? Ist wohl denk
daß die Völker eines Tages von ein paar Dutzend Kohlen-, Sta
Petroleum- und Eisenbahnkönigen, die mit ein paar Dutzend Ag
häuptlingen im Bunde stehen, regiert werden? Daß die Völker
lange von ihnen regieren *lassen*? Dann müßte die geschicht
Entwicklung, deren deutliche Grundtendenz bisher die Herausbildung
Freiheit war, ganze Wendung machen, die Frucht der Reformat
der französischen Revolution wie des Liberalismus verloren ge
Ist das aber undenkbar, dann geht es dem Sozialismus entgegen,
man sich nicht in Form einer Zukunftsstaatsutopie zu denken bra
Den wirtschaftlichen Faktoren gesellen sich geistige Mächte, die
der gleichen Richtung weisen. Diese natürlichen Entwicklungen
wichtiger, als das Zufallsergebnis einer aufgeregten Wahlaktion.

Ist also der Sozialismus nichts weniger als „erledigt“, so
die Sozialdemokratie nicht. Sie hat allerdings fast die Hälfte i
Mandate verloren, aber zu ihren drei Millionen Stimmen noch
Viertelmillion gewonnen. Und das unter den ungünstigsten Umstän
Es kämpften drei mächtige Faktoren gegen sie: 1. das natio
Fieber, das durch die Regierung künstlich erregt worden war; 2.
rote Schrecken; 3. der berechtigte Zorn über das Zentrum, mit
sich die Sozialdemokratie ganz zufällig in Kolonialsachen gegen
Regierung zusammengefunden hatte und der sich nun vor allem g
sie wendete. Alle Mitläufer fielen von ihr ab. Dazu bedenke man
für sie so ungünstige Einteilung der Wahlkreise.

Die meisten von diesen Umständen können sich bald genug ändern. leicht schlagen heutzutage vollends Stimmungen um. Die sozial-okratische Flut kann über Nacht verstärkt wiederkehren. Kurz: ts erscheint kurzsichtiger, als dieses unter einer ganz ausnahms-en Konstellation zustande gekommene Wahlergebnis für eine Ent-dung zu halten.

Für die Sozialdemokratie dürfte es ein Unglück von der Art für die Weise unter Schmerzen dankbar sind. Es gab unter n wärmsten Freunden Leute, die ihr eine Niederlage gewünscht en, ihr zum Heil, wenn auch nicht eine so gar harte. Es war r Partei nach der bekannten Regel gegangen: sie hatte die Reihe guten Tagen, die ihr geworden waren, nicht ertragen. Besonders r den glänzenden Wahltag von 1903! Damals folgte das selt- Siegesfest des Parteitages von Dresden, wo Bebel im Rausch Erfolges das Zeichen zur Selbstzerfleischung der Sieger gab und her noch eine Reihe ähnlicher Aktionen. Ein Göhre, der aus dem sten Idealismus zur Partei gekommen war, wurde beschimpft; die ademiker", darunter Männer wie Bernstein, Heine, auch Vollmar, an politischem Weitblick oder wissenschaftlicher Schulung Bebel überragen, als Verderber des reinen Weines der proletarischen wegung verdächtigt; eine Rosa Luxemburg unter Verdrängung rer Kräfte an das leitende Organ gebracht und durch das alles ethisches und intellektuelles Sinken der Bewegung bewirkt, dessen freuliche Folgen auch in der Schweiz nicht ausblieben. Die Ge-ten, die begonnen hatten, der Sozialdemokratie als der Trägerin r kulturellen Hoffnungen im Stillen kräftige Sympathie zuzuwenden, ten sich enttäuscht ab. Die warme Welle des Enthusiasmus, die aus der studentischen Jugend entgegenkam, verlief sich. Der Haus-t erniedrigte die Partei und lähmte ihre Aktion. Noch mehr et sie an dem Zwiespalt in ihrer Seele ins Stagnieren. Das ma vom baldigen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschafts-nung wurde offiziell wieder aufgerichtet, aber man glaubte nicht r recht daran. Wenn man aber Bekenntnisse aufstellt, die man t recht glaubt, dann erzeugt solche Unwahrheit immer Zersetzung. n traute der Verheißung der nahen Totalumwälzung nicht recht faßte doch die Gegenwartsarbeit nicht freudig an. Aber all diese nklichen Erscheinungen wurden in der durch das Wahlergebnis 1903 — trotz späterer Mißerfolge — immer wieder gestärkten stüberhebung mißachtet. „Unser ist das Reich, unser die Welt." reine Wille solcher, die, ohne auf marxistischem Boden zu stehen, der Sozialdemokratie Geistes- und Arbeitsgemeinschaft suchten, de verhöhnt. Es war, wie der Abgeordnete Arons seinen Wählern Abend der Niederlage selbst sagte, ein „Geisteshochmut" in die rung gekommen, eine Hybris*), die, wie die Griechen tief empfanden, Falle vorausgeht.

*) Uebermut.

Die Katastrophe ist gekommen. Eine alte, kranke Sache gi
daran zu Grunde. Aber bei einer so jugendstarken wäre es selt
wenn sie ihr nicht zum Guten diente. Alles kommt freilich darauf
daß sie nun jenes Selbstgericht übt, das bei politischen wie bei ki
lichen Parteien so selten an Stelle des geschwätzigen Eigenlobes t
Die ernsten Stimmen, die von verschiedenen Gegenden des so
demokratischen Lagers her sich haben vernehmen lassen, geben
alle Zuversicht, daß es gründlich vorgenommen werden wird.
scheint eines wesentlich zu sein: Es muß eine neue Orientierung
sucht werden. Die alte Zukunftshoffnung hatte den Seelen e
religiösen Schwung gegeben; sie ist erlahmt, wie kann sie er
werden? Mir scheint durch eine an Stelle des sog. Geschichtsmateri
mus tretende, im guten Sinn des Wortes idealistische Weltanschau
die den Gemütern jenen religiösen Schwung erhält, neu schenkt
sie doch zur Gegenwartsarbeit freudig macht und vor tödlicher E
täuschung schützt. Der Sozialismus wird geistige, ethische, relig
Kräfte zu Hilfe rufen, er wird tieferen Grund suchen müssen. D
wird die Sozialdemokratie die alte Erfahrung machen, daß Nie
lagen oft mehr wert sind als Siege.

Warum aber sagen wir all das in dieser Zeitschrift, die doch n
der Tagespolitik und namentlich auch keiner bestimmten Partei di
will? Weil wir in der sozialen Bewegung die lebendige Kraft
den tiefsten Sinn der gegenwärtigen Geschichtsepoche, in uns
Sprache ausgedrückt: das Schaffen Gottes, zu erkennen und hier
größten Aufgaben auch für die religiöse Arbeit zu finden mei
Dieses Bewußtsein darf nicht geschwächt werden. Da nun die heut
Menschen der Suggestion nur zu sehr unterworfen sind, so wer
vielleicht viele, die der Erfolg von 1903 berauscht hatte, sich nun
rückziehen, vielleicht ängstlich werden; andere werden denken, diese S
sei nicht mehr so wichtig, wie sie noch vor kurzem schien. Dem ge
über scheint uns für alle Weiterblickenden die Parole am Pl
„Nun erst recht!" Die Dinge spitzen sich zu. Der Sozialismus
andere Formen annehmen, aber er bleibt, wenn er in seinem gan
Sinn erfaßt wird (wobei er dann sofort in Beziehung zu Ethik
Religion tritt) bis auf weiteres **das** Problem.

L. Rag

---

# Vom Lesen.

Wie selten sind diejenigen geworden, welche sich mit einer
wohligen Behagens zu Tische setzen, ihr Mahl genießen
mit Empfindungen der Sättigung sich wieder erheben.
meisten verschlingen ohne Wahl, mit nervöser Hast, was ihnen
gesetzt wird und büßen mit Beschwerden ihr schädigendes Gebah

Sie mahnen uns an den heutigen Leser. Den gesteigerten Genuß richtiger, gesammelter Lektüre, wer kennt ihn noch? wer fände auch nur noch Zeit, ihm zu huldigen? Wir möchten einmal nach Jahren des Beobachtens und Schweigens über dieses Lesen eine Schale unseres Zornes ausgießen. Was hilft's? fragt man uns. Und wir erwidern: Was kann es schaden?

In unsern Tagen wird massenhaft gelesen. Die wichtigsten Tagesblätter zu überfliegen, eine Mappe voller Zeitschriften zu durchgehen, ein eben erschienenes Buch abzutun und gar noch zu rezensieren, wird manchem zur täglichen Regel.

Die bedenkliche Kategorie der Erholungs-, Salon- und Eisenbahnlektüre beweist wiederum, wie von andern gelesen wird. Gerade so „flüchtig", wie von ihnen Galerien und Museen durchlaufen werden.

Besonders gefährlich ist der difficile Leser, der, dem Gastronomen gleich, verwöhnt ist, dieses verschlingt und jenes nicht gustieren kann. Ihm nahe steht der kritische Leser, dem nie um die Lektüre, sondern nur um sein eigenes zustimmendes oder ablehnendes Urteil zu tun ist.

Noch ärger ist der „reproduktive" Leser, der, selber jedes Gedankens baar, andern die ihrigen „abliest", um sie hierauf in Wort und Schrift als die seinigen abzusetzen. Er treibt eine Art Räuberei oder Falschmünzerei. Er ist der Literatur so nachteilig, wie der Pilz den Kulturen.

Daß es Tausende gibt, die das Lesen meiden oder gar scheuen, ist also nicht das Schlimmste; ärger ist, daß viel und schlecht gelesen wird.

Wo liegen die Gründe, daß eines der anerkanntesten Bildungsmittel so mißbräuchlich angewandt zu werden das Unglück hat?

Den ersten Fehler finden wir im Hause, wo schon das Kind das schlechte Exempel sieht, wie ohne Auswahl, ohne Ernst und Sammlung gelesen und alles Gelesene mit Geringschätzung abgetan wird.

Die größern Vergehen aber verschuldet die Schule. Einmal schadet sie dadurch, daß die Fertigkeit des Lesens zu früh erzwungen, zur mechanischen Routine herabgewürdigt wird. Kinder von 6 bis 10 Jahren haben Dringlicheres zu lernen, als Buchstaben zu Silben, Worten und Sätzchen zusammenzustoppeln.

Um das Zwanghafte dieser verfrühten Lesekunst zu bemänteln, sucht man nach Mittelchen, dem Kind das Lesen schmackhaft zu machen und verfällt auf die Schullesebücher. Die meisten sind Bazars der Abgeschmacktheit. Von allem etwas und nirgends etwas Einheitliches. Ein Kleid aus Flicken zusammengesetzt; ein Speisetisch überdeckt mit winzigen Proben; Gaumenreize aber keine Nahrung.

Damit erfolgt das Aergste. Alles wird dem Kinde vorweg geboten. Knirpse, in den Knabenschuhen stehend, sehen sich mit Gedichten der Klassiker traktiert, und Mädchen, die um acht Uhr abends ins Bett gehören, sollen über die Braut von Messina, Egmont oder Ekkehard Aufschluß wissen. Und damit die Tünche der Scheinbildung

jeden Uneingeweihten zu täuschen vermöge, sorgt die Schule für das zur Prüfung benötigte „Verständnis“. So verkoppelt sich mit der verkehrten Auswahl die weit verkehrtere Erklärungssucht. Denkmäler, die zu den tiefsten Erlebnissen künstlerischen Empfindens gehören: der Erlkönig, der Kampf mit dem Drachen, die Glocke, werden durchgenommen; nötigenfalls auch deren „Grundgedanken“ diktiert. Nie heißt es: „Das werdet ihr erst später im Leben erfassen und begreifen lernen.“ Kein freudig-banges Warten auf künftige, bessere Einsicht; kein Hoffnungsblick auf einstige Erweiterung des Horizontes. Mit fünfzehn Jahren sollen die unfertigen Köpfchen mit allem fertig sein; alles haben sie auch schon gehabt.“ Wie sollten da Frühreife und Absprecherei ausbleiben? Wie ein junger Schreihahn auf einem Erdhaufen sich über allem erhaben wähnt, so die durch verfrühte Lektüre verzogene Jugend.

Nun folgt das Alter der Erwachsenen. Es sträubt sich gegen die zwanghafte Lektüre. Selber lesen hat man nicht gelernt und einander „vorlesen“ ist altmodisch geworden. Aber der Schulgeist hat ein Mittel ausgeheckt, die Scheinbildung weiter zu poussieren. Die Vorträge kommen an die Reihe. Sie sind zur Epidemie geworden; sie bedeuten eine Verseuchung der Bildung, sofern wir unter dieser die Selbstgestaltung eines Jeden von innen heraus begreifen. Man muß dieser Vortragswut mit schweren Bedenken begegnen. Ueber Dichter und Denker, über Künstler und Erfinder, über Geistesströmungen und -Errungenschaften, über Tatsachen höchster Art und Fragen tiefsten Gehaltes werden leichthin Vorträge einzeln oder in Serien gehalten. Und nicht etwa, daß bloß Wissensdurstige oder Sachverständige Zutritt hätten. Vielmehr gilt als selbstverständlich, sie so zu halten, daß jedermann der Besuch erleichtert erscheint. Denn auch hier wird „alles erklärt“, Hypothesen und Tatsachen, Vermeintliches und Zuverlässiges, alles liegt allen fix und fertig auf dem Präsentierteller. Einer liest oder spricht und hunderte sitzen vor ihm. Er gebärdet sich, als ob er seinen Gegenstand verstünde und sie tun, als ob sie's capierten. Vielleicht tun auch beide Teile nur so. Jedenfalls ist in unzähligen Fällen alles auf den Kopf gestellt. Der Lektor ist zu übertriebener Aktivität angestrengt, das Auditorium dem Zufall überlassen. Man lernt selten gemeinsam an den Dingen; sondern einer schwätzt über sie. Und so ist's Mode und gehört zum guten Ton.

„Der Herr Professor spricht mir in seinen Goethe-Vorträgen etwas viel von Liebe,“ äußert die Frau Direktor beim Tee. „Ich höre gerade das nicht ungern,“ entgegnete eine junge Verehrerin des Professors. „Und dann weiß er alles so zu sagen, so piquant.“ Man sieht, hüben und drüben ganz Goethe! Werden nun die durch einen serienmäßigen Ohrenschmaus vergnügten Damen beiläufig auch in Goethe lesen? I bewahre! das wär' mal Luxus! Der Herr Professor erklärt ja alles. Und dann woher die Zeit nehmen? — Abermals ganz Goethe!

Auf diese Art geht die Bildungsmache ihren Gang. Und die Kerle von Detracteurs, die für ihre begangenen Frevel wahre Hagelschauer von Peitschenhieben verdienten, werden angestaunt als profunde und gelehrte Häuser.

Daß der Vortrag nur ein Bindemittel oder eine Art Sauerteig, niemals aber ein erschöpfendes oder die Selbstarbeit ersetzendes Hilfsmittel sei, wollen wenige begreifen.

Und das schadet effektiv. In jeder Vortragssaison wird eine Unsumme geistigen Kapitals zu Grunde gerichtet. Man mache eine Probe. Man weise sich nach so einer Vortragsserie mündlich oder schriftlich aus über das, was man nun erobert hat. Wir meinen nicht einmal an materiellem Wissen, wir begnügen uns mit dem Nachweis, daß so oder anders ein bleibender Gewinn nachempfunden wird. Man mache ernstlich die Probe, wäge Verlust und Gewinn ab und die Bilanz wird eine arge Ernüchterung gegenüber dem Bildungselexier öffentlicher Vorträge bedeuten.

Was durch ernste Arbeit von innen heraus sich gestalten muß, kann niemals von außen her flüchtig aufgetragen werden. Es gleicht dem schlechten Besenwurf auf unfertiges Gemäuer aufgeworfen. Nach Stunden und Tagen bröckelt alles wieder ab.

Das über die Vorträge Gesagte hat, wie man sieht, mit dem Lesen so viel zu tun, daß dieses gerade in denjenigen Klassen der Gesellschaft völlig ertötet oder auf Abwege geführt wird, die Zeit und Mittel fänden, es zu üben. Es gab Zeiten, wo die gebildeten Kreise eifrig die literarische Lektüre pflegten, wo das Lesen als ausgesuchter Luxus galt. Die öffentlichen Vorträge haben es untergraben. Gegen letztere, als Feinde der echten Bildung, müssen wir uns zur Wehr setzen und zwar durch das eine wirksamste Abwehrmittel: den Generalstreik!

Endlich hat hinsichtlich des Lesens die Presse einen Teil der Schuld auf dem Kerbholz. Sie weiß über alles Bescheid und bringt jegliches zuerst. Sie pflegt die abgerissene Form und liebt den zuverlässigen Ton. Sie zerbricht alles in Stücke und da sie Lesestoff liefern muß, entspringt nur ein kleiner Teil dem Bedürfnis, sich mitzuteilen. Alles von der Hand in den Mund: au jour le jour! Wie selten ist die Zeitungsnummer, die man aufzubewahren wünscht und wie noch seltener war auch die des Aufbewahrens werte. Die Presse züchtet geradezu das quantitativ unmäßige Lesen und bezahlt das qualitativ minderwertige Schreiben. Sie ist die Tyrannin der Masse; nur wenige haben den Mut, sich ihrer zu entledigen. Wer aber den Bann fühlt, der sich auf die individuelle Bildung legt, der versuche es auch hier! Er reiße sich für Wochen und Monate von aller Preßlektüre los, wandle um sie unbekümmert seinen eigenen Bildungsgang und er wird fühlen, daß er eine mutige Tat vollbracht und sich selber wieder gefunden hat.

„Sind's der scharfen Pillen bald genug?" hören wir fragen. „Noch nicht," geben wir zurück; „aber einstweilen dürften diese wirken!"

Hagmann.

---

# Unsere Kirchenlieder.

Ein Wort zum Verständnis und zur Verständigung.

Vor drei Jahren ist nicht ohne das übliche Geräusch Schillers Todestag gefeiert worden. Da erhoben sich an manchem Ort ehrliche Stimmen, die nicht zur Mehrung der Festfreude beitrugen. Sie warfen die Frage auf: Was bedeutet Schiller noch für unser gegenwärtiges Geistesleben? Wird er auch noch von denen gelesen, die über die Schulzeit und ihren natürlichen Idealismus hinaus sind? Haben wir überhaupt das Recht, ohne Heuchelei Schiller als führenden Geist unserer Tage zu feiern? Es war ehrlich, diese Fragen mehr oder minder zu verneinen, und ehrlich und bezeichnend zugleich ists gewesen, daß das Hauptinteresse jener Festtage sich gar nicht Schillers reifsten Werken zuwandte, sondern seinen Jugenddramen. In ihnen fand unsere gährende, suchende Zeit am meisten Geist von ihrem Geist. Wir hättens aber gerne gesehen, wenn damals gerade von den Kritisierenden einer Fragestellung mehr Raum gegeben worden wäre. Die meinen wir: was wir entbehrten, wenn wir nicht wenigstens einmal in unserem Leben durch Schillers Gedankenwelt hindurchgegangen wären.

Heute ist nun **Paul Gerhardt** an der Reihe, und wir sehen uns ähnlichen Fragen gegenüber. Heute handelt es sich um den volkstümlichsten und vielleicht den größten unserer protestantischen Kirchenliederdichter. Gerhardt ist neben Luther und Gellert der Einzige in unserem Kirchengesangbuch, der auch für den Laien eine dichterische Individualität geblieben ist, und dessen Name nie ganz hinter seinen Liedern verschwand.

Es ist nicht schwer, in diesen Tagen sein dichterisches Bild aufleben zu lassen. Wenigstens ein halbes Dutzend seiner Lieder sind Gemeingut aller deutschredenden Protestanten. Befiehl du deine Wege — Ist Gott für mich, so trete — Wie soll ich dich empfangen — O Haupt voll Blut und Wunden — u. a. gehören zur Stunde noch allen, wie Schillers Glocke und der Wilhelm Tell. Dazu kommt noch etwas. Auch eine große Zahl von Laien verfügt heute über ein Maß von geschichtlichem Wissen und Verständnis, das sie fähig macht, einen Dichter hineinzustellen in seine eigene, für uns vergangene Zeit. Auf diesem Weg können wir auch manches **Fremdartige** an seiner Dichtung verstehen und ästhetisch würdigen.

Wir sind also nicht ganz übel ausgerüstet, um ein Paul Gerhardt-Jubiläum zu begehen, das mehr ist, als die Verherrlichung eines großen Namens. Dennoch kann gerade bei dieser Gelegenheit der **Abstand nicht verschwiegen werden, der heute ungezählte gute Protestanten von Paul Gerhardts religiöser Gedankenwelt trennt.** Dies gilt aber nicht von ihm allein, sondern von unserem älteren Kirchenlied überhaupt. Dieser Abstand ist wohl

nicht jedem gleich bewußt. Er äußert sich aber nur zu deutlich darin, daß in liberalen Kreisen das alte Kirchenlied in bedenklichem Maß anfängt unbekannt zu werden. Jede neue Generation weiß weniger Bescheid im protestantischen Kirchengesangbuch. Wo mag das enden?

Bereits hat denn auch Paul Gerhardts Gedenktag seine Schatten vorausgeworfen. Das Wort Gesangbuchreform hat man in der jüngst vergangenen Zeit wieder öfter gehört. Es sei an der Zeit, die religiöse Dichtung für ihre Verwendung in der Gemeinde zu sichten und durch neuere, nach Form und Inhalt zeitgemäßere Lieder zu ergänzen. Zu Fremdartiges, Altmodisches soll nur noch dann beibehalten werden, wenn sein poetischer Wert es verlangen könne.

Es ist auch kaum ein reiner Zufall, daß eben in diesen Monaten eine Gedichtsammlung erschienen ist, die nur von allgemein religiösen und ästhetischen Erwägungen geleitet, das Schönste der religiösen Dichtung aller Zeiten an einander reiht. Auf den Gemeindeglauben und das persönliche Religionsbekenntnis des Dichters wird da gar keine Rücksicht genommen. Wir meinen die vor kurzem bei Eugen Salzer in Heilbronn erschienene Sammlung: Aus der verlorenen Kirche von R. Günther. Hier finden friedlich neben einander Platz der 42. Psalm, das Hohelied der christlichen Liebe 1 Cor. 13, dann das Sonnenlied des heiligen Franziskus, Luther, Paul Gerhardt, Göthe, Novalis, F. Nietzsche und noch sehr viele andere, die sich bisher nur in Werken über Literaturgeschichte als Dichter zu begegnen pflegten.

Unerhört und doch wieder nicht. Es mußte kommen. Diese ganz neue Art der Zusammenstellung einer religiösen Gedichtsammlung lag in der Luft. Hatte man gelernt, die Bibel mit unbefangenen Augen zu lesen, ganz menschlich und doch mit Andacht, warum sollte nun nicht auch das Gesangbuch an die Reihe kommen! Fällt es aber keinem Vernünftigen ein, die Bibel bereichern zu wollen, so wird doch keiner sich dem Gedanken verschließen können, daß unser Gesangbuch der Bereicherung fähig, ja vielleicht bedürftig ist. Mit einem Wort: Es bereiten sich da im Licht der Paul Gerhardtfeier Dinge vor, die das Kopfschütteln der Generationen erregen würden, die am pietätvollsten an Paul Gerhardt hingen. Diese Dinge aber drängen unerbittlich auf die Frage hin: Was haben wir noch an unserem protestantischen Kirchenlied, dessen bedeutenster Vertreter neben Luther unbestreitbar Paul Gebhardt gewesen ist?

## I.

Für einige Paul Gerhardtlieder und neben ihnen für eine ganze Reihe von Kirchenliedern aus der älteren Zeit des Protestantismus ist die Antwort bald gegeben. Sie mögen uns nach Form und Ausdruck etwas fremd anmuten, so sind sie uns doch inhaltlich nicht entfremdet. Wir erinnern nur an Gerhardts: Befiehl du deine Wege  Ich singe dir mit Herz und Mund — Nun laßt uns gehn und treten, an

Luthers: Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Neumarks: Wer nur den lieben Gott läßt walten, Tersteegens: Allgenugsam Wesen. Sie sind so allgemein menschlich gedacht, daß sie ohne Anstand übergehen ins moderne Denken. Sind sie auch nicht ganz frei von der „Theologie“ ihrer Zeit, so sind sie doch nicht aus theologischen Erwägungen und religiösen Stimmungen hervorgegangen, deren Fremdheit sich aufdrängt. Das einfache, elementare christliche Gottesbewußtsein, vor allem des Protestantismus Größtes, das Gottvertrauen, hat hier in einer für alle Zeiten gültigen Weise Worte gefunden. Von diesen Liedern reden wir im Folgenden nicht.

Sie sind aber eben in der Minderzahl. Neben ihnen steht eine große Menge von tüchtigen, ja von herrlichen, teilweise religiös und und ästhetisch hervorragenden Gesangbuchliedern, zu denen wir erst wieder ein neues Verhältnis suchen müssen. Sie sind zu sehr die Kinder ihrer Zeit und des religiösen Denkens ihrer Tage. Bei den einen zeigt sich das in bestimmten für uns veralteten Glaubensansichten, bei andern in einer religiösen Stimmung, der wir entwachsen sind. Man denke, um aus vielen Dutzenden zwei Beispiele zu nennen, an die dritte Strophe von „Nun danket alle Gott“

**Lob, Ehr und Preis sei Gott; dem Vater und dem Sohne,**
**Und dem, der beiden gleicht im höchsten Himmelstrone 2c.**

oder wenn's in der vierten Strophe des herrlichen Morgenliedes „Morgenglanz der Ewigkeit“ heißt:

**Ach, du Aufgang aus der Höh',**
**Gieb, daß auch am jüngsten Tage**
**Wieder unser Leib ersteh' u. s. w.**

Nicht wenige der allerschönsten Lieder, wie Meyfarts „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, Gerhardts „Nun ruhen alle Wälder“, Zinzendorfs „Jesu, geh' voran“, des Angelus Silesius „Ich will dich lieben, meine Stärke“, fallen teils mit ihrer ganzen Stimmung, teils mit einzelnen Stellen in diese Kategorie.

Wir nennen vier Eigentümlichkeiten dieser Lieder, über die heute auch ein Verehrer des Kirchengesangbuchs nicht mehr anstandslos hinwegkommt. Das erste sind gewisse sprachliche Härten und gelegentliche Derbheiten des Ausdrucks, die unser verfeinertes Ohr nur schwer verträgt (vergl. als Beispiel das prächtige Lied Gottfried Arnolds: „O Durchbrecher aller Bande“). Das zweite ist der dogmatische Einschlag, d. h. das Durchwobensein mit theologischen Anschauungen, die zum mindesten nicht mehr unserem Eigendenken entsprechen, mit einem Wort: ihre Orthodoxie (vergl. Hillers „Mir ist Erbarmung widerfahren“). Als drittes nennen wir die starke Jenseitsstimmung, diese glimmende oder auch hellaufbrennende Sehnsucht nach dem andern Leben, die in dreien unserer allerschönsten protestantischen Kirchenlieder ihren klassischen Ausdruck gefunden hat. In Meyfarts „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, Gerhardts „Ich bin ein Gast auf Erden“ und Tersteegens „Kommt Kinder, laßt uns gehen, der Abend kommt herbei“.

Endlich rechnen wir wohl kaum mit Unrecht unter die uns am meisten befremdenden Eigentümlichkeiten die Anbetung Jesu. Sie beherrscht besonders die Lieder aus der Glanzzeit des Pietismus (1680—1750) und ist imstande, uns so fein organisierte religiöse Naturen zu entrücken wie Zinzendorf und Angelus Silesius. In einer Zeit, wie der unsrigen, die auf Reinigung der religiösen Begriffswelt hindrängt, die die menschliche Seite an Jesus an allen Enden betont, um den Weg zu Gott, zum Vater, frei zu machen, kommt man an solchen Dingen einfach nicht mehr vorbei, ohne sich zu fragen: Ist's denn auch ehrlich, so zu singen, so ganz anders, als wir denken?

Dem Kirchgänger mag's noch erträglich sein. In Kirchenhallen nimmt man am Ende einen Archaismus in Kauf. Unter gothischen Gewölben erträgt noch mancher eine vorübergehende Zurückversetzung in die religiöse Begriffswelt vergangener Tage. So haben wir beispielsweise die Erfahrung gemacht, daß während eines Abendmahls die Jesuslieder uns nicht befremdeten. Schon erheblich anders liegen die Dinge, wo die Lieder im häuslichen Kreis gesungen werden sollen, am schlimmsten aber nach unserer Erfahrung beim Schulgebrauch. Wir kennen die Nöte eines Religionslehrers, der sich's zur Gewissenssache macht, in den Kindern keine religiösen Begriffe zu bilden, zu denen er nicht selbst innerlich steht, und sich nun durch die Gesangbuchlieder seinen wohlbedachten Plan verwirren lassen muß. Es ist uns auch schon recht sauer geworden, durch diese Lieder in die Kindergemüter eine Jenseitsstimmung hineinzutragen, die aus den furchtbaren Zeitläufen des dreißigjährigen Krieges stammt.

## II.

Genug von der Not. Es ist an der Zeit, von der Abhülfe zu reden. Da die Not nicht von heute ist, sind gewiß auch schon Wege gefunden, ihr zu begegnen.

Ein Doppeltes liegt ja nahe, und sicher kommt's auch nicht selten zur Anwendung. Was sie vor 130 Jahren taten, davor wird uns unser guter Geschmack bewahren. Damals hat man die befremdenden Partieen und Ausdrücke der Gesangbuchlieder kurzerhand „modernisiert". Das werden wir nicht tun, aber man kann ja sich auf zwei andere Arten helfen. Man läßt die befremdenden Liederstrophen einfach weg, und dann — man hält sich eben an die moderneren Lieder, an Gellert und seine Zeitgenossen, an Novalis, E. M. Arndt, Rückert und die übrigen Wenigen, von denen sich sagen läßt, daß sie einen Teil des heutigen religiösen Denkens vorweggenommen haben.

Ein ehrlicher Weg, gewiß, aber in seiner ersten Hälfte ein falscher, in der zweiten ein recht unbefriedigender. Das einfache Weglassen von Strophen mag da und dort angehen, in den meisten Fällen ist's eine Verstümmelung, besonders bei Paul Gerhardt, dessen Lieder sehr planvoll aufgebaut sind. Das sich Halten an die Modernern aber ist gleichbedeutend mit einem Verzicht auf das Tiefergehende, das Innigste

und dazu ästhetisch Wertvollste an unserer protestantischen Liederdichtung. Alle Achtung vor Gellert und seinen Zeit- und Gesinnungsgenossen, wie Cramer u. a. — als Dichter reichen sie nun einmal an die Aelteren nicht heran. Die Blumenlese aber aus Novalis, Arndt, Rückert, Geibel ist eine recht kleine.

Also hinein in den Dichterwald des 19. Jahrhunderts! Es muß doch möglich sein, in ihm einen Strauß religiöser Lieder zu pflücken, der uns in Stand setzte, vom Alten und Veralteten so viel wegzulassen, daß unser Gesangbuch ein neues wird und unserem religiösen Eigendenken wieder näher rückt. „Es muß“ — so hat uns schon mehr als Einer gesagt. Aber die Poesie kommandiert man bekanntlich nicht. Wir stehen zur Stunde noch vor der Unmöglichkeit, auch nur einige Dutzend wirklich gute und wertvolle religiöse Gemeindelieder aus der Dichtung der letzten fünfzig Jahre zu holen.

Wohl hat sich die Lyrik neuerdings wieder stark dem Religiösen zugewandt. Aber ein noch so inniges und noch so wahr und warm empfundenes religiöses Lied kann vollständig ungeeignet sein als Gemeindelied. Adolf Bartels hat in der Neuen Christoterpe für 1907 den Unterschied zwischen der modernen, rein subjektiven religiösen Dichtung und dem Bekenntnislied der Gemeinde überzeugend klar gemacht. Er warnt davor, zu glauben, wir hätten auch nur annähernd das Material zu einem neuen Kirchengesangbuch. Es fehlt der Ersatz für den auszuschaltenden alten Liederbestand. Schwer ist es nicht, zu erklären, warum unserer Zeit das Bekenntnis- und Gemeindelied mangelt.

Setzen wir aber den Fall, wir hätten, was wir in Wirklichkeit nicht haben. Nehmen wir an, wir hätten einen ausreichenden religiösen Liedervorrat moderner Herkunft, der sich nach Inhalt und Sangbarkeit für den Gemeindegebrauch eignete, wäre es dann ratsam, unter dem alten Liederbestand unserer Gesangbücher aufzuräumen?

Gewiß könnten wir gegen hundert unserer Gesangbuchlieder ruhig entbehren, ohne daß von einem religiösen Verlust gesprochen werden könnte. Aber die oben zitierten, die Lieder eines Luther, Meyfart, Gerhardt, Zinzendorf u. a., mögen sie uns in manchem noch so fremd anmuten, — möchten wir sie wirklich missen? Wir wagen's kaum zu denken. Und wenn wir's zur Stunde noch möchten, sei es aus Oberflächlichkeit oder aus einem in banale Nüchternheit ausgearteten Ehrlichkeitstrieb, so dürften wir's nicht.

Vom Schillerjubiläum sind wir ausgegangen und haben mit guter Ueberlegung zugegeben, daß unser Denken zur Stunde recht weit abliegt von Schillers idealistischer Gedankenwelt. Aber wenn uns Abgründe einer veränderten Weltanschauung von Schiller trennten, könnten wir doch kaum ernstlich wünschen, daß unsere Kinder aufwachsen, ohne Schiller kennen gelernt zu haben.

Dasselbe werden wir anzuwenden haben auf unsere Gesangbuchlieder der älteren Art. Sie mögen uns zur Stunde in manchem

noch so sehr befremden, wir sind doch einmal nicht zu unserem Schaden durch sie hindurchgegangen. Unvermerkt haben wir von ihnen ein Stück Religion empfangen und nicht das Schlechteste. Luthers dramatische Auffassung vom Kampf zwischen Gut und Böse (vergl. das Lied: Ein feste Burg ist unser Gott), die Ewigkeitshoffnung der Zeit des dreißigjährigen Krieges, die das Allerschwerste erträglich gemacht hat (vergl. das Lied: Jerusalem, du hochgebaute Stadt), das Gemeinschaftsbewußtsein der alten pietistischen Kreise mit seinem Trost und seiner sittlichen Macht (vergl. das Lied: Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herzen Ruh'), das sind religiöse Kräfte, bei denen wir einmal in die Schule gegangen sind und denen wir weit mehr verdanken, als wir für gewöhnlich wissen. Uns selbst kann man diese Dinge nicht mehr nehmen, wenigstens nicht ganz, auch wenn ihre klassischen Zeugen, die Kirchenlieder, aus dem Gesangbuch verschwinden sollten. Aber was muß eine Generation entbehren, die aufwachsen würde, ohne bekannt geworden zu sein mit der Gedankenwelt dieser intensiv religiösen Zeiten! Sie entbehrte nichts Geringeres als die Klassiker des Protestantismus.

Wir mögen einen noch so starken Glauben haben an neue, moderne religiöse Ausdrucksformen — ohne Anknüpfung an das beste Alte ist eine religiöse Wiederbelebung weder möglich noch wünschbar. Wir wünschen sehr, daß das gegenwärtige Geschlecht seinen Weg zu Gott gehe, daß aus der Vergangenheit kein Gesetz gemacht werde (vergl. Dr. Barths Ausführungen in Nr. IV d. Bl.). Aber wir wünschen ebenso tief, daß keiner diesen Weg gehe ohne das Bewußtsein: andere vor mir gingen ihn auch schon, und stark und ruhig, nicht wie Irrende. Ja, wir müssen wünschen, daß auch der neue Weg zum alten Gott wenigstens durch Luther und die altprotestantische Frömmigkeit hindurchgehe und durch den Pietismus in seinen besten Vertretern.

Dabei betonen wir das „hindurch“. Es gilt nicht, ältere religiöse Ausdrucksformen unserer Zeit aufzudrängen. Das weisen wir weit von uns. Nichts wäre verfehlter, als in unsere gegenwärtige Kultur mit Gewalt eine starke Jenseitsbestimmung hineinzutragen oder Luthers Bild vom Kampf Gottes mit dem Teufel oder auch eine pietistische Jesusverehrung. Aber es geht sicherlich nicht ungestraft ab, wenn wir tun, als wären diese Dinge nie dagewesen oder auch als seien sie „überwundene“ Religionsformen.

Halten wir uns an ein neutrales Beispiel. Die Frömmigkeit des heiligen Franz von Assisi — wir reden hier nicht von seiner ästhetischen Bedeutung — steht sicherlich unserer gegenwärtigen Kultur um vieles ferner als Luther und der große Pietist Graf Zinzendorf. Dennoch hat man in den letzten zwei Jahrzehnten gelernt, die fromme Unmittelbarkeit des heiligen Franz, seinen kindlichen Optimismus und andere Züge seines Wesens als Kräfte zu erkennen, die auch uns noch etwas zu sagen haben. In höherem Maß gilt dies von Luther

und seinen besten Nachfolgern, wie sie in unserem Kirchengesangbuch heute noch zu uns sprechen. Sie aus dem Bewußtsein der protestantischen Gemeinde zu entfernen, bedeutete einen unabsehbaren religiösen Verlust. Versucht hat mans auch schon. Immer war eine Verflachung die Folge oder vielleicht besser gesagt die Begleiterscheinung.

## III.

Von hier aus aber, meinen wir, wird sich ein neues, klareres Urteil über Wert und Unwert unserer älteren Kirchenlieder ergeben. Einige unter ihnen, allerdings eine beschränkte Zahl, stehen wie Paul Gerhards „Befiehl du deine Wege" über der Zeit. Sie bieten uns keinerlei Schwierigkeit des Mitempfindens. Den Rest teilen wir in zwei Gruppen. Die erste Gruppe sind die ästhetisch minderwertigen, die nicht viel anderes sind, als gereimte Glaubens- und Sittenlehre. Sie mögen fallen. Je ferner wir einer Periode religiöser Dichtung zeitlich stehen, desto größer ist unser Recht der kritischen Auslese.

Die zweite Gruppe sind die Kirchenlieder, die einmal als typischer, besonders bezeichnender Ausdruck der Frömmigkeit ihrer Zeit über das Niveau der Durchschnittsdichtung herausragen, dann aber auch ästhetisch einen bleibenden Wert beanspruchen dürfen. Diese Lieder müssen wir festhalten. Es liegt im Interesse jeder religiösen Weiterentwicklung, daß sie an die Frömmigkeit anknüpft, die in ihnen zum Ausdruck kommt.

Wir kennen überhaupt kein besseres Mittel, mit der Frömmigkeit vergangener Zeiten in Verbindung zu treten, als die religiöse Poesie. Hier hat sich jeweilen die Religion in konzentrierter Form niedergelegt. Ja, die Bekanntschaft mit der religiösen Dichtung einer Zeit wird häufig geeignet sein, ein falsches, ungerechtes Urteil zu korrigieren. Wie viel hat man gescholten über die Orthodoxie. Und doch hat sie ja den herrlichen Paul Gerhardt gezeitigt mit seiner köstlichen Einfachheit und naiven Frömmigkeit. Wie oft hat man den Pietismus eine schlechthin schwärmerische, unruhige Bewegung genannt. Dennoch verdanken wir gerade ihm das einfach-ruhig dahintönende Lied Zinzendorfs „Jesu geh' voran" mit der unvergleichlich wohltuenden Strophe:

> Solls uns hart ergehn — laß' uns feste stehn
> Und auch in den schwersten Tagen
> Niemals über Lasten klagen,
> Denn durch Trübsal hier — geht der Weg zu dir.

Ferner können wir sagen, daß Luthers persönliche Frömmigkeit kaum je so tief ins Volk gedrungen und so allgemein bekannt geblieben wäre, wenn wir sie nicht in einigen seiner Lieder besäßen. „Eine feste Burg" — „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" — das Weihnachtslied „Gelobet seist du Jesus Christ" — das ist Luthers Frömmigkeit auf einem Blatt: Mut, Demut, kindliche Freude. Wir müssen jeden bedauern, der mit diesen Liedern nie bekannt geworden

ist, sowie mit ihren Gegenstücken aus Paul Gerhardt: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wieder mich“ — „O Haupt voll Blut und Wunden“ — „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud“.

Von einer Preisgabe unseres älteren protestantischen Liederschatzes darf nie und nimmer gesprochen werden. Ja, wenn wir eine Aufgabe haben, wird's die sein, ihn wieder viel allgemeiner zu unserem Eigentum zu machen, als dies in den letzten Jahrzehnten der Fall war.

Noch aber sind wir die Antwort auf die Frage schuldig: Wie kommen wir über das weg, was uns an so vielen dieser Lieder befremdet, vielleicht sogar abstößt, weil es unserer eigenen religiösen Begriffswelt entrückt ist? Wir meinen hauptsächlich das, was man so landläufig ihre Orthodoxie nennt. Hier giebt's doch kein „zurück“. Dieses Opfer des Verstandes und der Einsicht können wir nicht bringen, auch wenn es sich, wie bei einzelnen dieser Kirchenlieder, um ästhetisch ganz Hervorragendes handelt.

Gewiß. Dieses Opfer verlangen wir auch nicht. Was wir verlangen zur Ueberwindung dieser Schwierigkeit ist allerdings auch nicht ganz wenig. Wir glauben aber, daß gerade unsere Zeit allmählich dazu imstande ist.

Wir verlangen nämlich die Fähigkeit, ja nur den Willen, sich in die Zeit zurückzuversetzen, in der diese Lieder entstanden sind. Das „Nachempfinden aus der Zeit heraus“, das glauben wir ist das Geheimnis. Es tritt uns vieles sofort innerlich näher, wenn wir uns die Mühe nehmen, es zu hören als Klang aus seinen eigenen vergangenen Tagen. Selbst das «Ave Maria gratia plena!» ist für einen aufgeklärten Protestanten des zwanzigsten Jahrhunderts kein leeres Wort, wenn's in den gothischen Buchstaben eines ländlichen Malers unter der Tünche einer alten Kirchenmauer zum Vorschein kommt. Oder, um ein anderes Beispiel zu nennen, die bekannte Verdeutschung des ambrosianischen Lobgesangs, „Großer Gott, wir loben dich, Herr wir preisen deine Stärke“, deren lateinisches Original aus dem 4. Jahrhundert stammt, bekommt wenigstens in ihren ersten und letzten Strophen ein eigentümliches Leben heute noch. Man muß sich nur daran erinnern, daß dieses Lied vor einem Jahrtausend mitgewirkt hat, in unbändige Germanenstämme eine höhere sittliche Kultur und Gottesvorstellung hineinzutragen. Das Nachempfinden aus der Zeit aber, das hier möglich ist, muß doppelt erreichbar sein, wo es sich, wie bei unseren protestantischen Kirchenliedern, um Aeußerungen des frommen Herzens handelt, die uns zeitlich so viel näher stehen.

Daß wir wirklich mit diesem „Nachempfinden“ nicht zu viel verlangen, scheint uns nichts besser zu beweisen, als das Lutherlied „Ein feste Burg“. Wir glauben nicht, daß es je populärer war, als zur Stunde. Sicher wird es heute viel tiefer gewürdigt und allgemeiner gesungen, als vor hundert Jahren. Unserer Zeit war es vorbehalten, es das Nationallied aller Deutschen zu taufen. Und doch ist es reich an religiösen Vorstellungen und Ausdrücken, die uns keineswegs mehr

geläufig sind. Hier ist man offenbar über die oben ausgeführten Schwierigkeiten bereits hinweg gekommen. Was hat dieses Wunder bewirkt? Gewiß nichts anderes, als die wiedererwachte Fähigkeit, sich in die Gedankenwelt der Reformation zurückzuversetzen. Das starke Interesse an jener Zeit. Die geschichtliche Erforschung der Reformationsepoche und ihre populäre Darstellung. Auch ihre einzigartige Verarbeitung durch neuere Dichter. Gustav Freytag und C. F. Meyer und neben ihnen nicht wenige andere haben mitgeholfen, uns das Lutherlied trotz allem Befremdenden in Form und Inhalt „nachempfinden zu lassen“ aus der Zeit heraus, in der es wurde.

Warum sollte Aehnliches nicht möglich sein für Valerius Herbergers († 1627) „Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt“ samt seiner Schlußstrophe:

> **Schreib meinen Nam'n aufs beste**
> **Ins Buch des Lebens ein**
> **Und bind mein Seel' fein feste**
> **Ins schöne Bündelein**
> **Der, die im Himmel grünen**
> **Und vor dir leben frei;**
> **So will ich ewig rühmen,**
> **Daß dein Herz treue sei.**

oder für Gerhardts „Nun ruhen alle Wälder“ einschließlich die so viel bemäkelte Strophe:

> **Breit' aus die Flügel beide,**
> **O Jesu, meine Freude,**
> **Und nimm dein Küchlein ein!**
> **Will Satan mich verschlingen,**
> **So laß die Engel singen:**
> **Dies Kind soll unverletzet sein.**

Warum nicht ebenso für Gottfried Arnolds „O, Durchbrecher aller Bande, der du immer bei uns bist“ und für Zinzendorfs „Herz und Herz vereint zusammen“?

Man wird uns endlich sagen: Das ginge alles bis an die orthodoxen Glaubenssätze. Wo die wiederkehren in ihrer Starrheit, versagt uns auch bei gutem Willen das Nachempfinden. Aber warum denn? fragen wir. Wenn's uns heute starre Glaubenssätze sind, was meinen wir denn, daß es für jene waren? Für sie ist's lebendige Religion gewesen. Wenn die Evangelischen in Königgräz an ihr Stadttor schrieben: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden“, war's gewiß keine Formel, so wenig, wie wenn die Gattin des Großen Kurfürsten von Brandenburg in ihrem noch heute nicht übertroffenen Osterlied „Jesus, meine Zuversicht“ gesungen hat:

> **Dieser meiner Augen Licht**
> **Wird ihn, meinen Heiland kennen,**
> **Ich, ich selbst, kein andrer nicht,**
> **Werd' in seiner Liebe brennen . . .**

Man mache die Probe, und man wird erfahren, daß gerade die Kirchenlieder, wie etwa auch alte Grabschriften, uns die Glaubenssätze jener Zeit menschlich nahe bringen können. Wir erinnern zum Vergleich an die rührende Grabschrift, die Luther seiner früh verstorbenen Tochter Lehnchen verfaßt hat:

Hier schlaf' ich, Lehnichen, Doctor Luthers Töchterlein,
Ruh' mit allen Heiligen in meinem Bettlein.
Die ich, in Sünden war geboren,
Hätt' ewig müssen sein verloren,
Aber ich leb' nun und hab's gut,
Herr Christe, erlöst mit deinem Blut.

Es braucht doch nichts als etwas guten Willen und Fähigkeit der Rückversetzung, um diese „theologischen" Sätze sehr menschlich nachzufühlen. Und ganz dasselbe gilt von ungezählten Stellen aus unseren Kirchenliedern.

Gewiß wird man uns am Ende entgegenhalten, daß mit diesem „Nachempfundenwerden" denn doch der Zweck des Kirchenliedes nicht erfüllt sei. Es müsse der Ausdruck sein können für unsere Gegenwartsreligion. Sicherlich. Wenn wir das Kirchengesangbuch zur religiös-literarischen Anthologie herabdrücken, ist's nicht mehr das Gemeindebuch, das es sein soll. Seine religiöse Bedeutung ist historisch gerettet, ebenso wird es gerechtfertigt sein in seinem literarischen und ästhetischen Wert, aber es steht nicht mehr drin in der Gegenwart.

So schlimm steht's nun aber doch noch lange nicht. Die Menge der Lieder und Liederstrophen in unserem Gesangbuch ist noch übergroß, die uns durchaus mit der Kraft der Gegenwartsreligion erfassen. Wo wir aber das „Nachempfinden aus der Zeit heraus" zu Hilfe rufen, ist in den seltensten Fällen gesagt, daß es dabei bleiben muß. Wir glauben sogar, daß in der Regel dieses Zurückkehren in die religiöse Welt vergangener Tage sich steigern kann zu einem religiösen Miterleben, das weit über dem bloßen Nachempfinden steht. Nicht so, daß wir von Neuem uns die Glaubenssätze, die Theologie zu eigen machten, von der uns eine ganze Welt trennen mag. Aber wir werden anfangen, aus diesen Sätzen, seien es nun orthodoxe oder pietistische, den religiösen Pulsschlag herauszuspüren, das, was im wechselnden Kleid menschlicher Worte ewig als dasselbe wiederkehrt.

Wir haben bereits an Luthers „Ein feste Burg" bewiesen, daß dies möglich ist und nicht nur in den Köpfen derer existiert, die als Vertreter unserer gegenwärtigen Geisteskultur das alte Kirchenlied für uns religiös zu erhalten suchen. Warum sollten wir nicht dasselbe erleben an Paul Gerhardts:

Ich, ich und meine Sünden,
Die sich wie Körnlein finden
Des Sandes an dem Meer,
Die haben dir erreget
Das Elend, das dich schläget,
Und deiner Marter ganzes Heer.

oder an der Stelle aus seinem lyrisch hochbedeutsamen „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud"

> **Ach, denk' ich, bist du hier so schön**
> **Und lässest uns so lieblich geh'n**
> **Auf dieser armen Erden:**
> **Was will doch wohl nach dieser Welt**
> **Dort in dem reichen Himmelszelt**
> **Und güldnen Schlosse werden.**
>
> **Welch hohe Lust, welch heller Schein**
> **Wird dort in Christi Garten sein;**
> **Wie muß es da wohl klingen,**
> **Da so viel tausend Seraphim**
> **Mit eingestimmtem Mut und Stimm**
> **Ihr Hallelujah singen?**

Das Gleiche gilt für ungezählte andere Stellen. Es gibt einen Weg, um diese „gegenwärtig" zu machen, es nicht nur nachzufühlen, sondern beglückt und gestärkt mitzuerleben, wenn z. B. der schwerkranke Mann Wolfgang Christof Deßler (1660—1722) sein Lied anhebt:

> **Wie wohl ist mir, du Freund der Seele,**
> **Wenn ich in deiner Liebe ruh',**
> **Ich steig' aus dunkler Schwermutshöhle**
> **Und eile deinen Armen zu . . .**

oder wenn Johann Siegmund Kunth (1700—1779) die Christenhoffnung von zwei Jahrtausenden in seine Sprache umschreibt in dem Lied, zu dem man immer wieder zurückkehrt, wenn man's einmal kennen gelernt hat:

> **Es ist noch eine Ruh' vorhanden,**
> **Auf, müdes Herz, und werde Licht! . . .**

* * *

Von Paul Gerhardt sind wir ausgegangen, zu ihm kehren wir zurück. Wie wir hoffen, können wirs tun mit erneuter Freude darüber, daß wir ihn haben, und ohne Sorge darum, daß ihn uns das veränderte Denken der Zeit rauben könnte, oder doch unseren Kindern. Wir sind ihm um ein Jahrhundert ferner gerückt, das einen weit größeren Abstand bedeutet als vorher zwei. Dennoch dürfen wir ihn, wie wir glauben, mit größerem Recht den „unsern" nennen als die, welche die letzte Jahrhundertfeier seiner Geburt mitmachten. Was an seiner Dichtung überzeitlich ist, besitzen wir so gut, wie damals. Für das aber, was das Kleid seiner beschränkten Zeit trägt in Gedanken und Ausdruck, besitzen wir die Fähigkeit des Verstehens und Nachempfindens mehr als je, seitdem die einzelnen Glaubenssätze seiner Tage nicht mehr Allgemeinbesitz der protestantischen Welt sind.

**B. Hartmann.**

# Vom Tage.

Man hört oft die Rede von der „gottlosen“ Sozialdemokratie. Viele werden sie bestätigt finden durch zwei neuerscheinende Preßorgane von jener Seite: die Zeitschrift „Polis“, herausgegeben von Dr. Joh. Widmer in Zürich und ein kleines Blättchen: „Der Skorpion“, das Vereinsorgan der „Jungburschen-Vereine“, das sich selbst bezeichnet als „das Kampfblatt einer jungen Generation, die aus den dunkeln Tiefen zum Lichte emporstrebt.“ Die „Polis“ setzt bei ihren Lesern eine gewisse Bildung voraus und vertritt die sozialdemokratische Bewegung mehr nach ihrer philosophischen und ethischen Seite. Beide Blätter sind der Religion nicht überhaupt abhold; die „Polis“ bringt auch Aeußerungen der Ehrfurcht vor dem „Nazarener“. Aber dem herkömmlichen Religions- und Kirchenwesen stehen sie in entschiedener Feindschaft gegenüber. Wenn die erste Nummer des „Skorpion“ fast ganz mit Kritik des Konfirmandenunterrichts ausgefüllt ist, so darf man den Kampf gegen das offizielle Christentum als seinen Hauptzweck ansehen.

Es ist gar nicht zu verwundern, wenn der Ton der Polemik, diese Abwesenheit aller Ehrfurcht vor dem, was Andern heilig ist, bei den Einen lebhafte Entrüstung hervorruft, während sich Andere zu vornehm finden werden, auf derartige Angriffe überhaupt zu reagieren. Aber beides halte ich nicht für das Richtige, denn es bessert nicht das Geringste. Zum mindesten darf die Entrüstung nicht bloß der Empfindlichkeit dessen entspringen, der sich an einer schwachen Stelle getroffen fühlt; und auch wenn sie wirklich der Sache gilt, darf sie doch nicht versäumen zu fragen, wie der Gegner zu seiner Feindschaft gekommen ist. Wer sich so stellt, der wird Gott für scharfe Gegner dankbar sein. Sie haben für unsere Schwächen ein schärferes Auge als wir selbst und spüren am deutlichsten heraus, wo unser Benehmen unsern eigenen Grundsätzen widerspricht. Und wenn es uns nicht nur darum zu tun ist, für unsere Person Recht zu behalten, sondern unserer Sache zu dienen, so können wir uns gar keinen günstigern Fall denken als den, wo wir unsern Gegnern sagen können: was ihr bekämpft, ist eigentlich gar nicht unsere Sache, sondern unsere persönlichen Fehler, die wir unvollkommene Menschen bei ihrer Vertretung begangen haben. Nur bei solchem Verhalten gegenüber Erscheinungen wie der „Polis“ und dem „Skorpion“ können wir etwas leisten im Kampf der geistigen Strömungen.

Allen denen, welche die Sozialdemokratie bloß aus der bürgerlichen Presse kennen und mit ein paar Schlagwörtern wie Begehrlichkeit, Klassenhaß oder Religionsfeindschaft abtun zu können meinen, sei namentlich die „Polis“ zur Lektüre empfohlen. Sie werden sich wundern, hier einem ehrlichen und edlen Streben zu begegnen, einer Sehnsucht nach Gerechtigkeit, einer gesunden Abneigung gegen alles

zwiespältige, innerlich unwahre Wesen, einem Idealismus, der nicht bloß eine Sonntagsdekoration sein möchte, sondern energisch Front macht gegen die Tendenz unserer kapitalistischen Kultur, die Menschen den materiellen Gütern dienstbar zu machen. Ein höheres, edleres Menschentum, eine tiefere Kultur ist das Ziel dieser Bestrebungen. Gerade auch die „Jungburschen" zeigen sich erfüllt von einem aufrichtigen Wissensdurst und Wahrheitsdrang und kämpfen gegen die Versimpelung der Jungmannschaft in Alkohol, Jaß und Unsittlichkeit. Das darf man über den mit unterlaufenden Ungerechtigkeiten und der Heftigkeit des Tones nicht übersehen.

Und diese Leute zeigen sich in hohem Grade unbefriedigt von unserm Religionswesen; sie üben vernichtende Kritik an unserer religiösen Unterweisung. Wo steckt der Fehler?

Wir brauchen die Fehler auf jener Seite nicht zu verschweigen. Es fehlt z. B. dem „Skorpion" entschieden an gutem Willen, das ehrliche Streben auf christlicher Seite zu sehen. Er bleibt den Beweis dafür schuldig, daß die Karrikatur des Konfirmandenunterrichts, die er zeichnet, wirklich, wie er behauptet, auf 9 Fälle von 10 zutreffe. Wenn sich der „Skorpion" vor allem darüber aufhält, daß von den Konfirmanden ein zerschlagenes Herz verlangt wird, so gebe ich vollkommen zu, daß es ein ebenso aussichtsloses als pädagogisch verfehltes Unterfangen ist, von 15—16-jährigen ein Armsünderbewußtsein zu fordern. Aber es wäre eine falsche Konzession an die menschliche Selbstgefälligkeit, die die Worte Sünde und Schuld nicht mehr erträgt, wenn man es aufgäbe, das Bewußtsein des Abstandes zwischen Ideal und Wirklichkeit im Herzen unserer Jugend zu wecken. Man muß ihnen zeigen, daß mit dem Poltern gegen Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Heuchelei noch herzlich wenig gewonnen ist; man muß sie dazu treiben, daß sie mit dem Kampf gegen alles Niedrige und Gemeine bei sich selbst einsetzen. Besser man stößt einige ab, deren Stolz sich darein nicht finden kann, als man wirkt auf die ganze Schar religiös verflachend. Es kommt mir überhaupt vor, daß diese Kämpfer für eine bessere Kultur einen häufigen Fehler, der sonst bei den Christen zu Hause ist, nicht vermeiden: sie machen zu viel Wesen aus der Güte ihrer eigenen Bestrebungen. Und auch das sei gesagt, daß es noch lange nicht Religion ist, wenn man in seiner Weltanschauung Gott auch ein Plätzlein einräumt. Das alles hängt damit zusammen, daß diese Bekämpfer des offiziellen Christentums, besonders der „Skorpion", zu schnell damit fertig geworden sind; es fehlt ihm eben jene Ehrfurcht vor dem Gegner, welche ein Denkmal dafür ist, daß sich die Losreißung von alten Anschauungen unter ernsten innern Kämpfen vollzogen hat; es ist zu viel knabenhafte Freude an der Negation da.

Aber die Schuld liegt auch auf christlicher Seite, beim Konfirmandenunterricht und den Anschauungen, welche von zu Hause den Kindern darüber eingepflanzt werden. Und sind nicht auch die Fehler

dieser Gegner des Christentums durch Versäumnisse der Christenheit zum mindesten mitverschuldet? Darüber sollten vor allem Laien reden, und wenn ich jetzt selbst auf einige Mißgriffe aufmerksam mache, so verbinde ich damit die Bitte an unsere Leser, durch Mitteilung ihrer Beobachtungen meine Kritik zu ergänzen oder zu berichtigen.

Manche Leser erinnern sich vielleicht an die Kritik, die Gottfried Keller im Grünen Heinrich an seinem Religionsunterricht übt. Ihm war es unbegreiflich, daß er nun zu Gottes Ehre allerlei unverständliche Sätze glauben, d. h. für wahr halten müsse. Theoretisch sind heute die meisten Pfarrer über diese Auffassung hinaus; aber sie sind häufig nicht im gleichen Maße praktisch aus dem traditionellen Verfahren herausgewachsen. Die Eltern wissen auch nichts anderes, als daß der Pfarrer von den Kindern solchen Autoritätsglauben fordere, sei es nun, daß sie das ganz in Ordnung finden, sei es, daß sie ihnen zu spüren geben, welche ungeheuerliche Zumutung sie darin sehen. Bei dieser Auffassung entsteht auch die Meinung, die Religion sei eine besondere Provinz im Leben, etwas, „das man eben auch haben müsse", gerade so gut wie einige Kenntnisse in Geometrie und Vaterlandskunde. Da zudem die Notwendigkeit, die Religion als Schulfach zu behandeln, diesen Irrtum noch verstärkt, sollten Pfarrer und Eltern doppelt davor auf der Hut sein; denn es ist ein Irrtum, der Vielen die Religion verächtlich macht.

Ein zweiter Fehler wird dadurch begangen, daß man die Konfirmanden gleich zu fertigen Christen machen möchte. Man redet ihnen von den reifen Erfahrungen des geförderten Christenlebens und entläßt sie dann nach Schluß des Unterrichts als mündige Glieder der christlichen Gemeinde. Man legt die ganze christliche und biblische Gedankenwelt vor ihnen auseinander, statt von der Welt auszugehen, welche die Kinder schon erlebt haben, in Anknüpfung daran ein paar christliche Motive und Werturteile ihnen einzupflanzen und darauf zu vertrauen, daß sie in die tiefern christlichen Erfahrungen von selbst hineinwachsen. Tritt diese Folge aber nicht ein, so hätte man sie auch durch ein Reden darüber nicht erzwingen können. Dieser Fehler der Pfarrer und Eltern bewirkt, daß von Vielen die Religion als etwas Unwahres, Unnatürliches angesehen wird.

Ein dritter Fehler liegt an der Religionsauffassung, die wieder trotz besserer Einsichten dem traditionellen Unterricht anklebt. Sie ist zu sehr zugespitzt auf die Frage nach dem persönlichen Heil, als handelte es sich bloß darum, was wir Gott erweisen sollen, damit er uns hier helfe und dort selig mache; sie wird zu sehr bloß dargestellt als Sündentrost und Leidensbalsam. Es sollte mehr zur Geltung kommen, daß nicht Gott um unsertwillen da ist, sondern wir um seinetwillen, damit wir seine Mitarbeiter seien. Im Mittelpunkt sollte mehr die Frage stehen: wie werde ich ein brauchbarer Kämpfer für den Sieg seiner Sache? Die Religion sollte mehr erscheinen als Hingabe an die Zwecke Gottes. Dabei muß auch sorgfältig der böse

Schein vermieden werden, als hielten wir das Fortbestehen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung für Gottes Sache. Gerade der Idealismus, der uns in „Polis“ und „Skorpion“ entgegentritt, läßt uns trotz der einstweiligen Verständnislosigkeit für das Religiöse hoffen, daß solche Auffassung keinen unempfänglichen Boden findet.

Würde damit mehr Ernst gemacht, so könnte auch die Einsicht wachsen, daß die Religion diesem Streben nach edlerem Menschentum und vertiefter Kultur nicht feindlich ist, sondern im Gegenteil eine Kraftquelle dafür bildet, seinem Ziel erst Sinn und Wert und Tiefe verleiht. Und wir wagen auf eine Zeit zu hoffen, wo dieses zum Licht emporstrebende Geschlecht einsieht, daß wir es nicht aus pfäffischer Herrschsucht, sondern aus aufrichtiger Freundschaft auf das Christentum als seinen besten Bundesgenossen hinweisen. R. Liechtenhan.

---

Was immer das Leben an Heroischem enthält, das hat seine tiefste Wurzel in der Religion. Eucken.

---

# Vom Büchertisch.

**Paul Gerhardt.** Der gesamte deutsche Protestantismus feiert am 12. März den 300. Geburtstag seines größten Kirchenliederdichters Paul Gerhardt. Unsere Leser mögen den Artikel über das Kirchenlied als unsern Beitrag zu diesem Jubiläum würdigen. Vielen wird dieser Geburtstag ein Anlaß sein, nach der ihnen bisher fast unbekannten Person des Dichters zu fragen, dessen Lieder ihnen längst vertraut waren. Ihnen empfehlen wir: Paulus Gerhardt von Prof. D. Paul Wernle in Basel; Religionsgeschichtliche Volksbücher IV. Reihe, 2. Heft, 60 Cts. Der Verfasser schildert zuerst die Zeit seines Helden, um ihn dann in sie hineinzustellen und aus ihr zu verstehen. Er sucht vor allem das eine begreiflich zu machen: wie Gerhardt ein Vertreter der engsten Orthodoxie seiner Zeit sein konnte und doch zugleich der Dichter der Lieder, die nicht veralten. Die einzige Episode aus seinem Leben, von der genauere Kunde erhalten ist, der Konflikt, der zu seiner Amtsentsetzung geführt hat, wird uns eingehend vorgeführt, nebst den wenigen übrigen bekannten Daten aus seinem Leben. Die zweite, größere Hälfte des Heftes würdigt den Dichter; aus seinen Liedern lernen wir, so weit das möglich ist, seine Individualität und vor allem seine religiöse Art kennen. Die Aufgabe des Historikers ist in feiner Weise gelöst: Gerhardts Person tritt lebendig vor uns hin und doch spüren wir den Abstand der Zeit. Mit dem offenen Eingeständnis der Schwächen verbindet sich die warme Bewunderung des Großen und Unvergänglichen. Die Darstellung ist allgemein verständlich. R. L.

---

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

NEUE WEGE

## Göttlichen Geschlechts.*)

Unflügges Mövchen aus dem Nest am Strand,
Ein Knabe trägt es mit sich in das Land.
Es wächst der Vogel, fern am Berg gefangen:
Es wächst zugleich,
An Schmerz und Freuden reich,
Das brünstige Verlangen
Nach jenem ungekannten Meer,
Um das die Eltern frohgemut
Nie müde Flügel schwangen.

Da springt die Tür: da steht das Fenster auf:
Fort aus dem Haus! Zum Himmel jetzt hinauf!
Den Wolken nah hat Umschau er gepflogen.
Nach kurzer Zeit
Weiß er genug Bescheid,
Und ist davon geflogen
Nach jenem nicht vergessnen Meer,
Deß Wogen, Winde, Vogelruf
Ihm durch die Seele zogen.

Und wie die Möve dann die See erblickt,
Die Well' auf Welle nach dem Strande schickt,
Die draußen Well' auf andre Welle bauet,
Stürzt sie geschwind,
Der See heimkehrend Kind,
Dem vor der See nicht grauet,
Auf jenes allgewalt'ge Meer
Mit einem Schrei der Lust, und schaut,
Und schwebet, schwebt und schauet.

*) Apostelg. 17, 28.

Mein Herz ist solche Möve tief im Land:
Die Sehnsucht steht ihm nach fernliebem Strand,
Nach einem Meer, das jenen Strand bespület,
An dessen Flut
— Wie wohl die Heimat tut! —
Es seine Heimat fühlet.
O einen Schrei der Lust zum Himmel auf,
Wann erst die so erwünschte Luft
Mir Stirn und Wangern kühlet.

Paul de Lagarde (Aus den „deutschen Schriften".)

---

# Weltfreude und Ewigkeitssehnsucht in der modern-religiösen Stimmung.

Mit vollem Recht hat Herr Pfarrer L. Ragaz im 1. Heft der „Neuen Wege" hervorgehoben: Die Menschheit ist heute des langwierigen Streites über die Dogmen müde geworden. Sie verlangt weder nach Verteidigung noch nach Kritik der alten Dogmen. Aber das Verlangen ist überaus stark, die Religion nachfühlend und mitempfindend in ihren mannigfaltigen Aeußerungen zu verstehen. Die Fähigkeit, auch in fremdartigen religiösen Sätzen das innere Erlebnis herauszuhören, hat mit der wachsenden psychologischen Feinfühligkeit unserer Tage zugenommen. So paradox es vielleicht zunächst klingen mag: Friedrich Nietzsche bedeutet einen großen Fortschritt in der kritischen Stellung zum Christentum. Vor ihm meinten Gegner des Christentums, sie hätten das ganze Christentum widerlegt, wenn sie die Unmöglichkeit der alten Dogmen nachgewiesen haben. Oberflächliche denken noch heute ebenso. Nietzsche war über diese Art des Kampfes weit hinaus. Er sucht viel schärfer die Stimmung psychologisch zu ergründen, die zur Aufstellung bestimmter christlichen Erkenntnisse geführt hat. Diese Stimmung sucht er freilich als eine von Grund aus verderbliche, die Menschheit verweichlichende und entnervende hinzustellen. Diese Kritik hat ein gewisses Recht, insofern in manchen Erscheinungen des modernen Pietismus, der sog. „Erweckung" des 19. Jahrhunderts wohl alle weichen, sich hingebenden, schmelzenden Gefühlsäußerungen des Christentums zum Ausdruck kamen und zuweilen zu süßlich-sentimentalem, aber kraftlosem Jesuskultus ausarteten. Die männlich starken, heroischen Züge des Christentums, Selbständigkeit des Charakters, unnachgiebige Wahrheitsliebe, Mannesmut gegenüber den Zumutungen, sich einem innerlich fremden Gesetz zu unterwerfen, durfte man in dem offiziellen Christentum der 50er und 60er Jahre, in denen Nietzsches Persönlichkeit sich bildete, vermissen.

Nietzsches Kritik trifft jedoch insofern völlig daneben, als er meint, mit seiner Kritik nicht eine bestimmte Verzerrung des Christentums, sondern vielmehr dieses selbst getroffen zu haben.

Welches innere Erlebnis, welcher Stimmungsgehalt liegt vor? Von dieser Frage, scheint mir, muß man bei allen religiösen Sätzen ausgehen, so auch bei der Frage nach dem Jenseits, der ewigen Vollendung des Menschenlebens, die ich im folgenden behandle.

## I.

Welche Bedeutung hat das Erdenleben und welche Bedeutung das zukünftige jenseitige Leben? In der Beantwortung dieser Frage liegt ein völliger Gegensatz vor zwischen dem ursprünglichen Christentum und einer Stimmung, die ich zunächst allgemein mit dem Wort „moderne Religion“ bezeichne.

Ich suche diesen Gegensatz zunächst objektiv unbefangen als einen in der Geschichte vorliegenden nachzuweisen, um dann meine eigenen Gedanken darüber vorzutragen.

Die Worte „Weltfreude“ und „Ewigkeitssehnsucht“ bezeichnen diesen polaren Gegensatz wohl am deutlichsten. Im alten Christentum fällt das Schwergewicht ganz auf die letztere Seite, auf die Jenseitshoffnung, nicht auf die Weltverklärung. Das Wort „Welt“ bedeutet im Neuen Testament wie im ganzen älteren Christentum die sündige, widergöttliche Menschheit. „Die ganze Welt liegt im Argen.“ Aus der Welt gerettet, ins Gottesreich versetzt zu werden, war das Ziel der Sehnsucht. „Es komme die Gnade, es vergehe die Welt,“ lautete ein altchristliches Gebet. Eine glühende Sehnsucht nach dem kommenden Reich der Vollendung durchzieht das ganze Urchristentum. Nicht etwa bloß in der Offenbarung Johannis malt sich die religiöse Phantasie in glühenden Farben die sehnlichst erwartete Widerkunft des Messias und alle ihr vorangehenden Plagen aus. Auch der 1. Petrusbrief beginnt mit dem Preise Gottes, der uns ein ewiges, unverwelkliches Erbe im Himmel aufbewahrt hat. Der Verfasser tröstet die angefochtenen Christen damit, daß sie nur eine kurze Zeit zu leiden haben, um dann, wenn sie sich bewährt haben, unvergängliche Freude im ewigen Gottesreich davonzutragen. Das ist nicht eine vereinzelte Stimmung im Neuen Testament. Durch die Paulusbriefe klingt derselbe Ton hindurch. „Christus ist mein Leben und Sterben ist mir Gewinn.“ „Seufzend sehnen wir uns nach unsrer himmlischen Wohnung.“ Ja die ganze Natur sehnt sich mit uns nach jener Befreiung. Und in den ersten drei Evangelien werden die Christen mit Knechten verglichen, die auf die Rückkehr ihres Herrn zu Hause warten und allezeit bereit sein müssen, ihn zu empfangen. Diese Stimmung wurde zwar etwas verändert, als die erwartete Widerkunft Jesu nicht eintrat und die Kirche sich als weltbeherrschende Macht auf Erden organisierte. Aber die irdische Hierarchie sollte doch nur ein Abbild der himmlischen Hierarchie sein, und die höchste Form der Frömmigkeit blieb es, sich

von der Welt zurückzuziehn und in stiller Betrachtung einen Vorgeschmack der künftigen Seligkeit zu erleben.

Eine moderne, weltfreudige und diesseitsfrohe Stimmung ist seit der Renaissance-Zeit entstanden und bis in unsre Zeit immer mehr gewachsen. Ihr ist die Welt nicht mehr das Widerspiel des Göttlichen, nicht das Jammertal voll Sünde und Elend, sondern im Gegenteil die herrlichste Entfaltung des Göttlichen auf Erden. Nach drei Richtungen hin meine ich diese moderne weltfreudige Religion charakterisieren zu können.

1. Die Natur ist nicht mehr das geheimnisvolle, ja geradezu unheimliche Reich, in dem Gespenster und Dämonen hausen, sondern sie ist ein Kosmos voll herrlicher Ordnung und Schönheit. Sie ist die volle Offenbarung, ja Erscheinungsform göttlichen Lebens. Gott und die Natur oder Gott und Welt rücken bei einigen wie bei Spinoza bis zur völligen Vermischung sich nahe: „Gott oder die Natur.“ Die Natur ist der Gottheit lebendiges Kleid. Dieser weltfrohen Religion hat Goethe den vollendetsten Ausdruck gegeben. „Gott zu schauen, wo und wie er sich offenbart, das ist volle Seligkeit auf Erden.“ „So weit das Ohr, so weit das Auge reicht, du findest nur Verwandtes, was Ihm gleicht.“ „Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen, Sich in Natur, Natur in Sich zu hegen, So daß, was in Ihm lebt und webt und ist, Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.“ Auf dem Boden dieser naturfrohen Weltbetrachtung, sagt z. B. Haeckel, könnten Religion und Wissenschaft einen ewigen Bund des Friedens schließen. Schriftsteller des Friedrichshagener Kreises wie Wilhelm Bölsche, Heinrich Hart und Julius Hart, Bruno Wille u. a. verkünden in geistvollen Schriften diese neue Religion.

Indessen bloße Naturandacht ist doch eine gar zu dürftige Religion. Kräfte sittlicher Selbst- und Weltüberwindung gibt uns die Natur nicht; sie mag wohl mit einem poetischen Zauber uns ästhetisch verklären. Wir können uns vieles aus dieser naturfreudigen Religion aneignen; das Ganze unsrer religiösen Stimmung vermag sie nicht zu umfassen. Darum tritt auch

2. ein anderes, tieferes Moment in der modernen Religion neben die Naturandacht. Ist nicht der Menschengeist mit seiner unendlichen Tiefe, seinem sittlichen Adel, seiner Gottebenbildlichkeit eine viel herrlichere Offenbarung göttlicher Kräfte? Im Mittelalter wie in der Reformationszeit empfand man die Ohnmacht, das tiefe Sündenelend der menschlichen Natur. Durch einen Zustrom übernatürlicher Kräfte aus dem Jenseits sucht man Erlösung, Erfüllung des Daseins mit göttlichem Leben zu erlangen. Die Stimmung hat sich seitdem bedeutsam gewandelt. Das Gefühl für menschliche Kraft und menschliche Würde hat sich gesteigert. In der klassischen deutschen Dichtung und bei den von ihren Idealen inspirierten Denkern wie bei Herder, Schiller, Fichte, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher erscheint es als höchste Bestimmung des Menschen, alle göttlichen Kräfte des

Daseins zu bilden, sich zum Spiegel des Universums zu gestalten und damit selber zur inneren Harmonie, zu reichbeglücktem Menschentum zu gelangen. Und die reiche Welt innerer Bildung in andern „schönen Seelen“ anzuschauen, das gegenseitige Geben und Empfangen, den ständigen Zustrom herrlichen Geisteslebens von einer Persönlichkeit zur andern zu genießen, das war das höchste Glück jenes großen Zeitalters, das nun hundert Jahre hinter uns liegt, von dessen Schätzen aber die Besten unter uns noch heute zehren.

3. Ein noch größerer Umschwung ist in der Wertung des weltlich-kulturellen Lebens eingetreten. Wir alle können nicht mehr die Kirche als alleinige Heilsanstalt, als ausschließliche Organisation des höheren göttlichen Lebens betrachten und alle andern Institutionen und Lebensformen wie Familie, Beruf, Staat, Recht, Wissenschaft, Kunst als dem entgegengesetzte Formen des weltlichen Lebens ansehen. Wir erblicken vielmehr in all diesen Lebensgebieten ewige göttliche Zweckgedanken. Schon in der Reformation sind die Ansätze dazu gegeben, das selbständige göttliche Recht des Staates auch der Kirche gegenüber zu betonen und jeden menschlichen Beruf als gottgegebenen zu werten. Unendlich viel stärker als früher nimmt das gesamte weltliche Leben, die nationalen, bürgerlichen, wissenschaftlichen, beruflichen Aufgaben unser Sinnen und Denken in Anspruch. Weit mehr als die Menschen des Mittelalters sind wir mit dem weltlichen Leben und seinen Zielen zusammengewachsen, so daß nach der Ansicht vieler gar keine Zeit mehr bleibt, den Sinn auf ein jenseitiges Leben hinzurichten. Ja wir hören leidenschaftliche Anklagen gegen den Jenseitsglauben: es mache die Menschen untüchtig für die hohen Zwecke des gegenwärtigen Lebens; er entfremde ihn seinem eigentlichen Lebensberuf. Jedoch nicht bloß Christentumsgegner, sondern auch moderne Christen empfinden ähnlich: worauf weist uns denn jeder Versuch hin, unsre religiösen Ideale im Leben der Gegenwart praktisch durchzuführen? Doch zunächst auf unsre Pflichten im irdischen Leben, in Beruf und Familie, im Vaterland. Hier gilt es, Gerechtigkeit und Treue, Wahrheitsmut und Menschenliebe zu bewähren. Das Ziel aller irdischen Pflichterfüllung ist doch sicherlich das, daß alle irdischen Institutionen und Gesellschaftskreise von dem Geiste des Guten durchwaltet werden, daß Gerechtigkeit und Liebe im sozialen Leben und im Verkehr der Völker herrschen. So liegen auch alle hohen Ideale unseres Strebens zunächst innerhalb des irdischen Lebens. Die Welt umzugestalten zum Reiche des Guten, Göttlichen scheint das höchste Ziel des Daseins zu sein. Der ernstliche Versuch, Gottes Willen auf Erden zu erfüllen, weist uns doch immer wieder auf die Fülle irdischer Aufgaben hin. Daher werden nicht etwa bloß innerhalb der Sozialdemokratie leidenschaftliche Stimmen laut: Den Himmel überlassen wir euch, wir verlangen unser Recht auf Erden, unseren Anteil an den Gütern und Genüssen des Daseins im Diesseits, sondern auch mancher moderne Protestant empfindet kein Bedürfnis, über das irdische Leben mit

seinen Gedanken hinauszugehen, nach dem Jenseits sich zu sehnen. Ob es ein anderes Dasein gebe, das dürfe man getrost Gott überlassen. Es genüge, wenn man hier auf Erden seiner Liebe gewiß geworden und in stetem Tun des Guten seinen Glauben bewährt habe. So eignet man sich etwa das Wort Spinozas an: „Der freie Mensch denkt über nichts weniger nach als über den Tod. Seine Weisheit ist nicht ein Nachdenken über den Tod, sondern über das Leben.“ Oder man empfindet mit Faust:

> **„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;**
> **Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,**
> **Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!**
> **Er stehe fest und sehe hier sich um,**
> **Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“**

So ist denn die Stimmung der heutigen Menschheit im Ganzen weit mehr auf innerweltliche als auf jenseitige Ziele gerichtet. Suchte man im Mittelalter durch fromme Stiftungen sich einen Platz im Himmel zu sichern, so trachtet die heutige Menschheit weit eifriger danach, sich ein gutes Andenken, Nachruhm auf Erden zu erwerben und den Kindern und Enkeln etwas Gutes zu hinterlassen. In der Tat: wenn die Welt die volle Offenbarung und Entfaltung göttlichen Lebens ist, so ist gar kein religiöses Bedürfnis vorhanden, mit seinen Gedanken und Wünschen über die Welt hinaus auf ein Höheres sich zu richten.

## II.

Wie ist über diese moderne Religion der Diesseitigkeit zu urteilen? Zunächst das Bekenntnis: Irgendwie sind wir doch alle von dem Geist der modernen Zeit berührt, sogar die, welche alles Moderne mit bedenklichen Augen betrachten. Wir können die Erde nicht bloß als „Jammertal“ ansehen. Reiche Quellen der Weltfreude fließen uns allen, und wir dürfen freudig, ohne ein schlechtes Gewissen, wie es der alte Pietismus hatte, aus dem Borne aller edler Freuden reichlich trinken. Es dürfte heute kaum einen Menschen geben, der niemals im Leben, wie es von Spener berichtet wird, spazieren gegangen ist. Naturgenuß ist uns ein Lebensbedürfnis geworden. Wem ginge das Herz nicht weit auf, wenn er zum ersten Male die Herrlichkeiten der Schweizer Berge schauen darf! Und noch tiefere Quellen edelsten Lebensgenusses fließen uns aus Freundschaft und Liebe, aus allen Formen des künstlerischen Empfindens, aus Forscherfreude und Frucht schaffender Arbeit. Wohl die reinste Form irdischer Freude genießt, wer die seltene und schwere Kunst übt, andere Menschen zu erfreuen, ihnen selbstlos Gutes zu tun. Wir verstehen das Wort Carlyles: „Selig der Mann, der *seine* Arbeit gefunden hat; er begehre nach keiner andern Seligkeit.“ Vor allem die Jugend ist solche Zeit überströmender Freude. Dem fehlte etwas zum vollen harmonischen Menschentum, der nicht in seiner Jugend den Zugang zum Heiligtum der edlen Freude gefunden hätte. Und hin und wieder, auf den Höhepunkten

des Lebens, nach gelungener Arbeit, bei gekrönten Erfolgen, im Genuß menschlicher Liebe und Freundschaft, verklärt himmlische Freude unser ganzes Dasein, daß die ganze Welt, in rosigen Schimmer gehüllt, uns nichts als Liebe und Frieden zu atmen scheint. Wir haben dann gar kein Bedürfnis, über die gegenwärtige, irdische Welt hinauszuschauen auf ein höheres, vollkommeneres Dasein.

Dennoch, meine ich, man umgibt die Welt mit täuschendem Glorienschein, wenn man nur das Glänzende, Herrliche, Schöne in ihr sehen will. Die Welt hat ein doppeltes Angesicht. Sie ist freilich eine Offenbarung voll göttlicher Schöne und Herrlichkeit. Auf der andern Seite aber birgt sie unsagbares Elend in sich. Man verschließt doch absichtlich die Augen gegen diese andere Seite des Lebens, wenn man nur alles Gute und Schöne in ihr sehen will. Ich will gar nicht erst hinweisen auf die verheerenden Naturgewalten, die in Bergstürzen und Erdbeben oft furchtbar ausbrechen; nicht auf den beständigen Kampf ums Dasein, der die ganze Natur beherrscht; nicht auf das Heer der Plagen und Krankheiten, denen wir alle unterworfen sind. Ich fasse die Freude in der Gatten-, Eltern und Kindesliebe ins Auge: sicherlich Quellen reinsten Genusses. Aber muß die volle Harmonie nicht immer wieder gesucht werden, wenn vieles im Leben und in der Eigenart der Charaktere sie stört? Gewiß, welche Wonne, wenn Mann und Weib in gegenseitiger Hingabe aufgehen, wenn auch unausgesprochen die Herzen sich ganz verstehen! Aber bei wie vielen Ehegatten trifft dies zu? Bei wie vielen wechseln die Zeiten des Sich-Verstehens mit andern Momenten, in denen bleibende Differenzen oder das Gefühl unüberwindlicher Gegensätze in den Charakteren gegenseitiges Sich-Verstehen unmöglich macht! Weiter: Die Elternliebe ist sicher eine Quelle reinster Freude, aber wie viel Sorge oder gar bitterer Kummer mischt sich hinein!

Und wenn ich die Freuden der Arbeit preise, so fallen mir die Millionen Menschen ein, deren Arbeit eintönige, stumpf machende Mühe ist. Können sie sich das Carlyle'sche Wort aneignen: „Selig der Mann, der seine Arbeit gefunden?“ Oder ich denke an das Heer der Berufslosen, die am Leben leiden, weil sie keine genügende oder keine ihnen zusagende Arbeit (zuweilen durch eigene Schuld) gefunden haben. Zu aller Freude an der Arbeit gehört ferner irgend welcher Erfolg. Aber vielen wird solcher Erfolg nur in geringem Maße zu teil. Teils eigene Unfähigkeit, teils entgegenstehende Hemmungen durchkreuzen den gehofften Erfolg. Mancher wird noch vor seinem Lebensabend um den Ertrag seines Wirkens gebracht.

Vor allem aber: wenn ich die verheerenden Mächte des Bösen, der stets auf Erden sich rächenden Schuld ins Auge fasse — kein Menschenleben ist ja frei davon — so kann ich unmöglich die Welt nur als Erscheinungsform göttlichen Lebens und lautere Quelle edler Freude preisen. Ich befürchte vielmehr: es sind oberflächliche Naturen, die an dem Ernst des Lebens sich vorbeizudrücken suchen, wenn sie

gar zu laut die harmonische Weltfreude preisen und die Schmerzensrufe aus der Tiefe überhören. Oder es sind glückshungrige Lebenskünstler, deren höchste Lebensweisheit es ist, möglichst viel Genuß für sich aus dem Dasein herauszuschlagen und die trüben Seiten des Lebens sich möglichst fern zu halten. Ihr Schicksal ist nicht selten, daß auf die Zeiten heiteren Lebensgenusses bitterer Weltschmerz im Gefühl unerfüllter Lebensansprüche folgt. Oder auch der oberflächliche Genuß wird immer von neuem gesucht, damit das gähnende Gefühl innerer Leere nicht aufkommen soll.

Alle Disharmonieen des Daseins machen uns die altchristliche Stimmung der Sehnsucht nach einem höheren, vollendeteren Dasein voll reiner Erfüllung mit göttlichem Leben verständlich. Wer will es dem gequälten Dulder verargen, wenn seinem gepreßten Herzen die Sehnsuchtsrufe nach einem Reich der Vollendung sich entringen, in dem es keine Enttäuschung mehr geben soll! Und wenn unser größtes Lebenswerk, die Bildung der eigenen Persönlichkeit zur Vollkraft und Reife in allem Wahren und Guten ein elendes Bruchstück auf Erden bleibt: dürfen wir dann nicht hoffen auf das Vollkommene, daß das Bruchstück zum Ganzen werde?

Doch von Seiten der „modernen Religion“ antwortet man darauf: die Zukunftshoffnung ist durchaus berechtigt, nur muß sie etwas umgestaltet werden. Nicht auf eine jenseitige Vollendung, sondern auf eine allmähliche Vervollkommnung auf Erden sollen wir hoffen. Wem es nicht vergönnt war, die Frucht seines Wirkens zu genießen, der dürfe sich doch damit trösten: du hast edle Saat ausgestreut, und im Reiche des Guten kann kein Samenkorn verloren gehn. Irgendwann muß doch einmal die Ernte reifen. Vielleicht wird dann, wenn auch spät, sogar der anerkannt und gepriesen, der die gute Saat ausgestreut hat. Die Mutter, die frühzeitig einer Schar unerwachsener Kinder entrissen wird, soll sich dann vor dem Tode daran aufrichten: Das Gute, was du in die Herzen der Kinder hineingelegt hast, ist unvergänglich. Es muß doch wachsen und schöne Frucht bringen; also war dein Werken nicht vergeblich.

> „Es werden andre, wenn wir gehn
> Die Folgen unsrer Arbeit sehn.
> Und wenn ihr Staub schon längst verweht,
> So ernten ihre Kinder spät
> Die Frucht der Saat, die wir gesät!“

So soll das Endziel aller unserer Arbeit sein, daß wir glauben an das ewige Wachstum des Guten und hoffen auf eine Menschheit, die vollkommener, besser, reiner und darum glücklicher als wir die Früchte alles edlen Wirkens reichlich einerntet. Die einzelnen Individuen vergehen freilich und verschwinden, wie im Herbst die welken Blätter fallen. Aber wie jedes Frühjahr neues Leben keimt, so sei auch der Lebensprozeß in der Menschheit ewig. Unvergänglich sei jedes Lebenswerk, sofern es zum Wachstum des Guten etwas beigetragen.

Was ist von dieser innerweltlichen Zukunftshoffnung zu halten? Ganz abweisen kann ich diese Gedanken nicht. Zum Gottesglauben gehört notwendig die Zuversicht, daß Gott die Menschheit vorwärts und aufwärts führt; und der Glaube, daß kein Samenkorn des Guten vergeblich ausgestreut ist, kann wirklich den redlichen Arbeiter aufrichten. Es fragt sich nur: ist diese Hoffnung auf eine fortschreitende irdische Vervollkommnung ein vollgenügender Ersatz für den Glauben an eine persönliche Vollendung im Jenseits? Hierauf kann ich nur mit Nein antworten. Ein unpersönlicher Prozeß des Wachstums des Guten, in welchem alle Persönlichkeiten auftauchen und wieder verschwinden, kann keinen Ersatz bilden für den Glauben an ein Reich persönlicher, zur Vollendung heranreifender Geister, zumal dieser Prozeß doch nicht in alle Ewigkeit fortdauern kann. Denn einmal kommt doch die Zeit — vielleicht dauert es noch Millionen von Jahren — daß die Sonnenwärme abgenommen hat und alles organische Leben auf Erden erfriert. Dann hört auch der Fortschritt des Guten auf der Erde auf; ja was ist dann aus der großartigen Geschichte des menschlichen Geisteslebens geworden? Alles ist in Nacht und Eis erstarrt. Nicht einmal die Erinnerung an irgend einen Ausschnitt dieser ruhmreichen Geschichte bleibt irgendwo aufbewahrt. Ein wertvolles Ziel der Menschheitsgeschichte gibt es dann nicht. In Nacht und ewiges Schweigen ist schließlich alles gehüllt. Der freudige Glaube an einen ewigen Fortschritt löst sich auf in resignierte Skepsis. Schließlich kommt doch gar nichts heraus bei aller Hingebung an den Weltprozeß. „O Eitelkeit der Eitelkeiten. Alles ist eitel!“ Mag auch jenes letzte Ziel noch weit von uns entfernt sein. Es kann doch all unser Mühen und Arbeiten, Kämpfen und Hoffen lähmen, wenn schließlich ewige Vernichtung allem winkt, was wir getan und mit heißem Bemühen gesucht. Darum, scheint mir, wird der Glaube an einen rastlosen irdischen Fortschritt doch stets ergänzt werden müssen durch die Hoffnung auf einen bleibenden Ertrag des persönlichen Lebenswerkes, auf eine Vollendung der wahren Persönlichkeit in einem überweltlichen Reich der Geister.

Diesem Glauben stehen freilich schwerwiegende Bedenken innerhalb der heutigen Menschheit entgegen. Wie ist eine persönliche Fortdauer des geistigen Lebens denkbar, wenn uns die Erfahrung lehrt, daß alles Geistige der Unterlage eines materiellen Organismus bedarf? Es ist begreiflich, daß diese Frage den heutigen Menschen zuweilen zu ablehnender Haltung dem Jenseitsglauben gebenüber führt. Indessen so sehr auch die Zusammenhänge alles höheren geistigen Lebens mit den körperlichen Organen von der neueren Wissenschaft immer genauer erhellt sind, so ist es doch nicht gelungen und kann nie gelingen, das Geistige aus dem Körperlichen herzuleiten oder eindeutig zu begreifen. Das Geistesleben hat vielmehr trotz aller Verbindungen mit materiellen Prozessen sein eigenartiges, unvergleichliches Leben. Es mag aus dem Ungeistigen in allmählicher stufenweiser

Entwicklung hervorgegangen sein, dennoch hat es sich zu einer eigentümlichen Existenzform emporgerungen. In dem anscheinend so leicht begreiflichen Worte „Entwicklung“ steckt hier wie auch sonst das am schwersten zu ergründende Geheimnis darin. Ja gerade wenn man mit der modernen Entwicklungsbetrachtung vollen Ernst macht, so gewinnt man die Möglichkeit, ein höheres, von den materiellen Schranken freies geistiges Dasein anzunehmen. Denn wenn aus einem etwaigen Anfangszustande einer zerstreuten Gasmasse so wunderbar Hohes wie der menschliche Geist in allmählicher Entwicklung hervorgehen konnte, wer wollte da behaupten, daß es nicht noch höhere, von uns nicht geahnte Entwicklungsformen des Daseins geben könne? Freilich sind dies zunächst nur Möglichkeiten. Die Gewißheit eines unvergänglichen Lebens entspringt nur da, wo als der höchste Sinn des Daseins das Wachstum sittlicher Persönlichkeiten empfunden ist: Dann taucht die Alternative auf, in der wir uns entscheiden müssen: entweder ist jener höchste Wert des Lebens, jenes Ziel aller Weltentwicklung auch nur ein vorübergehendes; dann hat das ganze Dasein überhaupt keinen Sinn, keinen bleibenden Wert. Oder alle sittlich lebendigen Persönlichkeiten tragen etwas Unvergängliches, Ewiges in sich, was den Zerfall des körperlichen Organismus überdauert, ja nach diesem erst zur reifen Entfaltung gelangt. Geistiges, Sittliches läßt sich nur in persönlicher Existenzform denken. Man kann sich das Gute nicht als einen abstrakten Prozeß vorstellen. Wertvollen, bleibenden Bestand hat es nur, wenn es in konkreten Menschen persönliche Gestalt gewinnt. Dann aber muß die sittliche Persönlichkeit einen unvergänglichen Wesenskern enthalten, von dem wir hoffen dürfen, daß er sich zu ungeahnten höheren Daseinsformen entwickeln werde.

Bei dieser Form der Jenseitshoffnung wird man das weltliche Leben nicht gering schätzen oder nur als Widerspiel des Göttlichen ansehen dürfen. Nicht der ist am frömmsten, der auf Erden nur Widriges, Verkehrtes, Sündiges wahrnimmt und darum vom Irdischen möglichst rasch zum Ueberirdischen zu gelangen sucht. Vielmehr wird die richtige Stellung die sein: wenn wir schon auf Erden viele Offenbarungen und Entfaltungen göttlichen Lebens schauen dürfen, doch immer noch vermischt mit Sündigem, Verkehrtem, Widergöttlichem, so dürfen wir auf eine vollkommene Erscheinung des Göttlichen hoffen, in der es keine Schranke, kein Unvollkommenes mehr geben wird. So ist das irdische Leben eine notwendige Vorstufe, ein unentbehrliches Mittel, um zu jener Vollendung zu gelangen.

Das ist der beste Inhalt des Ewigkeitsglaubens, wie er 1. Joh. 3, 2 ausgesprochen ist: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, daß, wenn es erscheinen wird, wir Ihm gleich sein werden, denn wir werden Ihn sehen, wie er ist.“

Johannes Wendland.

---

# Was ist Frömmigkeit?

Das Wort „fromm" hat heutzutage einen üblen Beigeschmack. „Ein frommer Mensch", darin liegt oft ein leiser Hohn versteckt. Religion, vielleicht selbst Christentum möchte Mancher haben, aber fromm sein? Nimmermehr! Für Weiber, Greise und Kinder mag es angehen, ja sogar ganz am Platze sein, aber nicht für einen Mann in seiner besten Kraft und auch für die moderne Frau, die sich auf ihre Menschenwürde besinnt, nur noch halb. Woher diese Abneigung gegen die Frömmigkeit?

Wir reden nun nicht von den Verstandesbedenken, welche Vielen die Religion überhaupt und speziell die christliche unannehmbar machen. Das Hindernis liegt vielmehr in einem andern Ideal edlen Menschentums, das man dem Ideal des Frommen gegenüberstellt.

Ein Frommer, das ist nach der landläufigen Meinung ein Mensch, der in religiösen Handlungen wie Kirchenbesuch, Gebet, Bibellektüre, Teilnahme an extra-christlichen Vereinen und Mitarbeit an christlichen Liebeswerken besondern Eifer an den Tag legt, kurz ein „Stündler", ein „Betbruder". Es ist ferner ein Mensch, bei dem die religiösen Gefühle der Demut, der Reue, der Selbsterniedrigung besonders lebhaft sind und in der Sprache Kanaans sich möglichst aufdringlich äußern, während die natürlichen Empfindungen gedämpft oder unterdrückt werden. Ein Frommer entzieht sich aller frohen Geselligkeit, er lacht nicht laut, er ist eine Kopie des süßlich-salbungsvollen Christustypus der sich christlich nennenden Kunst, kurz ein „Frömmler", ein „Kopfhänger". Von alledem will unsere Zeit nichts wissen. Sie beurteilt die religiösen Handlungen als Zeitverlust; wer sich ihnen hingibt, entzieht seine Kraft wichtigern sittlichen Aufgaben. Vor allem jede Gefühlsseligkeit liegt dem modernen Menschen fern. Er hält etwas auf sich selbst, diese ganze „Selbstverpfuiung" (Ausdruck von Ritschl, dem Geschichtsschreiber des Pietismus) ist ihm zuwider.

Diese Vorstellung von Frömmigkeit ist aber falsch. Darum trifft auch diese Kritik nur eine Karrikatur, die allerdings bei denen am meisten zu Hause ist, die sich auf ihre Frömmigkeit besonders viel zu Gute tun. Es ist falsch, Frömmigkeit nur in solchen Gedanken, Gefühlen und Handlungen zu sehen, die eine direkte und bewußte Beziehung auf Gott haben und sich auf dem sogenannten geistlichen Gebiet bewegen. Unsere Auffassung mag Manchen allzu nüchtern vorkommen; aber jeder große Fortschritt in der Religionsgeschichte wie der israelitische Prophetismus, das Christentum und die Reformation ist eine Reaktion dieser Auffassung gegen diejenige, die wir als die auch heute landläufige bezeichnet haben. Sie geht davon aus, daß Gott uns als Wesen aus Fleisch und Blut in diese materielle Welt hineingestellt hat, damit wir sie erkennend durchdringen und sie uns

schaffend dienstbar machen. In den natürlichen Lebenskreisen der Berufsgemeinschaft, der Familie, der Gemeinde und des Volkes sollen wir unsere Kraft in den Dienst dieser Kulturarbeit stellen. Diese ist aber nicht unser höchstes Ziel, sondern bloß das Mittel, ein höheres Leben in uns zu entfalten. Durch die Tugenden, die wir, uns selbst überwindend, in dieser Arbeit betätigen müssen, bilden wir uns zur Persönlichkeit. Auch Freude und Leid, alles Geschick, das unsere Stellung und Arbeit in dieser Welt mit sich bringt, soll uns helfen, die weltüberlegenen Kräfte in uns zu entbinden. Jede solche Persönlichkeit stößt, indem sie sich geltend macht, schlechte Einflüsse aus der Umgebung von sich ab und vernichtet sie, leitet aber gute Einflüsse in verstärktem Maße weiter; dadurch leistet sie etwas für den fortschreitenden Sieg des Guten in der Welt. Die treue Erfüllung unserer konkreten Aufgaben in der natürlichen Welt ist also unsere Waffe in dem Kampf zwischen Gut und Böse; durch sie fördern wir Gottes Zwecke in der Welt. Sie ist also unsere religiöse Pflicht; ihr treu sein, heißt fromm sein, auch wo der Gedanke an Gott aus dem Bewußtsein zurücktritt und die Beziehung auf ihn nicht als Motiv mitwirkt.

Was man religiöse Handlungen und Gefühle nennt, das sind alles Begleiterscheinungen dieser religiösen Lebensführung. Sie begegnet vielerlei Hindernissen in der umgebenden Welt und im eigenen Herzen, sie fühlt sich aber auch auf mancherlei Weise gefördert. Jedes Zusammentreffen mit solchen Hindernissen und Förderungen ruft bestimmte Gefühle hervor, die eben für den Frommen charakteristisch sind: Dank, Zuversicht, Demut, Geduld, Reue, Sehnsucht. Alle diese Gefühle verlangen nach Aeußerung, seis nun in stiller Zwiesprache der Seele mit Gott, d. h. im Gebet, seis zu gegenseitiger Kräftigung in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, d. h. im Kultus. Die religiöse Lebensauffassung will sich immer wieder auf sich selbst besinnen, die religiösen Motive wollen neu gekräftigt werden; auch diesem Zwecke dient der Kultus. Jede echte Religion trägt auch den Missionstrieb in sich; er schafft sich Gestalt in allerlei Veranstaltungen kirchlicher und außerkirchlicher Art, Liebeswerken, äußerer und sog. innerer Mission.

Aber nun tritt eine fatale Verwechslung ein. Dieselbe ist namentlich im Katholizismus und auf protestantischer Seite im Pietismus zu Hause. Diese Begleiterscheinungen werden nämlich mit der Frömmigkeit selbst verwechselt. Ihre Ausdrucks- und Förderungsmittel werden als heilige Dinge von den übrigen, unheiligen geschieden; man sucht schon in der Berührung mit ihnen die Frömmigkeit. Gebet und Kultus haben ihren Wert, solange sie ungezwungene Aeußerungen des religiösen Lebens sind, so wie sich in einem heitern Gesicht die Fröhlichkeit des Herzens malt; statt dessen macht man sie zu frommen Werken und glaubt, sie hätten schon an sich ihren Wert, auch wenn sie nicht unwillkürlich aus dem Herzen hervorbrechen, sondern in gezwungener Absichtlichkeit vorgenommen werden. Die Berufe, deren Arbeit sich auf dem „geistlichen" Gebiet abspielt, wie der Pfarrer-, Missionar-

und Diakonissenberuf, werden als die heiligeren angesehen. Man hält sich um der religiösen Handlungen willen für fromm und merkt nicht, daß die Hauptsache an der wirklichen Frömmigkeit fehlt: man ist bloß mit toten Dingen und nicht mit dem lebendigen Gott in Berührung gekommen. Das ist die Verirrung der Veräußerlichung, wo man fromm sein möchte, ohne die Herzen zu ändern. Es hat schon manchen Pfarrer tief unglücklich gemacht, daß er den Eindruck hatte, mit seinen Gottesdiensten, Taufen, Trauungen und Abendmahlsfeiern leiste er dieser Veräußerlichung und verderblichen Selbsttäuschung nur Vorschub.

Am schlimmsten wird die Sache, wo über dieser vermeintlichen Frömmigkeit die tägliche sittliche Pflicht vernachlässigt wird, wo man, wie es im Pietismus hin und wieder geschieht, „frommen" Werken zu Liebe der Familie und dem Beruf seine Zeit und Kraft entzieht, wo man das staatliche, soziale, gesellige Leben als das unheilige Gebiet glaubt seinen eigenen Gesetzen überlassen zu können, vollends aber, wo man glaubt, sich für seine sittliche Minderwertigkeit durch umso eifrigere Beschäftigung mit religiösen Handlungen entschädigen und Gott befriedigen zu können und schließlich diese „Frömmigkeit" zum Anlaß der Selbstüberhebung und des Verdammens Anderer benutzt. Die Urbilder dieser verkehrten Art sind die Pharisäer der Zeit Jesu, sie ist also nichts weniger als christlich.

Wo man das Kultische bloß als Ausdruck und Förderungsmittel der Frömmigkeit würdigt, erledigt sich von selbst der Einwand, daß es der sittlichen Aufgabe Kraft entziehe; es ist im Gegenteil für sie ein Kraftbad. Wie viel Raum es in einem Leben einnehmen müsse, darüber kann keiner dem Andern ein Gesetz machen; jeder hat seine eigenen Bedürfnisse und soll drum selbst entscheiden. Es sollte auch Jeder seine Kritik an der herkömmlichen Frömmigkeitspflege aussprechen dürfen, ohne gleich der Entweihung des Heiligen geziehen zu werden; wer solche Kritik nicht erträgt, setzt sich dem Verdacht aus, selbst an der Veräußerlichung beteiligt zu sein.

Auf denselben Abweg wie mit dem Kultischen ist die christliche Gesellschaft auch mit den religiösen Gefühlen geraten. Man hat die Blume ohne die Wurzel und den Boden gewollt und hat nicht gemerkt, daß man so bloß künstliche, wertlose Papierblumen haben kann. Man hat vergessen, daß Gefühle immer von selbst wachsen müssen und hat sie auf Kommando haben wollen. Man hat sie Solchen zugemutet, die dafür gar nicht disponiert waren und hat so ein unaufrichtiges Spiel mit ihnen getrieben. Man hat sie aber auch zu verächtlichen Karrikaturen entstellt. Wo man sie recht versteht, da kann nur eine mißverstandene Vorstellung von Manneswürde sie als unmännlich von sich weisen.

So ist es begreiflich, daß die Forderung der stillen Ergebung und Dankbarkeit auch im Leide überall da als entwürdigende Zumutung empfunden wird, wo die psychologischen Voraussetzungen dafür

fehlen. Man kann jemand die Aufgabe stellen, er solle auch in unbegreiflichen Geschicken den Blick für das Erfreuliche offen behalten und sich zum Vertrauen auf Gottes Liebesabsichten durchkämpfen; erfüllt er diese Aufgabe, so wird sich das Gefühl der ergebenen und dankbaren Getrostheit von selbst einstellen. Zum Kampf um die religiöse Leistung des Vertrauens kann man auffordern, zu den Begleiterscheinungen des Sieges nimmermehr.

Die stille Ergebung ist aber auch entstellt worden in untätige Resignation. Wirkliche Frömmigkeit ist aber tätig. Statt dem verlorenen Glück lange nachzutrauern und dem Schmerz in jammernden oder trotzigen Worten Luft zu machen, fragt sie gleich: „Was nun?" und spannt die ganze Kraft an, sich wieder empor zu arbeiten und das schwere Geschick für sich selbst und für Andere zum Segen umzubiegen. Dieses Verhalten wird kein verständiger Mensch unmännlich finden; es braucht mehr Kraft und Heldentum dazu, als um dem Leiter der Geschicke erbitterte Anklagen ins Gesicht zu schleudern; es ist leichter, mit den Zähnen zu knirschen als sie aufeinander zu beißen; leichter die Hand zur Faust zu ballen, als sie zu neuer Tätigkeit auszustrecken. Wenn Frömmigkeit untätige Resignation wäre, verdiente sie die Verachtung, die ihr oft zu Teil wird; wirkliche Frömmigkeit ist aber ehrwürdiger als das törichte Sichauflehnen gegen den Weltlauf, das dem ohnmächtigen Wüten der Bestie gegen die Stäbe ihres Käfigs gleicht.

Nicht anders ist es mit dem Sündenschmerz und dem Zusammenbruch des Vertrauens auf die eigene Kraft. Wer hohe Anforderungen an sich selbst stellt, wird dem Dichterwort Recht geben: „Uns ist ein Erdenrest zu tragen peinlich," ja er wird urteilen, daß der Dichter einen viel zu matten Ausdruck gewählt hat, um die Scham über das eigene Unrecht zu zeichnen. Und wer es zu etwas gebracht hat, wird urteilen: „In meinen besten Stunden war ich wie über mich selbst hinausgehoben. Es tobte ein Kampf in meinem Innern, ich wurde von meinen Regungen nach entgegengesetzten Seiten gezogen; habe ich selbst die Entscheidung herbeigeführt? Ja und nein; das bessere Ich ist erwacht und Meister geworden, aber nicht ich selbst habe es geweckt, eine höhere Gewalt hat mich gepackt. Gott allein die Ehre!"

Das sind Gefühle der Kämpfer, die schon in heißer Schlacht gestanden haben. Aber die in christlichem Milieu aufgewachsene Jugend, die erst in einer Art militärischem Vorunterricht für den Kampf des Lebens steht, darein hineinzwingen wollen, ihr sagen: „ihr vermögt selbst gar nichts, ihr dürft euch gar nichts zutrauen", das heißt sie zu Heuchlern erziehen oder ihnen die Frömmigkeit als eine innerlich unwahre Sache verächtlich machen. Hält man nur den Hochflug des Strebens in ihnen wach, der das Größte von sich selbst verlangt, so kann man es ruhig der folgenden Entwicklung überlassen, ob die Scham über die eigene Unwürdigkeit und die Sehnsucht nach Gottes Gnade erwacht. Diese Regungen sind ja nur etwas wert, wenn sie

erlebt werden, wenn sie unwillkürlich auftauchen; wo man sich in sie hineinsteigert, sind sie unecht.

War es also schon ein Fehler, diese Gefühle allgemein als religiöse Pflicht zu erklären, statt sie als bloße Begleiterscheinungen der Pflichterfüllung anzusehen, so ist man noch weiter gegangen und hat auch ihre Uebertreibung gefordert. Man verbot, die Fortschritte im eigenen Leben in dankbarer Freude anzuerkennen. Man hat ein gelegentliches Pauluswort, wo er sich in Gedanken an seine Vergangenheit als Christenverfolger den vornehmsten unter den Sündern nennt, zu einem Gesetz für alle Christen verdichtet und es dahin gebracht, daß auch die, welche im Grund vom Gegenteil überzeugt sind, und die harmlosesten Conventikelleute diese Redensart im Munde führen. Oder die Demut verdrehte man in Selbstunterschätzung, wie in dem Hundelied, das leider ein Paul Gerhardt seinem lateinischen Vorbild nachzudichten würdig gefunden hat:

> Herr ich will gar gerne bleiben
> Wie ich bin, dein armer Hund,
> Will auch anders nicht beschreiben
> Mich und meines Herzens Grund.
> Denn ich fühle, was ich sei;
> Alles Böse wohnt mir bei.
> Ich bin aller Schand ergeben,
> Unrein ist mein ganzes Leben.

Das ist natürlich eine Verirrung. Die wahre, ernstgemeinte Demut vor Gott und Menschen, welche die Größe des eigenen Unrechts aufrichtig, ohne Entschuldigungen eingesteht und nicht versucht, mit allerlei geistigen Narkotika leichtfertig darüber wegzugleiten, sondern alle Konsequenzen mutig trägt, ist nicht entwürdigend; sie erfordert größere Tapferkeit, als der fälschlich Charakter genannte Eigensinn, der durch alles hindurch an dem einmal Begonnenen festhält und trotz besserer Einsicht seine Verirrungen verteidigt.

Wirkliche Frömmigkeit ist also nicht entwürdigend, ihre Gefühle ehren den, der sie im Herzen trägt. Sie brauchen aber die natürlichen Gefühle nicht zu verdrängen. Wenn uns Gott im natürlichen Leben unsere Aufgabe angewiesen hat, so sind uns auch keine Freuden und Schmerzen um die Angelegenheiten dieses Lebens verwehrt. Wie stark aber die eine religiöse Lebenshaltung begleitenden Gefühle auftreten und sich äußern, das ist niemals eine Sache der Frömmigkeit, sondern des Temperaments. Der Lebhafte kehrt sie mit großer Leichtigkeit hervor; der Phlegmatiker verschließt sie mehr in seinem Innern und es sind seltene gehobene Augenblicke innigster Gemeinschaft, wo er seine Vertrautesten einen Blick in sein Herz tun läßt. Dieser beschuldigt jenen der Sentimentalität und jener ist geneigt, diesem die Frömmigkeit ganz abzusprechen. Beide tun daran unrecht. Nur zweierlei ist aller wahren Frömmigkeit gleich zuwider: daß man seine religiösen Gefühle hervorkehrt, um von den Leuten gesehen zu werden, und daß man sie verbirgt, weil man sich ihrer vor den Leuten schämt.

Das Wort „Frömmigkeit“ mag man preisgeben, wenn es in Mißkredit geraten ist. Aber die Sache selbst wird durch Entstellung und Mißbrauch nicht ins Unrecht gesetzt; ich hoffe gezeigt zu haben, daß sie keinen, der sie erringen möchte, erniedrigt. Freilich, wir können bloß Vorurteile aus dem Wege räumen; der Entschluß, den Weg auch zu gehen, muß in jedem einzelnen Herzen reifen; es ist ein Weg, der eine ganze Kraft fordert, der aber auch aller Anstrengung wert ist.

R. Liechtenhan.

---

# Vom Tage.

## Sozialdemokratie, Religion und Kirche.

In Basel spielt sich in diesen Wochen eine recht interessante Episode der großen Auseinandersetzung zwischen „Kirche“ und sozialdemokratischer Arbeiterschaft statt. Es war eine zeitlang ziemliche Ruhe gewesen. Der sozialdemokratische „Vorwärts“ bringt zwar von Zeit zu Zeit, mit Vorliebe auf die Festtage, Angriffe auf das „Christentum“, die gelegentlich auch dem, der von dieser Seite her viel ertragen mag, weil er weiß, wie alles gekommen ist, über das Maß gehen. Aber viel Aufregung erzeugen sie gewöhnlich nicht. In einer Stadt, deren Pfarrerschaft zum guten Teil so stark sozialistische Farbe trägt, wie das in Basel der Fall ist, hat die Arbeiterschaft auch nicht viel Anlaß, gegen die „Kirche“ als solche aufzutreten, wenn auch die Praxis der Stadtmission und sonst allerlei an unserem kirchlichen und „christlichen“ Wesen den modernen Arbeiter nicht gerade für die Religion zu gewinnen vermag.

Da fiel vor kurzem ein Stein in die ruhigen Wasser und erzeugte ziemlich starke Wellenbewegung. Der Stein heißt Hr. Mietke aus Berlin. Als dieser Herr, der als Leiter der Ausstellung gegen den Alkoholismus vorübergehend hier weilte, vernahm, daß zwei hiesige Pfarrer, darunter der Schreiber dieser Zeilen, mit dem sozialdemokratischen Abstinentenbunde in Beziehungen stünden (wir waren ihm bei der Schaffung eines eigenen „Heims“ u. s. w. behilflich gewesen), da witterte seine klassenbewußte Seele schwere Pfaffengefahr. Er wußte einigen Genossen klar zu machen, daß dieses Verhältnis für den sozialdemokratischen Abstinentenbund der Ruin sein müßte. Ein öffentlicher Vortrag über „Weltschöpfung und Weltuntergang“ wurde veranstaltet, der mir leider entging, trotzdem die Pfarrer dazu besonders eingeladen worden seien. Seine Spitze war, wie mir zuverlässige Teilnehmer der Versammlung berichten, durchaus gegen die „Pfaffen“ gerichtet, die durch ihren Humbug das Volk verdummten. Natürlich mußte wieder der biblische Schöpfungsbericht, dieser arme Prügelknabe, besonders herhalten. Er wurde die „dümmste der

Mythologien“ genannt. Dieser alte Kohl wurde wieder einmal als neueste Weisheit den Arbeitern vorgetragen, aber mit einer Zungenfertigkeit, der es am Applaus der zahlreichen Hörer nicht fehlen konnte.

„Seht ihr“, höre ich hier diejenigen Pfarrer und Nichtpfarrer rufen, denen es eine Freude zu bereiten scheint, wenn sie wieder einmal glauben beweisen zu können, daß die Sozialdemokratie gottlos sei, das Heilige verhöhne (als ob sie 1. Kor. 13, 4—7 nie gelesen hätten), „seht ihr, so sind diese Leute. Haben wirs nicht gesagt?“

Ich könnte darauf mit einer Gegenfrage antworten: „Wer ist daran schuld?“ Aber das ist nicht nötig. Höret nur weiter, ihr ungläubigen Gläubigen!

Gegen Herrn Mietke erhob sich heftige Opposition aus sozialdemokratischen Kreisen selbst. Sogar der sehr radikale hiesige Arbeitersekretär Grimm sah sich veranlaßt, ihn an den Unterschied zwischen Religion und Kirche zu erinnern. Es wurde auch bemerkt, daß der biblische Schöpfungsbericht von der Mehrzahl unserer Pfarrer denn doch nicht mehr als naturwissenschaftliche Wahrheit gelehrt werde. Herr Mietke, über diese unerwartete Opposition offenbar erstaunt, erklärte, sie beweise ihm nur, daß er richtig „ins schwarze Nest“ getroffen habe. Man müsse sich Leute, die so redeten, zweimal anschauen, ob sie auch richtige Genossen oder nur bewußte oder unbewußte Verbündete der Bürgerlichen seien. Die liberalen Pfarrer, die man ihm entgegen gehalten hatte, seien die schlimmsten.

Soweit Herr Mietke aus Berlin. Und zehn oder zwölf Tage später hielt Regierungsrat Wullschleger aus Basel im hiesigen Grütliverein Großbasel einen Vortrag über „Sozialdemokratie, Religion und Kirche“. Er war nicht als Antwort auf Herrn Mietke gedacht, sondern schon lange vorher geplant. Da hätte ich nun alle Pfarrer und alle Arbeiter darin haben mögen. Es war eine völlige Erquickung, wenn auch nicht gerade eine Ueberraschung, zu vernehmen, was dieser weitsichtige, hochgeachtete Staatsmann über Fragen zu sagen wußte, die sonst unseren Politikern nicht viel zu schaffen machen. Er zeigte, wie die Sozialdemokratie an ihrem sozialen Kampf so genug habe, daß sie nicht noch nebenbei die ethischen und religiösen Probleme lösen könne. Strikte Neutralität sei hier für die Partei als solche das einzig Richtige, natürlich nur so weit, als Kirche und landläufiges Christentum diese der Sozialdemokratie gegenüber auch bewahrten. Die Pfaffenfresserei, ein Erbteil des Liberalismus, sei ebenso blöde als fruchtlos, ja sie stärke den angegriffenen Gegner; sei auch im Grunde selbst Pfaffentum. Religion und Kirche seien vor dem Kapitalismus dagewesen und würden ihn überdauern. Die religiösen Fragen würden nach eingetretener Lösung der sozialen sehr wahrscheinlich wieder mit vermehrter Kraft die Gemüter bewegen. Es sei eine Versündigung an der Partei selbst, Leute vor den Kopf zu stoßen, die für die Arbeitersache, einmal dafür gewonnen, das Leben ließen. Er machte den deutschen Genossen klar, daß sie mit den Verhältnissen im Reiche

draußen vor Augen bei uns oft gegen Dinge kämpften, die nicht existierten. Ueber das Wesen der Religion, die verschiedenen Gestalten, die sie annehme, die Gründe der Opposition dagegen (die selbst oft auch Religion sei!), die Pfarrer, das Christentum, wurde so gerecht, tief und kraftvoll gesprochen, daß kein Pfarrer es besser gekonnt hätte. Der Vortrag soll im Druck erscheinen und es ist zu hoffen, daß er vielen in beiden Lagern die Augen öffne. Hinter Wullschleger steht das Gros der schweizerischen Arbeiterschaft. In der Versammlung fand er keinen Widerspruch, wohl aber großen Beifall und Zustimmung. So auch die beiden Pfarrer, die sich an der Diskussion beteiligten.

Herr Mietke soll in Bälde noch einen Vortrag halten, diesmal über „Kirche und Kapital", Herr Regierungsrat Wullschleger das Korreferat dazu!

Diese Episode scheint mir für den ganzen Kampf, wie er sich auf schweizerischem Boden gestaltet, typisch zu sein. Die schweizerische Arbeiterschaft hat von sich aus wenig Lust zu Kirchenfeindschaft und Pfaffenfresserei in größerem Stil. Das beweist auch die Haltung des „Grütlianers". Sie weiß, daß ihr die Kirche nicht viel zu leide tut, eher umgekehrt. Den deutschen Genossen aber ist dieses Stück vielfach fast wichtiger als der soziale Kampf. Die deutschen Arbeiterbildungsvereine sind überall Herde des Pfaffenhasses. Wo ein Arbeiter mit einem Pfarrer nur von ferne Beziehungen hat, ist er ein „Pfaffenbruder". Das muß seine Ursachen haben. Wir wollen nicht Pharisäer sein, aber wir können uns der Tatsache nicht verschließen, daß die deutsche evangelische Kirche in dieser Beziehung eine schwere Schuld auf dem Gewissen hat. An ihren Folgen müssen wir mit leiden. Nicht daß wir von Natur besser wären, aber unsere politischen und kirchlichen Verhältnisse waren eben zum Teil seit der Reformation freier, volkstümlicher. So lange die „Kirche" im Reiche draußen nicht eine andere wird, als sie sich neuerdings wieder im Fall Korell gezeigt hat, haben auch wir einen schweren Stand. Das ist auch ein Beispiel der großen Solidarität der Schuld und des Leidens, die in Gottes Welt herrscht.

Auf die deutschen Arbeiter soll ja kein Stein geworfen werden. Ich habe in der letzten Woche zweimal Gelegenheit gehabt, drei bis fünf Stunden lang in einem Kreise, der aus deutschen und schweizerischen Arbeitern zusammengesetzt war, über diese Dinge verhandeln zu hören und selbst daran teilzunehmen. Es war für mich einfach erhebend. In welchen Kreisen der bürgerlichen Politiker möchte man wohl einer solchen Sache fünf Sonntagnachmittagstunden widmen? Und welch ein nobler Ton, bei aller Unbeholfenheit des Ausdrucks, welche Achtung vor einer andersartigen Ueberzeugung! Ein Führer der hiesigen Sozialdemokratie, ein geborener Reichsdeutscher, las den von der Pfaffenangst angefressenen Genossen in einer von hohen Gesichtspunkten getragenen Rede den Text so scharf als man nur wünschen konnte. Und diese Genossen selbst, was für ernsthafte, erfreuliche Menschen!

Das sind Wahrheitssucher, Gottsucher auf ihre Weise. In ihrem Pfaffenhaß lebt etwas vom Zorne Jesu gegen Pharisäer und Priester. Sie haben zum Teil mit der „Kirche" traurige Erfahrungen gemacht; sie haben sie überall als Gegnerin kennen gelernt und doch sagt ihnen ein Rest alter Liebe, daß sie eigentlich auf ihrer Seite stehen müßte. Und wer ist schuld daran, daß ihr Bildungs- und Aufklärungshunger bei Häckel Befriedigung sucht? Daß das Wissen ihnen nur in Gestalt der Religionsfeindschaft bekannt wird? Wer?

Die Kirchen- und Religionsfeindschaft eines Teils der Arbeiterschaft ist größtenteils Schuld der Kirche und des „Christentums". Sie ist ja für diese heilsam, sie rüttelt auf, aber Schuld bleibt sie doch. Ganze Berge von Sünde und Mißverständnis stehen nun in dieser Beziehung zwischen diesen Menschen, die uns doch so nahe angehen, und uns — Berge, die nur Gottes Hand bewegen kann. Das hindert nicht, daß wir unsere Pflicht tun. Schwer ist die Aufgabe, groß aber auch die Macht eines reinen Willens, der das Leiden nicht scheut. Worin die Aufgabe eigentlich besteht — jedenfalls nicht in der Gewinnung der Arbeiter für die „Kirche" oder eine formale religiöse Theorie! — darüber werden wir noch viel nachdenken und reden müssen.

Die sozialdemokratische Arbeiterschaft der Schweiz kann, rein politisch betrachtet, nichts Törichteres tun, als jetzt noch einen Kampf gegen „die Religion" zu eröffnen, nachdem sie schon am Widerspruch gegen die nationalen Gefühle schweren Schaden gelitten. Wer in diesem Kampfe der Stärkere ist, das ist schon heute ganz klar. Es ist also nicht Angst für die „Religion", die uns in dieser Auseinandersetzung treiben muß. Es handelt sich für uns aber nicht um eine Frage der Macht, sondern um Gottes Sache und die Seele des Volkes. Helfen werden uns nur große Gedanken und die entsprechenden Taten.

L. Ragaz.

---

# Was die „Frommen" nicht verstehen.

Wilfred Monod, einer der Vorkämpfer des religiösen Sozialismus in Frankreich, schreibt am Schluß einer Besprechung von Kutters „Sie müssen" in der „Revue du christianisme social":

„Der Verfasser betont mit Nachdruck, daß der Mammon in der Kirche regiere. Neulich erhielt ich hiefür einen eigentümlichen Beweis. Ein religiöses Blatt druckte eine Seite aus meiner Predigtsammlung „l'évangile du royaume" ab. Ich hatte dort in einer Predigt „témoignage biblique" geschrieben: „Jesus versichert uns: ohne mich könnt ihr nichts tun; und siehe, täglich unternehmen wir, und zwar mit Erfolg, Dinge, die wir ohne ihn zu Stande bringen, wie Geld verdienen und schweigend den schmählichen Ungerechtigkeiten zusehen, die Europa ins Verderben stürzen." Das religiöse Blatt gab diesen Passus wieder, unterschlug aber in aller Stille die Worte: „wie Geld verdienen". Ich befragte den Leiter des Blattes darüber. Er gestand mir zu, die Streichung sei absichtlich geschehen; man hätte sie in den sehr frommen und orthodoxen Kreisen doch nicht recht verstanden, in denen man für die Bekehrung der Welt durch die Bibel viel Geld ausgebe." R. L.

---

# Umschau.

## Aus der sozialen Arbeit.

**Sozialer Fortschritt.** Der „Sozialen Rundschau“ in der letzten Nummer von „Evangelisch-sozial“ entnehmen wir folgende Mitteilungen: Der energische Aufschwung der Sozialpolitik in England hat u. A. zwei wichtige Errungenschaften gebracht: Ein Berufsvereinsgesetz, das den Arbeitern das Recht des Streikpostenstehens garantiert und die Einwirkung auf andere Personen zur Förderung eines Arbeitsstreites (Streik oder Aussperrung) für straflos erklärt; ferner ein Gesetz über Speisung hungriger Schulkinder, das die bisher von einzelnen Gemeinwesen geübte Praxis national regelt. In Deutschland liegt diese soziale Wohlfahrtseinrichtung noch in den Händen der Kommunalverwaltungen; sie macht aber entschiedene Fortschritte; das heilsame Verbot der Beschäftigung der Kinder vor Schulanfang hat viele Kinder des Frühstücks beraubt; da tut Abhilfe dringend not.

Die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit durch Abgabe von Kindermilch und Prämien an stillende Mütter hat schöne Erfolge aufzuweisen. Freiburg i. B. konnte konstatieren, daß von den Kindern, deren Mütter Stillprämien erhielten, bloß 2,36 % im ersten Vierteljahr starben, gegenüber einer Gesamtsterblichkeit von 6,5 % der unter 1/4jährigen Kinder.

Aus dem Gebiet der Bekämpfung des Alkoholismus sei erwähnt, daß verschiedene Betriebe in ihrem Umfang den Flaschenbierhandel mit Erfolg verboten haben. In der Ilseder Hütte, die dieses Verbot schon vor vier Jahren erließ, kamen früher 130 Unfälle im Jahr vor, seither nur noch 57. Unter den Arbeitern der kaiserlichen Werft in Kiel waren bisher die „Alkohol-Geburtstagsfeiern“ von der Werftleitung vergeblich bekämpft worden; nun aber wurden sie durch die Leitung der sozialdemokratischen Metallarbeitergewerkschaft beseitigt.

Schöne Fortschritte sind die 600 neuen Tarifverträge zwischen Unternehmern und Arbeitern, die das Jahr 1906 gebracht hat. Besonders ist zu begrüßen, daß zwei solche Tarife auf dem Gebiet der Heimarbeit zustande gekommen sind und Lohnerhöhungen bis zu 50 % gebracht haben. Die Heimarbeitausstellung von 1905 in Berlin, welche die grauenhaften Verhältnisse auf diesem Gebiet an den Tag gebracht hat, fängt an zu wirken; weitere Ausstellungen sind geplant, so auch in Bern. Leider ist es aber noch nicht zu gesetzgeberischer Arbeit auf diesem Gebiete gekommen.

**Kirche und soziale Frage.** Nr. 1/2 von „Evangelisch-sozial“ bringt wieder einige Berichte über religiöse Debatten mit kirchen- und religionsfeindlich gesinnten Vertretern der Sozialdemokratie, bei Gelegenheit des Wahlkampfes und auch sonst. Namentlich die sächsische „evangelisch-soziale Vereinigung“ ist in diesem Punkte sehr rührig. Ihre Mitglieder boten sich teils selbst zu Vorträgen an, teils meldeten sie sich in der Diskussion zum Worte, um religionsfeindlichen Vortragenden zu widersprechen. Ein Berichterstatter sagt zum Schluß: „Und die Wirkung dieser ganzen Arbeit?

Lauter Beifall wird uns nicht zu teil, wohl aber starkes Interesse. Ich hatte oft das Gefühl, als wollten einen die Leute mit den Augen aufessen. Den Kollegen, die uns halb spöttisch, halb mitleidig als Schwärmer, als „gute Kerle, aber unklare Köpfe" bedauern, oder die zu ängstlich sind, wünsche ich etwas von der herzlichen Freude, die wir bei diesen Ausflügen in ein neues Land empfangen. Denn wir haben nach kurzer Zeit gemerkt, daß wir auch hier Empfangende sind. Wir sehen die Sehnsucht und die Stumpfheit des Volkes unmittelbar und erproben das, was wir gelernt haben und das, was in uns lebt, in offener Rede und Gegenrede." Die Vereinigung hat auch bei Gelegenheit des Wahlkampfes eine Protestresolution erlassen gegen alle Versuche kirchlicher oder evangelischer Gruppen, die christliche Religion für antisozialdemokratische Parteipolitik in Anspruch zu nehmen. Das war angesichts der herrschenden Stimmung eine Tat.

**Mutterschaftsversicherung.** Frankreich ist wegen seines geringen Nachwuchses darauf bedacht, die Sterblichkeit der Säuglinge möglichst zu reduzieren, obschon sie schon jetzt bloß 12,6 % beträgt gegenüber 20 % in Deutschland. Ein Mittel hiefür ist die von einem Industriellen Felix Toussineau gegründete Mutterschaftsversicherung (mutualité maternelle). Die Versicherten zahlen jährlichen Beitrag von Fr. 3.— und erhalten nach ihrer Entbindung Fr. 48.— in vier wöchentlichen Raten, nebst 10 Fr. Prämie, wenn sie selbst stillen; ferner unentgeltlichen Rat in Säuglingspolikliniken und billigen Bezug chemisch kontrollierter Kindermilch. Es ist diesem Institut auch gelungen, die Säuglingssterblichkeit wesentlich zu reduzieren. In sieben Vorstadtgemeinden von Paris kamen im Jahre 1905 im ganzen auf 2917 Geburten 349 Säuglingssterbefälle = 11,9 %, aber unter den 662 Kindern, deren Mütter versichert waren, starben bloß 21 = 3,1 %. Gespiesen wird die Versicherung neben den Beiträgen der Versicherten aus privaten und öffentlichen Unterstützungen; zahlreiche Industrielle und öffentliche Verwaltungen versichern ihre weiblichen Angestellten selbst.

Auch Länder, welche nicht in der traurigen Lage von Frankreich sind, haben ein Interesse an der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und können sich von Frankreich den Weg weisen lassen.
(Nach der „Hilfe".)

**Studentische Arbeiterbildungskurse.** Von England aus ist die Bewegung für solche Kurse auch nach Deutschland gedrungen. In Nr. 5 der „Hilfe" wird von den Kursen berichtet, die von Studenten der technischen Hochschule in Charlottenburg eingerichtet worden sind. Aeltere Arbeiter und Arbeiterinnen, die dem Fortbildungsschulalter entwachsen sind, nehmen daran teil. Unterrichtsgegenstände sind: Deutsch, Rechnen, gewerbliche Buchführung, Algebra, Geometrie, Mechanik, Physik, Zeichnen, Arbeiterversicherung. Politische und religiöse Themata sind ausgeschlossen, damit die unterrichtenden Studenten nicht in Versuchung kommen, sich auf diesen Gebieten irgendwie vorzeitig festzulegen. Die Unterrichtsmethode vermeidet möglichst den gelehrten Vortrag. Dem Kursleiter stehen eine Anzahl Uebungsleiter zur Seite, welche den Kursteilnehmern bei den praktischen Uebungen helfen. Die Uebungsaufgaben (Aufsätze, Briefe, Rechnungen 2c.) werden möglichst dem praktischen Leben entnommen. Die niedrige Gebühr von 50 Pfennig im Semester pro Kurs wird dadurch ermöglicht, daß sich die Studenten für den Unterricht nicht bezahlen lassen. Neben den eigentlichen Kursen gehen auch Vorträge über kleinere Gebiete, Exkursionen in gewerbliche Betriebe, Museen, gemeinsame Theaterbesuche her, Feste und Unterhaltungsabende wollen wahre Geselligkeit pflegen. Auch mit Turnspielen ist begonnen worden. Die Erfolge der Charlottenburger Studentenschaft haben schon zur Nacheiferung gereizt, so in Breslau, Berlin und Straßburg; an anderen Universitäten ist die Sache in Vorbereitung.

**Bildung. — Vorenthaltene Wissenschaft.** In Nr. 5 der „Hilfe" schreibt Pfarrer Traub aus Dortmund: „Wir saßen zusammen und sahen treffliche Bilder über die Entwicklungsgeschichte des Menschen. Unser Dienstmädchen war auch dabei. Ihre Augen wurden groß und weit; sie verschlang geradezu diese Geschichte, die von der Zelle erzählt wurde. Endlich sagte sie ganz beklommen: „Warum sagt man uns das in der Schule nicht?" Ich wußte nichts zu ant-

worten. Ein andermal war ich geladen zu einem Vortrag im Freidenkerverein. Dort sollte geredet werden über dieselbe Sache. Man sah sie alle: Koralle, Krebse, Lanzettfischchen, Ratten, Eidechsen, Affen, Menschen. Aber nicht das interessierte mich, sondern die andächtig lauschende Schar dicht aneinander gepreßter Menschen. Sie saßen kaum, sie standen zu Hunderten, und nicht eine Stunde, sondern zwei und drei. Mit gieriger Aufmerksamkeit sahen sie zu, wie da vorn auf der Leinwand die Wissenschaft zu ihnen von den Wundern des Lebens in Lichtbildern redete. In keiner Kirche würden sie sich so gedrängt haben; in keinem religiösen Vortrag hätten sie stundenlang zugehört. Aber hier lockte die vorenthaltene Wissenschaft, und sie kamen, müde von der Arbeit und dem Bureau und lauschten lange. Und ich fragte mich wieder: Warum sagt man das dem Volk in der Schule nicht? Ja, warum nicht? Eine Antwort gibt es es darauf nicht; höchstens entschuldigt man. Man sagt: das ist nichts für die Masse; das zerstört den Sinn für Kirche und Religion; das macht so viele Stützen wankend, die bisher fest standen. Aber dabei bedenkt man gar nicht, daß die Wahrheit doch immer ihren Weg sicher findet, um zu den Menschen zu kommen, die sie lieb hat. Ja, Staat und Kirchen, alle Hüter der Ordnungen würden zu ihrem eigenen Besten handeln, wenn sie der Wahrheit das Gefährliche nehmen würden. Wo sie nämlich auf verborgenen Pfaden kommen darf und nur geheim gefeiert ist, da wird ihr Antlitz so traurig erregt. Die Menschen aber erbarmen sich ihrer und fangen an zu grollen und zu hassen, weil sie nicht begreifen können, warum man die Wahrheit so betrübt. Es steigt das Mißtrauen in die Masse; sie fürchten, daß man ihnen das Beste nicht geben will. So wächst die Wahrheit zum Märtyrer nnd man säet damit nur Sturm für das eigene Land, denn Wahrheit rächt sich.“ R. L.

---

## Aus letzter Stunde.

**Deutsche Reichstagswahlen.** Der Artikel über die deutschen Reichstagswahlen hat lebhaften Beifall und Widerspruch gefunden. Ich möchte ihn nur in einem speziellen Punkte nachträglich erläutern und ergänzen oder, wenn man will, korrigieren. Ich möchte ausdrücklich bemerken, daß es mir fern lag, die soziale Haltung der „Christlichen Welt“ im allgemeinen anzufechten. Wir sind ihr auch hierin, wie in vielen andern Dingen, zu großem Dank verpflichtet. Aber gerade weil wir dem Urteil Rades so hohen Wert beimessen, vermißten wir in dieser hochwichtigen Situation ein Wort von ihm, das die Dinge von hoher Warte aus beleuchtet hätte. Wir hätten von ihm gern ein Wort der Trauer darüber gehört, daß alles so kommen mußte. Es ist also ein kleiner Zwist unter Gesinnungsgenossen.

Inzwischen hat in der „Christlichen Welt“ die Verhandlung über das Wahlergebnis begonnen. Zuerst meldete sich ein typischer Nationalchrist, Martens, zum Worte, jubelte über die Stärkung des „nationalen Elementes“ (bedeutet etwa der Erfolg des Zentrums eine solche Stärkung? Ist übrigens Stärkung des Nationalismus etwas, was Jesu Geist entspricht?), wiederholt die alte Festredephrase von den „heiligsten Gütern“, die die Sozialdemokratie bedrohe (wie sind diese heiligsten Güter bei den übrigen Deutschen aufgehoben?), und empfiehlt nun zu ihrer „innerlichen Ueberwindung“ — größere Freundlichkeit! Man kann sich jetzt, als Sieger, das ja gestatten! Wohl, wir wollen abwarten, wie dieses verblüffend einfache Mittel wirkt!

Dieser etwas bemühenden christlich-patriotisch-biedermeierischen Expektoration folgte aber auf dem Fuße eine flott geschriebene Entgegnung aus der Feder Theodor Schmidts, des Predigers der Brüdergemeine in Bern. Daran kann jedermann seine Freude haben. Die Sozialdemokratie, führt Schmidt aus, ist eben doch bis jetzt die einzige Vertretung der Arbeiterschaft, die von dieser anerkannt wird. Sie hat die Triebkraft der Sozialreform gebildet. An ihrer „Vaterlandslosigkeit“ ist wohl das deutsche Vaterland selbst schuld. Die „heiligsten“ Güter“ werden von ihr vielfach aus Bildungsmangel angetastet, wobei übrigens

zu bemerken ist, daß sie in ethischen Kämpfen (z. B. gegen Trunksucht und Unzucht) oft viel entschlossener auf der Seite des Guten stehen als die Bürgerlichen. Ueberwunden kann das Falsche an der Bewegung nur dadurch werden, daß wir ihr Wesen und ihr Recht ganz anders als bisher verstehen lernen. Gott steht hinter der Bewegung. — Wir wünschen diesem mutigen Worte starke Wirkung.

Ein **Streikgesetz** scheinen die Berner nun wirklich durchsetzen zu wollen. Der Entwurf dazu, der dem Großen Rate vorgelegt worden und auf den einzutreten nach großer Debatte beschlossen worden ist, charakterisiert sich als Ausnahmegesetz, geschaffen zum Schutz der Unternehmer gegen die Arbeiter. Das wird offiziell natürlich nicht zugestanden. Es handle sich nur um Schutz der Freiheit der „Arbeitswilligen". Um ein schönes Wort ist man nie verlegen, wenn es gilt, egoistische Motive zu verdecken. Wer den Erfolg des Streikens erschwert, ohne gleichzeitig die Aussperrungen und andere Unternehmerkampfmittel zu treffen, nimmt einseitig gegen die Arbeiter Partei. So wird von bürgerlicher Seite her „Klassenkampf" getrieben. Und dann wundert man sich oder stimmt pharisäische Klagen an, wenn die Verbitterung wächst! Wir wollen hoffen, daß der von den Christlich-Sozialen geplante Protest gegen das Gesetz zur Ausführung gelange.

Was übrigens die vielgerühmten „Arbeitswilligen" (vulgo Streikbrecher) betrifft, so sind sie, ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet, meistens gerade die arbeitsscheusten und minderwertigsten Elemente der Arbeiterschaft. Das weiß man in Arbeiterkreisen genau.

Der Staat hat ohne Ausnahmegesetze Mittel genug an der Hand, Gewalttat zu verhindern oder zu bestrafen. Er muß ja den Streikbrecher schützen, gewiß, aber sein Herz und sein Kopf müssen bei den Organisationen sein, denn nur sie helfen vorwärts, in gesunde Zustände hinein.

**Der sozialdemokratische Parteitag** in St. Gallen hat einen, vom rein politischen Gesichtspunkt aus betrachtet, befriedigenden Verlauf genommen. Die turbulenten Elemente erlitten eine eklatante Niederlage. Das Tadelsvotum gegen Brüstlein und Scherrer wurde abgelehnt und somit das Recht der freien Meinungsäußerung in der Partei gewahrt. Zur Ehre gereicht es der Partei, daß sie offizielles Eintreten für die Anti-Absinthbewegung beschloß. Die Tagung hat gezeigt, wie wenig die bürgerlichen Blätter im Rechte sind, wenn sie tun, als ob die schweizerische Sozialdemokratie von Hetzern und „vaterlandslosen Gesellen" regiert werde. —

Der Gegensatz zwischen den Gemäßigten und den Extremen ist allerdings nicht überwunden. Es ist auch bei den Extremen ein Recht (wenn auch nicht ein politisches), von dem einmal ausführlich zu reden sein wird.

**Die Streikbewegung in der französischen Schweiz,** die zu schweren Unruhen, Militäraufgebot und beinahe bis zum Generalstreik auch in Genf und Neuenburg geführt hat, bedeutet einen Sieg der anarchistischen Elemente, die in den Gewerkschaften teilweise dominieren (weßwegen sie in Frankreich und Italien auch etwa Syndikalisten genannt werden). Das romanische Element hat in der sozialen Bewegung stets den Revolutionismus vertreten. Es entspricht das dem Temperament, aber auch der geschichtlichen Entwicklung dieser Völker. Die gegenwärtige Bewegung ist sehr bedauerlich und wird der Arbeitersache schwer schaden. Uns ist sie nur ein Beweis mehr dafür, daß uns nur geholfen wird, wenn ein neuer Geist in den Herzen aufbricht. Ihn müssen diese furchtbaren Krisen wecken. Die Not muß die Hilfe hervorrufen.

**Offene Kirchen.** In Nr. 11 des „Ref. Kirchenblattes" richtet Dr. E. Weiß, eine schon oft gemachte Anregung wieder aufnehmend, an die Kirchenbehörden die Bitte, die Kirchen (wie die Friedhöfe) auch an Werktagen dem Volke offen zu halten. Er begegnet sich darin mit einem Gedanken, den im zweiten Märzheft des „Kunstwarts" Langen vorträgt, der diese Oeffnung der Kirchen mit Darbietung religiöser Musik verbinden möchte. Das ist alles gut katholisch. Katholisch ist das ästhetisch-kultische Element, das in diesen Vorschlägen zur Ausdruck kommt, katholisch die Auffassung von „Gotteshaus" und „Gottesdienst." Nun soll uns zwar das Wörtchen „katholisch" nicht ein Knüttel sein, damit alles totzuschlagen, was nicht in das altgewohnte protestantische Schema paßt, aber gerade

in diesen kultischen Dingen hat nach unserer Ansicht der Protestantismus eine höhere Stufe der Wahrheit erreicht, von der wir nicht ohne schweren Schaden wieder herabsteigen könnten. Er entspricht ungleich besser dem, was die Propheten und Jesus unter Gottesdienst verstanden haben. Aesthetisch-kultischer Genuß ist nicht Religion im Sinne Jesu; die Kirche ist kein „Gotteshaus"; eine Tat des wirklichen Glaubens ist mehr wert als hundert „Weihestunden" in der Kirchendämmerung. Unser Gotteshaus ist größer geworden; wir wollen uns darin einzurichten, darin Gott zu finden und in ihm zu ruhen suchen. L. R.

---

# Religiös-soziale Zusammenkunft.

Die Unterzeichneten hatten sich im Herbst des letzten Jahres zu einer mehrtägigen pädagogisch-sozialen Konferenz zusammengefunden. Angeregt durch das treffliche Gelingen dieses Versuches und von der Ueberzeugung geleitet, damit einem bei vielen vorhandenen Sehnen entgegenzukommen, beschlossen sie, ihn auf breiterer Grundlage und mit etwas verändertem Zwecke zu wiederholen. Sie erlauben sich daher, Männer und Frauen aller Volkskreise, die von der Notwendigkeit einer sozialen Umgestaltung überzeugt und zugleich genötigt sind, diese Aufgabe mit ihrem religiösen Denken in Verbindung zu setzen, zu einer Zusammenkunft einzuladen, die am **17. und 18. April 1907** im „Künstlergütli" beim Polytechnikum in Zürich stattfinden soll. Es ist dafür folgendes Programm festgestellt worden:

1. Mittwoch, den 17. April, nachmittags 2 Uhr: Besprechung über „Sozialismus und Religion", eingeleitet durch Herrn Pfarrer J. J. Graf in Herrliberg.
2. Mittwoch, den 17. April, abends 8 Uhr: Besprechung über „Sozialismus und Pfarrer", eingeleitet durch Herrn Pfarrer E. Tischhauser in Seewis.
   Gemeinsames Abendessen à Fr. 1. 20.
3. Donnerstag, den 18. April, vormittags 8 Uhr: Besprechnng über „Arbeiter und Pfarrer", eingeleitet durch Herrn Pfarrer A. Reichen in Winterthur.
   Gemeinsames Mittagessen à Fr. 1. 50.

Anmeldungen für Freiquartier sind bis zum 13. April an Herrn Pfarrer Dr. O. Pfister in Zürich zu richten.

Es handelt sich um eine klärende und stärkende Aussprache unter Gesinnungsgenossen, doch ist so wenig eine Festlegung auf ein spezielles soziales Bekenntnis beabsichtigt, als, wie schon die Namen der ersten Votanten und der Unterzeichneten beweisen mögen, auf theologische Richtung und kirchliche Parteizugehörigkeit Rücksicht genommen werden soll.

In der Hoffnung, daß von diesen Stunden gemeinsamen Suchens ein Anstoß zur religiösen und sozialen Vertiefung und Vorwärtsbewegung ausgehen möge, zeichnen

Achtungsvoll

**H. Bader,** Degersheim.
**L. Köhler,** Aeugst a./A.
**H. Kutter,** Zürich.
**R. Liechtenhan,** Buch a./J.
**O. Pfister,** Zürich.
**L. Ragaz,** Basel.
**L. Stückelberger,** Oberhelfenswil.
**E. Tischhauser,** Seewis i./P.

---

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

NEUE WEGE

# Von Recht und Unrecht des Kapitalismus.*)

Vom Kapitalismus soll geredet werden. Er ist der Herr der wirtschaftlichen Erscheinungen der Zeit und wer über soziale Dinge mit Verstand sprechen will, muß irgendwie von ihm ausgehen. Verstehen wir doch auch die geistige Signatur der Gegenwart am besten, wenn wir ihn als Schlüssel benutzen. Da ist denn unsere erste Frage von selbst gegeben: was verstehen wir unter Kapitalismus? Die Frage ist leider noch nicht überflüssig. Es gibt Leute, die gewiß über eine große Bildung verfügen, die sogar politische Zeitungen redigieren und es sich zur Aufgabe machen, von ihrem hohen Katheder herab die verwirrten Köpfe zu reinigen und speziell gegen die Sozialdemokraten zu schimpfen, und doch keine Ahnung haben, was Kapitalismus und folglich auch keine, was Sozialismus ist. Begegnet man doch sogar in diesen Kreisen nicht selten der Meinung, daß „Kapital" gleichbedeutend sei mit Privatvermögen und Kapitalismus also eine Wirtschaftsordnung, in der es Privatvermögen gebe. Oder man versteht unter Sozialismus eine Wirtschaftsordnung, in der kein Betriebskapital mehr nötig sei, wenn nicht gar das allgemeine „Teilen".

Wenn wir nun auch mit solcher Unwissenheit nicht rechnen, so ist es doch für eine richtige Verständigung und solide Grundlegung der Gedanken, auf die es mir ankommt, notwendig, die Frage aufzuwerfen, was wir denn unter Kapitalismus zu verstehen, welches die Merkmale seien, die ihn von andern Wirtschaftsformen unterscheiden, was sein innerstes Wesen, sein Sinn und Geist, seine Seele, wenn man beim Kapitalismus von einer Seele überhaupt sprechen darf.

---

*) Diese Ausführungen habe ich der Jahresversammlung der „christlich-sozialen Gesellschaften" der Schweiz, die letzten Winter in Basel tagte, als Gast (ich bin nicht Mitglied eines christlich-sozialen Vereins) vorgetragen. Nur ein kurzes Abschnittchen der Einleitung ist weggelassen worden. Der Aufsatz mag gerade in seiner skizzenhaften Form eine Einleitung bilden zu der Diskussion der sozialen Probleme in den „Neuen Wegen", die auf unserem Programm steht. D. V.

1.

Kapitalismus ist ein historischer Begriff. Als eine bestimmte geschichtliche Erscheinung ist er von andern zu unterscheiden und zu charakterisieren — wobei natürlich nicht vergessen werden darf, daß seine Geschichte noch nicht fertig ist.

Wir können Geist und Wesen des Kapitalismus am besten fassen, wenn wir von derjenigen Ordnung der wirtschaftlichen Dinge ausgehen, die vor ihm herrschte, jahrhundertelang sich gegen ihn sträubte und noch jetzt in bedeutenden Resten existiert: Es ist die Wirtschaftsform, deren ganzer Charakter durch das Handwerk bestimmt wird. Wir brauchen nur das Wort „Zunft" auszusprechen und sofort steht ein sehr deutliches Bild vor uns. Was war der Sinn der Zunftordnung? Daß jedes Glied der Gemeinschaft seine „Nahrung" habe. Es durfte nicht mehr produziert werden, als zur Deckung des Bedürfnisses der Gemeinschaft erfahrungsgemäß notwendig war. Damit war wie das Quantum des Produktes so auch die Zahl der Produzenten eingeschränkt, aber dafür auch jedem von ihnen der Absatz seiner Ware gesichert. Eine nennenswerte Konkurrenz gab es noch nicht. Der Handel, der selbst handwerksmäßige Art hatte, konnte sich schon wegen der mangelhaften Verkehrsmittel, denen ein sehr primitives Geld- und Rechnungswesen entsprach, nicht zu größeren Formen entwickeln.

Wir haben hier also eine Wirtschaftsform vor uns, die durch zwei Merkmale charakterisiert wird: 1. Das ganze Erwerbsleben ist nicht der Willkür der Einzelnen überlassen, sondern durch die Gemeinschaft geregelt; 2. es dient nicht dem Gelderwerb um seiner selbst willen, sondern dem menschlichen Bedürfnis. Denn — was diesen zweiten Punkt betrifft — so seltsam uns das heute erscheint, war weder des Handwerkers noch des Kaufmanns Sinn in der Weise, an die wir gewöhnt sind, auf Anhäufung von Geldvermögen gerichtet; das Geld war noch nicht der Herr aller Dinge, ja das Geldsammeln um seiner selbst willen wurde durch die kirchliche Moral, die u. a. im Zinsverbot der Kirche zum Ausdruck kam, geradezu als Wucher gebrandmarkt.

Von diesem Hintergrund hebt sich der Kapitalismus ab. Wenn wir von der kurz geschilderten Ordnung weg auf unsere Zeit blicken, so ist uns eigentlich schon klar, worin seine Eigentümlichkeit besteht.

Im 14. und 15. Jahrhundert ist er entstanden, vier bis fünf Jahrhunderte hat er bis zu seiner Mannesreife gebraucht. Seine Mutter war, wie es scheint, die Kolonisation, die Italien in der Levante betrieb, sein Vater der kaufmännische Geist, der in den italienischen Handelsstädten jener Zeit erwachte. Die Aufschließung der Welt, die in der Entdeckung und Besiedlung Amerikas gipfelte und Ströme Goldes in die alte Welt zurück leitete, gab ihm den ersten gewaltigen Schwung. Es entstand ein Weltmarkt, dem bald ein regerer Inlands-

markt entsprach. Damit war auf einmal die Nachfrage nach Handwerksprodukten und Handelsgütern gewaltig gestiegen und die alten Schranken der Produktion zu Hemmungen geworden, die zuerst faktisch und dann auch gesetzlich fallen mußten. Es wurde nicht mehr bloß so viel produziert, als das Bedürfnis einer bestimmten Gemeinschaft forderte, sondern so viel, als man nur konnte. Das Absatzgebiet ließ sich nicht mehr übersehen, es war also dem kaufmännischen Kalkül, der Spekulation, ein weiter Spielraum eröffnet. Es ergab sich auch von selbst, daß nun nicht mehr die Gemeinschaft die Produktion ordnen konnte. Diese mußte wenigstens teilweise auf privates Risiko stattfinden. Damit aber war der Konkurrenz die Türe geöffnet, die sich dann auch nach und nach zur Herrin der gesamten Produktion, ja zur Tyrannin der modernen Welt überhaupt auswuchs.

Mit der Wirtschaftsform änderte sich die Betriebsweise. Das alte Handwerk konnte den neuen Ansprüchen nicht mehr genügen. Es entstand zuerst die Manufaktur, die, auf dem Prinzip möglichst weitgehender Arbeitsteilung ruhend, eine größere Anzahl ehemaliger Handwerksmeister und Gesellen zu gemeinsamer Arbeit, Cooperation, verband und so ein Mittelglied zwischen der alten Werkstätte und der späteren Fabrik bildete. Damit hatte der Prozeß der Auflösung der alten handwerkerlichen Ordnung schon kräftig begonnen. Aber mit Riesenschritten ging er vorwärts, als die größte revolutionäre Kraft der letzten Jahrhunderte einsetzte: die Dampfmaschine, die Mutter aller späteren Maschinen, sie selbst das Kind der neuen Naturwissenschaft, deren Sonnenaufgang die Namen Bako, Deskartes, Newton, Galilei bezeichnen. Die Maschine erzeugt erst das Proletariat. Der Arbeiter, der sie bedient, ist nun nicht mehr Besitzer seines Werkzeugs, noch seines Arbeitsproduktes. Er ist Lohnsklave. Da die Maschine eine Masse handwerkerlicher Arbeitskraft mattgesetzt hat und dazu das Land große Scharen der Fabrik zur Verfügung stellt, werden die Bedingungen, unter denen das Proletariat in die Periode des Hochkapitalismus eintritt, trostlos genug. Wir kennen die Entwicklung ja: es beginnt eine unerhörte Beherrschung und Ausbeutung der Natur durch die von der Naturwissenschaft mit immer stärkeren und feineren Mitteln ausgerüstete Technik und Hand in Hand damit eine Umwälzung aller gesellschaftlichen Ordnungen, wie sie die Menschheit nicht einmal in den Tagen der Völkerwanderung erlebt hat; es entsteht jene rätselvolle Welt des Kapitalismus, die vor unseren Augen ist mit ihrem Arbeitsfieber und ihrem Genußdurst, ihrer Pracht und ihrem Jammer.

Versuchen wir nun zusammenzufassen, was sich aus dieser Skizze seiner Entwicklung für die ökonomische Charakteristik des Kapitalismus ergibt. Es ist klar, daß wir jetzt eine total veränderte Wirtschaftsordnung vor uns haben. Aus der Gemeinwirtschaft, die, wenn auch in einer loseren Form, durch die Zunftordnung repräsentiert wurde, ist die vollständige Privatwirtschaft geworden. Die Produktion ist durchaus der Willkür der einzelnen überlassen. Ihre Triebkraft

ist die Konkurrenz, also der wirtschaftliche Kampf aller gegen alle. Die Gemeinschaft macht immer weniger den Versuch, ordnend einzugreifen. Die Anarchie ist auf diesem Gebiete zum Prinzip erklärt. Die klassische Nationalökonomie behauptet allerdings, daß diese scheinbare Anarchie sich ganz von selbst zur besten aller wirtschaftlichen Welten gestalte. Denn aus dem Streit der verschiedenen Egoismen entstehe schließlich das, was der Gesellschaft am besten tauge. Das ist der Optimismus des laisser faire, der ganz dem Geist des 18. Jahrhunderts entspricht, den aber schon Carlyle mit allen Waffen des Pathos und des Hohnes bekämpfte. In Wirklichkeit bedeutet er den Verzicht des Menschen, diese Dinge seiner Herrschaft zu unterwerfen. Sie wuchsen ihm über den Kopf. Von ihm selbst geschaffen, wurden sie zuletzt ein Fatum, das allmächtig, geheimnisvoll und grausam über der Gesellschaft waltete.

Dieses Fatum hatte eigentlich doch einen bestimmten Namen, es hieß: Kapital. Denn das ist der zweite Unterschied, der den Kapitalismus vor allen andern Wirtschaftsordnungen kennzeichnet: nun dient der Erwerb nicht mehr dem deutlich vorliegenden Bedürfnis des Menschen, sondern ist Selbstzweck geworden. Es wird produziert ohne irgend welche Rücksicht darauf, ob jemand die Ware wirklich nötig hat, ob damit menschliche Wohlfahrt gesteigert wird oder nicht, es kommt nur auf das eine an, ob dabei Profit herausschaut oder nicht. Daß das Kapital sich möglichst rasch und mit möglichst großem Gewinn reproduziere, das ist das einzige Ziel dieser Wirtschaftsweise. Daher steigert sie in fieberhafter Weise die Ergiebigkeit und Feinheit der Produktionsmittel und bildet das Geld- und Rechnungswesen zu einem Meisterwerk der menschlichen ratio aus. Der Gelderwerb, weit entfernt davon, noch als schändlich zu erscheinen, wird zur Pflicht. Es erscheint als Unrecht, Geldsummen untätig liegen zu lassen. Die Welt kommt in einer Weise, wie das in der ganzen Geschichte noch nie dagewesen war, unter den Einfluß des Geldes. Es durchdringt das ganze Leben, auch das geistige, der neueren Gesellschaft. Das Sprüchwort, das früher einen mehr psychologischen Sinn hatte, bezeichnet nun einfach den Exponenten unserer Kultur: „Geld regiert die Welt."

2.

Das also ist der Kapitalismus, von dessen Recht und Unrecht wir reden wollen. Nun muß unsere Aufgabe aber noch näher begrenzt werden. Wir haben nicht eine ökonomische Abhandlung im Sinne. Unser Gesichtspunkt ist kultureller, ethischer und auch, wenn man will, religiöser Art. Wir fragen: Welche geistigen Werte hat der Kapitalismus geschaffen oder zerstört? Welche Möglichkeiten, oder welche Hindernisse für das sittliche und religiöse Leben hat er erzeugt?

Hat der Kapitalismus auch im geistigen Sinne Aktiva aufzuweisen? Die Frage erscheint für uns, die wir gewöhnlich mehr seine Schulden vor Augen haben, nicht überflüssig. Auch der entschlossenste Verteidiger der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung wird zwar seine ökonomischen Verdienste, die Steigerung des Volksreichtums vor allem, preisen, aber seine ethische Seite eher als partie honteuse betrachten. Und doch kann man sehr im Ernste davon reden.

Die ökonomischen Vorzüge der neuen Ordnung liegen allerdings auf der Hand. Die gewaltig gesteigerte Gütererzeugung und die noch großartigere Verbesserung und Vermehrung der Verkehrsmittel, die ihr Werk sind, haben nicht mehr und nicht weniger getan, als den Hunger besiegt, der sonst der Völker wohl immer mehr Herr geworden wäre. Die romantische Stimmung, die die Maschine als eine Zerstörerin der guten alten Zeit, ein Stück Teufelswerk haßte, oder doch keine Freude an ihr haben konnte, hat nur wenige Vertreter mehr. Die moderne industrielle Entwicklung mußte kommen und wird also gut sein. Die kapitalistische Technik — das Wort im weitesten Sinn verstanden, sodaß es auch die ganze Betriebsweise umfaßt — hat uns eine Ausnützung der Güter und Kräfte der Erde, eine Herrschaft über die Natur gebracht, die frühere Zeiten nur im Märchen kannten und sie verspricht noch viel Größeres.

Damit aber sind wir schon mitten in der Ethik. Denn Herrschaft des Geistes über die Natur (die in uns und die außer uns) ist ja das A und O aller Ethik. Diese Herrschaft des Geistes über die Materie hat der Kapitalismus einmal dadurch vermehrt, daß er die materiellen Grundlagen höherer Geisteskultur zum Teil erst geschaffen, zum Teil mächtig gesteigert hat. Kunst, Wissenschaft, allgemeine Bildung, Schönheit und Feinheit des Lebens sind, wenigstens in bestimmten Formen, nicht ohne eine gewisse Fülle der Kulturmittel denkbar. Aber wichtiger ist ein anderes: er hat, wie mir scheint, die Macht und Energie des Menschengeistes gehoben. Es war ja auch vorher Kraft da und in manchen Formen größere als jetzt, aber diese Kraft war vielfach wild und ungezügelt. Sie vertobte sich in Krieg und sinnlicher Rohheit. Dem gegenüber hat die industrielle Periode dem Geist mehr Konzentration gegeben, indem sie ihn an stetige, schwere Aufgaben band, ihn in gleichmäßiger Arbeit schulte. Was für eine Summe von Wagemut, Scharfblick, vorwärtsdrängender Tatkraft und ruhig wartender Geduld erfordert nicht die Leitung eines bedeutenden Handelshauses oder einer großen Fabrik! Die industrielle Arbeit erzog so Menschen, die imstande sind, weitausschauende Pläne zu entwerfen und beharrlich an ihrer Ausführung zu arbeiten, auch wenn erst die Urenkel die Vollendung schauen werden, Männer, die mächtige Organisationen schaffen und leiten können. Sie hat so den Menschentypus entschieden ins Große fortgebildet. Die Anlage und Ausführung einer transafrikanischen, transasiatischen Bahn braucht einen stärkeren Willen als

eine Feldschlacht oder ein Kreuzzug. Zwar hat auch das Mittelalter seine Riesendome gebaut, aber wie oft ließ es sie unvollendet und wie sprunghaft war die Arbeit! Die Bezwingung der Alpenkette durch einen Gotthard- oder Simplontunnel in fünf bis acht Jahren ist mehr. Aus dem Maschinenzeitalter ist ein stählerner Wille emporgewachsen, der mit Mirabeau sprechen möchte: Impossible? Ne me dites jamais ce bête de mot! Wenn diese konzentrierte Macht des Geistes, die bis jetzt auf dem Gebiete der Technik und Oekonomie ihre Wunder getan, sich einmal der sittlichen Naturbeherrschung zuwenden, dem Gottesreich dienen wird, dann werden wir Größeres erleben. Und wir haben davon schon einiges erlebt!

Diese Energie ist zunächst allerdings der Arbeit zugute gekommen. Der Kapitalismus bedeutet auch in ethischer Beziehung eine neue Epoche in der Geschichte der Arbeit. Es beginnt mit ihm in gewissem Sinne erst recht das Reich der Arbeit. Es wurde jedenfalls unvergleichlich mehr gearbeitet als früher. Das bleibt trotz aller Verkürzung der Arbeitszeit und aller Streike wahr. Gerade das vielgepriesene alte Handwerkertum war doch auch recht oft Faulenzerei und Verlotterung. Davon redet noch heute ein jeder Kasten, der uns vom Schreiner zwei Monate nach Ablauf der vereinbarten Frist geliefert wird. Es wird aber in mancher Hinsicht sogar besser gearbeitet als früher. Daß alle Produktion technisch so rationell als möglich sei, gehört ja zu den wesentlichen Charakteristiken der ganzen Wirtschaftsweise. So fordert es schon die Konkurrenz. Es wird vor allem exakter gearbeitet. Die feineren Maschinen erfordern große Aufmerksamkeit, wache Intelligenz. Darin liegt ein nicht gering anzuschlagendes Stück sittlicher Zucht. Gerade die in vieler Beziehung so nachteilige Spezialisierung der Arbeit birgt doch auch die Nötigung zu größtmöglicher Vollendung in dieser Spezialtätigkeit in sich und das ist ein Stück Treue. Ein solches und dazu eine Erziehung zur Ordnung, liegt auch in der früher unbekannten kaufmännischen Genauigkeit. Sogar das schöpferische Moment, das durch die Maschine aus der Arbeit ausgeschaltet schien, kehrt auf einem Umweg wieder. Es wirft sich nun auf das Arbeitswerkzeug, die Maschine selbst. Diese unaufhörlich zu verbessern, durch neukonstruierte zu ersetzen, ist der fieberhafte Drang der Periode. Sie erzeugt die Entdecker und Erfinder. Und endlich scheint mir der Bund der Arbeit mit der Wissenschaft sehr bedeutungsvoll zu sein. Er kommt mir wie eine Verheißung vor, daß noch einmal alle gottgegebenen Kräfte sich vereinigen werden, um das Menschen- und Gottesreich zu schaffen.

Noch ein anderes kostbares Gut hat der Kapitalismus vermehrt, die Freiheit. Das klingt erstaunlich und doch geschah es nicht rein zufällig, daß er mit dem Liberalismus Hand in Hand ging. Die alten gesellschaftlichen Formen: Zunftzwang, Handelsordnungen, Schutzzoll, ständische Gliederung der Gesellschaft, Beschränkung der Niederlassungsfreiheit, schützten zwar teilweise den einzelnen, engten ihn aber

auch ein. Sie erzeugten viel kleinliches, hochmütiges, schimmliges Spießbürgertum. Die Welt ist glücklicherweise weiter geworden. Schon die Ersetzung des Naturallohnes durch den Geldlohn bedeutete eine große Emanzipation. Das Geld ist beweglich und macht beweglich. So oft auch diese Freiheit für den Arbeiter nur eine Freiheit des Hungerns ist, so bedeutet sie doch einen Fortschritt. Sie waren doch von der Abhängigkeit des alten Handwerkerdaseins erlöst. Es ist bezeichnend, daß der moderne Arbeiter im ganzen lieber in der Fabrik, im Großbetrieb, tätig ist, als beim Kleinmeister. Der Lohnvertrag war doch ein Stück Gleichheit. Es wurden überhaupt dem Kind dieses Zeitalters mehr Berufs- und Lebensmöglichkeiten geboten und so die geistige Spannkraft vermehrt. Selbst die freie Konkurrenz, die Tyrannin, forderte doch zum Ringen mit ihr auf und erzeugte frischen Wagemut. So steigen aus dem Maschinenzeitalter doch Freiheit und Wert des Individuums gestärkt empor.

Mehr als die Freiheit gilt uns aber wohl die Gemeinschaftspflicht, die Solidarität. Auch hier hat der Kapitalismus seinen Beitrag geliefert. Er hat Arbeitsgemeinschaften geschaffen, wie man sie vorher nie gesehen hatte. Er lehrte die Menschen, miteinander zu arbeiten und zwar nicht nur einer neben dem andern, wie in den Sklavenwirtschaften der antiken Welt, sondern in einem komplizierten Organismus, wo der Einzelne sich dem Sinn des Ganzen einordnen, ein Glied dem andern dienen und alles zusammen stimmen muß. Was für eine Welt ist nicht ein Stahlwerk oder ein Baugeschäft großen Stiles! Welch ein Geist des Herrschens und des Dienens muß sich hier entfalten! Der Kapitalismus hat die Menschen in großem Stile sich organisieren gelehrt — das bedeutet mehr als wir aussprechen können! Er hat die Völker und Erdteile einander näher gebracht; denn er hat, wie wir schon bemerkt haben, die Verkehrsmittel der Neuzeit geschaffen. Er ist international. Seine Beziehungen umfassen die ganze Erde. Für den Basler Bankier ist das, was in New-York oder Yokohama vor sich geht, meistens wichtiger, als was auf dem Rathaus am Marktplatz verhandelt wird. Auch die Kartelle, Syndikate, Truste gehören in die Reihe dieser Erscheinungen. Es sind alles Formen einer neuen Organisation der Menschenwelt, äußere Formen, die jetzt dem Mammon dienen, die aber, wer weiß, noch einmal offenbar, im geheimen aber schon jetzt, Gott dienen.

Damit habe ich, wie schon wiederholt, das Größte angedeutet, das diese Revolution gebracht hat: Hoffnung. In den stabilen Formen der früheren Gesellschaftsordnungen schienen gewisse menschliche Zustände natürliche oder göttliche Notwendigkeit zu sein. Not und Erniedrigung galten als eine Art Fatum. Da kam eine geschichtliche Macht und wälzte im Laufe von einigen Menschenaltern nicht nur die sozialen Verhältnisse, sondern die ganze Kultur vollständig um. Damit ist den Menschen so recht deutlich gezeigt worden, daß die bestehenden Ordnungen nicht unabänderlich sind. So ist aus dem

Schooße der großen Zerstörung der alten Welt die Hoffnung auf eine neue, bessere Welt erwachsen und hat sich mit dem durch die Entwicklungslehre hervorgerufenen sieghaften Fortschrittsglauben verbündet. Der Kapitalismus hat eine *Unruhe* in die Welt gebracht, die nur mit der Geburt einer neuen Kultur endigen kann.

3.

Das wäre das Recht des Kapitalismus oder wenigstens ein Stück davon. Denn wir haben lange nicht alles gesagt, was zu sagen wäre. Vielleicht ist es manchem vorgekommen, als ob ich einen wahren Hymnus auf ihn gesungen hätte. Das mag ja sein und er ist sogar von Herzen gekommen. Es ist mir tröstlicher, wenn Arbeit und Kampf einer ganzen Geschichtsperiode auch für die Menschheit wertvolle Güter geschaffen haben, als wenn sie nur Fluch und Jammer erzeugt hätten. Wir wollen dem Kapitalismus alles Recht geben, das er haben kann.

Aber — und es folgt nun ein großes Aber — all das Gute, das wir ihm nachgerühmt haben, *hat er nicht mit Willen und Absicht getan*, er ist von dem Sinn, der die Geschichte beherrscht, als Werkzeug benutzt worden, so wie überall in Gottes Welt das Böse dem Guten dienen muß und war also „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Er selbst ist seinem eigentlichen Wesen nach *böse*; er ist die Unsittlichkeit selbst. Das ist zu beweisen.

Ganz böse ist schon sein Ursprung. Sein Vater ist der Wucher, seine Mutter die Ausbeutung, Geburtshelferin war die Gewalt und Paten Sklaverei, Raub, Krieg und Mord. Die Vermögen, mit denen die frühkapitalistische Produktion einsetzte, waren größtenteils aus Wucher entstanden. Dann kam die Kolonisation mit ihren sattsam bekannten Greueln. Daß die Güter, die man den Eingeborenen „abgekauft" hatte, mit einem Gewinn bis zu 2000 Prozent verkauft wurden, war eine Kleinigkeit gegen das übrige. Die Gewürzbäume ganzer Länderstriche wurden auf Befehl der ostindischen Kompagnie vernichtet, um die Preise in der Höhe zu erhalten, und mehr als das: ganze Völkerschaften durch die unerträgliche Mißhandlung, die sie von den kapitalistischen Räubern erfuhren, zum Entschluß des Selbstmords getrieben. Bevölkerungen von 60,000 Seelen sanken auf 500, solche von 1,500,000 auf 600,000 herunter. Mindestens 100,000 Neger wurden jährlich in die Sklaverei abgeführt. In England sind durch den jungen Kapitalismus die Bewohner ganzer Landschaften ruiniert worden. Aus der Ueberarbeitung gequälter, mißhandelter Frauen und der zerstörten Jugendfreude der Kinder hat er seine erste Kraft gesogen. Das Register seiner Sünden ist grauenvoll. „Wir sind reich geworden," sagt Werner Sombart, „weil ganze Rassen und Volks-

stämme für uns gestorben, ganze Erdteile für uns entvölkert worden sind."

Aber das sind vielleicht Jugendsünden, die man dem Erwachsenen nicht mehr vorwerfen sollte? Im Gegenteil: durch diesen Ursprung ist sein Geist und Wesen charakterisiert. Er ist brutal, seelenlos, ja seelenfeindlich, menschenfeindlich und gottfeindlich durch und durch. Das beweist auch der Umstand, daß er im engsten Bund mit jener Geistesrichtung gestanden ist, die wir Materialismus oder Mechanismus nennen und die, wenn sie herrscht, Seele, Freiheit, Gott leugnet.

Der Kapitalismus ist in seinem tiefsten Wesen widersittlich, denn alle Sittlichkeit läuft doch auf ein Ziel hinaus: daß der Mensch — Mensch wird, in sich zusammengeschlossen durch den sittlichen Gehorsam, den Naturtrieben, aber auch allen äußeren Dingen überlegen und dadurch frei, von unvergleichlichem Wert und eigenartiger Prägung, m. e. W.: eine sittliche Persönlichkeit. Daß wir diese sittliche Persönlichkeit in uns und andern als oberste Richtlinie alles Handelns betrachten, das ist der Inbegriff aller ethischen Forderung, Wurzel, Stamm und Krone der Humanität. Der Geist des Kapitalismus aber geht genau auf das Gegenteil. Er fragt nichts nach der Persönlichkeit, weder der einzelnen noch der Gemeinschaft, überhaupt nichts nach dem Menschen. Das Kapital tritt an seine Stelle. Der Kapitalismus kümmert sich nicht darum, ob durch sein Tun Menschenglück und Menschenwürde vermehrt werden oder nicht, sein einziges Ziel ist die Selbstvermehrung des Kapitals. Er produziert nicht, um der Gemeinschaft zu dienen, sondern um Profit zu machen. Vaterland, Ethik und Religion sind ihm prinzipiell gleichgiltig. Der fromme und patriotische Engländer macht sich als Geschäftsmann nicht im mindesten etwas daraus, den Buren und dem Mahdi Waffen und dem Indier Götzenbilder zu liefern. Darin ist er echter Kapitalist. Er scheidet scharf den Menschen und den Geschäfsmann in sich. Als Mensch glüht er für Gottes und Englands Ehre, aber als Geschäftsmann verkauft er seelenruhig Götzen an Heiden und Pulver an Feinde Englands. Geschäft ist Geschäft! Liebe, Ehre, Menschenwürde sind für das Kapital nicht vorhanden. Der Mensch gilt genau so viel als er als Produktionsmittel taugt, der Mensch ist Mittel, um damit Profit zu machen — das ist die Formel für die Schätzung des Menschen durch den Kapitalismus. Der einzelne Kapitalist mag als Mensch total anders fühlen, mag zartsinnig, gerecht, human sein, aber dann ist er es im Kampfe gegen den Geist des Systems. Dieses setzt den Menschen ab, macht ihn zum Unterthanen einer unpersönlichen Macht, die wie ein Gottheit über ihn herrscht. Der Mensch leitet das Erwerbsleben nicht mehr, dieses ist wie zu einer Naturnotwendigkeit geworden, deren Launen er sich fügen muß.

Es versteht sich von selbst, daß ein solches System, dessen Prinzip die Knechtschaft des Menschen ist, nicht wirkliche Freiheit schaffen kann. Es schien uns alle Vorbedingungen für ein Wachstum der Freiheit in der

Welt zu enthalten und schlägt doch sofort in Knechtschaft um, Knechtschaft des Arbeiters in Form von Lohnsklaverei und Knechtschaft des Unternehmers in Form von Abhängigkeit von der Konkurrenz, vom Geldmarkt, der Mode, der Technik.

So erweist sich auch die Solidarität, welche die neue Ordnung anzubahnen schien, als eine Solidarität der Selbstsucht. Der internationale Zug des Kapitalismus hat nur den Zweck, so viel als möglich die ganze Erde zu einem Objekt der Ausbeutung zu machen, ähnlich Kartell, Syndikat, Trust. Von einer Rücksicht auf die Gemeinschaft kann beim echten Kapitalismus so wenig die Rede sein, daß man vielmehr sagen muß: der schrankenlose Egoismus ist sein Prinzip. Er hat ja der Gemeinschaft allen Einfluß auf die Produktion vollständig entzogen. Diese ist ganz dem Privatinteresse anheimgestellt. Am deutlichsten zeigt sich der Charakter der ganzen Ordnung in der Art und Weise, wie sie Grund und Boden behandelt. Ob die Wohnungsnot noch so groß sei, der Bodenspekulant behält sein Stück Land, solange er auf eine noch günstigere Chance hoffen darf. Ganze städtische Bevölkerungen zahlen in Form von gesteigerten Haus- und Ladenzinsen Tribut an ein paar Bodenbesitzer und der kapitalistisch denkende Staat schaut zu, weil er es für natürlich hält. Die Tatsache, daß er als Handlungsgehilfe im Hafen von Marseille ein paar Schiffsladungen Reis auf Befehl der Eigentümer ins Meer werfen sah, damit die Preise nicht sinken sollten, hat Charles Fourier zum Sozialisten gemacht und mit Recht, denn die Tatsache ist für das ganze System aufs äußerste kennzeichnend. Der Kapitalismus will Profit machen, mag die Welt darüber zu Grunde gehen. Er schaltet prinzipiell alle Beziehungen von Mensch zu Mensch aus. Gerechtigkeit, Achtung vor der Persönlichkeit und der Gemeinschaftspflicht werden durch den rechnerischen Kalkül ersetzt. Er löst die Gesellschaft in ein Chaos von streitenden Egoismen auf. Seine Triebkraft ist der Kampf aller gegen alle. Denn was bedeutet Konkurrenz anderes? Er lebt also von der Uebervorteilung oder doch von der Besiegung anderer. Er kann gar nicht anders. Besteht er den Konkurrenzkampf nicht, so ist er verloren. Er muß also die günstigsten Bedingungen dafür suchen. Diese drängen ihn, wo nicht Ausnahmsverhältnisse vorliegen, immer wieder mit einer gewissen Naturnotwendigkeit daraufhin, aus dem Arbeiter für möglichst kleinen Lohn in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Arbeit herauszupressen. Es liegt aber im Wesen des Systems, den Menschen bloß als Mittel zum Zweck zu betrachten. Darum sieht der echte Sohn desselben in jedem Menschen entweder einen Konkurrenten oder ein Objekt der Ausbeutung. Es ist nicht Zufall, daß das Wort vom „Kampf ums Dasein“ in die Hochblüte des englischen Kapitalismus fiel. Es ist mit diesem System — sei's als Ursache, sei's als Wirkung desselben — ein Geist der Rohheit in die Welt gekommen, wie er in dieser Form vorher nicht dagewesen war. Unsere ganze Kultur — oder besser gesagt: Unkultur! — ist damit durchsetzt. Trotz

sich kräftig regender Opposition überall noch so viel Herrschaft der Materie, der Sachen, des Mechanismus, statt des Geistes, der Seele, der sittlichen Persönlichkeit; eine Sachenkultur statt einer echt menschlichen Kultur!

Diese Tatsache verkörpert sich in der Gestalt, die die Arbeit unter der Herrschaft des Kapitalismus angenommen hat. Sie war im Begriffe, hoch gehoben zu werden und sank tiefer als je. Sie wurde vielfach mechanisch, geisttötend. Der Lohnarbeiter hat keine rechte innere Beziehung mehr zu seinem Werke, daher sind ihm auch Liebe und Treue dazu schwer gemacht. Die Arbeit erdrückt die Persönlichkeit, statt sie zu heben. Sie ist durch die Alleinherrschaft des Geldgedankens im Kerne verderbt. Das dünkt mich das Allerschlimmste. Denn wenn der Mensch nicht in seiner Arbeit Freude und Würde findet, so ist seinem Leben der beste Wert genommen. Die Arbeitsfrage dünkt mich darum der ethische Kern der ganzen sozialen Bewegung, wogegen die Lohnfrage zurücktreten muß. Möchten die Löhne auch so hoch steigen, daß eine Anzahl sozialer Uebel verschwänden und von eigentlicher materieller Not nicht mehr gesprochen werden könnte, solange das Verhältnis des Menschen zu seiner Arbeit nicht ein anderes würde, wäre das Herz der Gesellschaft nicht gesund.

Es ist nicht nötig, daß wir die Anklage gegen den Kapitalismus weiter ausführen, so sehr es uns dazu lockte. Ich habe z. B. kein Wort gesagt von der Lohnfrage im weiteren Sinn, von dem Unrecht, das in dem Mißverhältnis zwischen dem Anteil des Gewinnes, der auf die Arbeit, und dem, der auf das Kapital entfällt, ganz offenbar liegt; doch ist das auch überflüssig, weil genügend bekannt. Ueberflüssig ist hoffentlich auch die nochmalige Versicherung, daß das, was über den Geist des Kapitalismus gesagt worden ist, nicht ohne weiteres auch vom Geist des einzelnen Kapitalisten gilt. Die Menschen gehen nie in den Systemen auf. Sie leiden oft schwer darunter. Sie können edel, human, fromm sein und doch seufzend Ordnungen dienen müssen, die das Gegenteil sind. So ist ja auch der Geist vieler Pfarrer oder anderer Kirchenglieder oft sehr verschieden vom Geist der „Kirche." Wir widerholen nur: der Kapitalismus ist in seinem Geist und Endziel unethisch. Darum hat er auch eine unethische Kultur geschaffen. Es ist eine seelenlose, unpersönliche, zerrissene Kultur. Hier die Hast des Erwerbes, dort das Fieber des Genießens; die Losung des Uebermenschentums verbunden mit der Brutalität gegen die Schwachen; Fäulnis oben und unten: oben in Form der Hypertrophie und unten in der der Atrophie; oben Uebermut, Schwermut, Frivolität, unten Ingrimm, Hungern nach Kultur; an beiden Orten Nervosität, Alkohol und geschlechtliche Zuchtlosigkeit. Nicht an allen Zeitnöten ist der Kapitalismus schuld, aber sicher ist, daß er eine ungeheuere Verwirrung, Verbitterung und Entartung in die Menschenwelt gebracht hat, indem er an Stelle Gottes und der Seele den Mammon setzte.

4.

Und nun? Stehen wir nicht am Schlusse mitten in einem grellen Widerspruch? Wir haben dem Kapitalismus allerlei Gutes und Großes nachgerühmt und ihm nachher stracks das Gegenteil vorgeworfen. Gewiß, der Widerspruch ist da. Aber er ist nicht unsere logische Schuld, sondern aus der Wirklichkeit selbst herausgewachsen, deren innerste Triebkraft ja der Widerspruch, die Antinomie, zu sein scheint. Die Geschichte zeigt uns immer wieder Beispiele, wie geistige Bewegungen schließlich beim Gegenteil von dem, was sie gewollt haben, angelangt sind. Das größte ist das Christentum. Es ist ursprünglich eine Botschaft der Freiheit — aber keine andere Macht hat so viel geistige Knechtung gebracht. Das Evangelium ist eine Rückkehr zur Natur und Wahrheit, aber wer hat mehr Heuchelei verschuldet als das „Christentum"? Aehnlich verhält es sich mit dem Kapitalismus. Zwar hatte er nicht die Absicht, das Gute und Große, das wir ihm als Aktivum zugerechnet, zu schaffen, aber es ging doch von selber aus ihm hervor oder schien uns im Sinne der ganzen Entwicklung zu liegen. Dann schlug aber alles ins Gegenteil um. An Stelle einer mächtig vermehrten Herrschaft über die Natur trat eine noch nie dagewesene Knechtschaft; was befreien sollte, schuf Sklaven; was als Wohltat gemeint war, wurde Plage. Die riesig vermehrte Gütererzeugung brachte ein Elend, das die Welt erschreckte; die wunderbar vervollkommneten Arbeitsmittel, die von der Wissenschaft und Technik gewonnenen gigantischen Naturkräfte vermehrten des Menschen eigene Arbeit; die neu sich anbahnende Gemeinschaft und Organisation diente statt der Solidarität der Ausbeutung; die Arbeit, die hoch zu Ehren gekommen schien, wurde tief erniedrigt; an Stelle einer gehobenen Kultur trat die Barbarei; der scheinbar erst recht zur Herrschaft gelangte Geist wurde dem Ungeist unterthan. Seltsames Rätsel! Wer löst es uns?

Die Auflösung des Widerspruchs ist nicht so schwer. Dieser erklärt sich daraus, daß im Kapitalismus eben mehr liegt, als er selbst weiß. Die Absicht der Geschichte, die über ihm, oder, wenn wir lieber wollen, in ihm waltet, ist weiser und besser als er. Er muß blind, wider Willen, in ihrem Dienste arbeiten. Er war zunächst einmal eine Krisis, in der die Krankheitsstoffe, die im Körper der Gesellschaft lagen, zum Ausbruch kamen. Sie waren, wie wir bereits angedeutet haben, auch früher dagewesen: die Knechtschaft und Erniedrigung des Menschen, die Herrschaft der Dinge über die Seele, die Nichtachtung der Persönlichkeit, der Egoismus, das Unrecht, aber sie waren gleichsam mehr latent, sie traten nicht in so gewaltigen Formen hervor und kamen den Menschen darum nicht so deutlich zum Bewußtsein. Der Kapitalismus hat nun alle alte Not und Sehnsucht der Menschheit akut gemacht, eine Fülle alter Probleme des Menschentums so kräftig ans Licht gekehrt, daß sie nach einer Lösung schreien.

Und er hat noch mehr getan: er hat die Mittel zu einer höheren Kultur bereit gelegt, neue Möglichkeiten gezeigt, die Natur für die Herrschaft des Geistes vorbereitet. Es kann nun ein großer Schritt über alles früher Erreichte hinaus getan werden.

Aber der Kapitalismus selbst will ihn nicht tun. Dazu fehlt ihm der Geist und Wille. Da muß ein anderer kommen. Dieser andere wird vom Kapitalismus das Material, das Werkzeug und die Arbeitsmethode übernehmen, aber er wird ein anderes Herz haben, nicht mehr ein steinern, sondern ein fleischern Herz, mit der Schrift zu reden. Er wird die großen und gütigen Gedanken erraten, die in der kapitalistischen Entwicklung arbeiteten, aber während der Kapitalismus ihnen nur blind diente und sie bekämpfte, wo sie ihm deutlich entgegentraten, wird er sie mit Bewußtsein und Freude zu seinen eigenen machen, in ihnen Wege Gottes erkennen und zu der Entwicklung seinen Willen fügen. Kurz gesagt: die Betriebsform des Kapitalismus, Maschine, Großbetrieb, Technik und kaufmännische Führung, wird bleiben und sich vervollkommnen, aber ein neuer Sinn und Geist muß hinein.

Welches wird dieser neue Sinn und Geist sein? Wir können die Antwort nur andeuten. Mehr ist in diesem Zusammenhang auch nicht nötig. Wir können alles, was wir zu sagen haben, in einen einzigen Satz zusammenfassen: Die Wirtschaftsordnung muß mit sittlichem Geiste erfüllt werden. Aus diesem zentralen Satze leiten sich alle Folgerungen leicht ab. Weil alle Ethik in der Schaffung der sittlichen Persönlichkeit und einer Gemeinschaft sittlicher Persönlichkeiten gipfelt, so muß es das oberste ethische Ziel einer Wirtschaftsordnung sein, daß sie in diesem Sinne dem Menschen diene. Dazu ist zuerst nötig, daß das Erwerbsleben wieder dem Menschen und seinen wirklichen Interessen unterthan werde, statt ihn zu beherrschen, zu tyrannisieren. Die Gemeinschaft muß in Bezug auf die industrielle Produktion wie in Bezug auf Grund und Boden ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben. Sie muß dafür sorgen, daß beide nicht dem privaten Egoismus, den Raubinstinkten der Spekulanten, sondern dem Bedürfnis der Gemeinschaft dienen. Denn sie weiß, daß wir Menschen eine Lebenseinheit sind. Die neue Ordnung wird menschliche Beziehungen an Stelle des kaufmännischen Kalküls, Gerechtigkeit und Milde an Stelle des Profites in den Mittelpunkt der geselligen Verhältnisse rücken; denn sie weiß, daß menschliche Gemeinschaft auf menschliches Fühlen gegründet sein muß, wenn nicht Zorn, Krankheit und Entartung entstehen soll. Sie wird für größere Gerechtigkeit in der Verteilung des Ertrages der Arbeit sorgen. Die Solidarität, zu der der Kapitalismus gleichsam nur das Schema geliefert, wird sie mit Wärme, mit menschlichem Inhalt erfüllen. Sie wird jedem ihrer Glieder in der Sorge der Gemeinschaft eine Heimat bereiten. Der Mensch ist ihr nicht mehr Konkurrent oder Gegenstand der Ausbeutung, sondern in erster Linie wertvolle sittliche Persön-

lichkeit, nicht Mittel zum Profitmachen, sondern Selbstzweck. Nicht das Kapital ist der Herr des Menschenwesens, sondern die Seele. Wissenschaft, Technik, Maschine sollen ihm helfen, nicht ihn knechten, seinen Geist frei machen von der gröbsten Sorge und Arbeit, ihn auf den Thron seiner königlichen Herrlichkeit heben, wie es ihr ursprünglicher Sinn ist. Damit soll aber nicht seiner Trägheit Vorschub geleistet werden. Im Gegenteil: das ist die Krone einer sittlichen Ordnung des Wirtschaftswesens, daß die Arbeit nun wirklich das wird, was sie sein sollte: Erziehung, Würde und Freude des Menschen. Das kann nur geschehen, wenn der Arbeiter wieder eine innere Beziehung zu seinem Werke bekommt und das hinwieder ist nur erreichbar durch eine Umgestaltung des ganzen Arbeitsverhältnisses im Sinne einer Demokratisierung und Sozialisierung. Diese ganze ethische Wiedergeburt der Wirtschaftsordnung aber würde nur die solide Grundlage einer höheren Kultur, in der ein freieres und schöneres Menschentum sich entfalten könnte, ein neuer Frühling, dem die Stürme der wirtschaftlichen Umwälzung den Weg bereitet, eine Kultur, die nicht mehr Mammonsdienst wäre, sondern Menschendienst und Gottesdienst.

Ich nenne diese neue Ordnung für meine Person Sozialismus, ohne zwar auf Namen Gewicht zu legen. Ich meine, die angedeuteten Gedanken seien die starken sittlichen Kräfte, die auf der ganzen Linie der sozialen Bewegung schaffen, von der Marxistischen Sozialdemokratie bis zu den englischen und amerikanischen Gewerkschaftern. Sie haben die äußere und innere Umwandlung des Kapitalismus schon ein schönes Stück weit gefördert. Wir haben heute nicht mehr den echten und reinen Kapitalismus vor uns.

Was aber das Verhältnis des Christentums oder, wie ich lieber sage, des Evangeliums Jesu zu diesen Gedanken betrifft, so ist es für mich nicht fraglich. Die in Jesus erschienene Wahrheit von der Bedeutung der Menschenseele, von der brüderlichen Zusammengehörigkeit der Menschen, von dem Dienste Gottes gegen den Dienst des Mammons, seine Hoffnung auf Gottesherrschaft auf Erden kann nicht mit dem Kapitalismus sein. Wohl aber hat Gott auch in der kapitalistischen Periode gewaltet und es ist uns Trost und Erhebung, sein großes Schaffen ahnend zu verstehen. Aber weiter und höher geht immer sein Weg. Mag der Kapitalismus, wenn auch nur unbewußt, dem Wort des alten Bundes gehorcht haben: „Machet euch die Erde unterthan“, so muß es nun dem neuen Bund entgegengehen, der spricht: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, litte aber Schaden an seiner Seele?“ und: „Dienet einander.“ So ist die Entwicklung vom Kapitalismus zum Sozialismus ein Weg tiefer ins Gottesreich hinein.

L. Ragaz.

# Lebendige und tote Religion oder Gegenwartsreligion und geschichtliche Religion?

(Eine Erwiderung.)

Die Gegenüberstellung von Gegenwartsreligion und geschichtlicher Religion, welche Dr. A. Barth im Märzheft dieser Blätter versuchte, wird immer gebräuchlicher und selbstverständlicher. Ohne die Möglichkeit der Frage zu untersuchen, wird das eigene religiöse Erleben — oder was man wenigstens so nennt — dem religiösen Erleben geschichtlicher Persönlichkeiten, vor allem Jesu, gegenübergestellt, indem man beides, das eigene wie das fremde Erleben objektiv losschält und in eine gedanklich irgendwie faßbare Form bringt. Und doch hängt schließlich alles davon ab, ob eine solche Objektivierung dessen, was wir „religiöses Erleben“ nennen müssen, möglich ist oder nicht; denn je nachdem erweist sich die genannte Gegenüberstellung entweder als eine erschöpfende und wahrhaftige oder als eine konstruierte, die zu einer schiefen Beleuchtung der Wirklichkeit führt.

Was ist religiöses Erleben? Dr. Barth huldigt der Ansicht, daß religiöses Erleben das Erfassen Gottes in Gedanken oder Gefühlen ausmache. Denn nur solche kann er genügend objektivieren und wieder den Gedanken oder Gefühlen anderer Persönlichkeiten gegenüberstellen. Damit ist aber das Wesen der Religion nicht erfaßt, sondern es handelt sich vielmehr in diesen begrifflich faßbaren Dingen nur um bewußte oder unbewußte Reflexionen der Religion. Diese selbst scheint mir eine Gewißheit zu sein, die wir vom Dasein Gottes gewinnen aus den Ergebnissen und Erlebnissen unseres Lebens heraus, eine Gewißheit, die als Kraftquelle in uns mächtig ist und die unserm forschenden Geiste als Geheimnis erscheint, dasselbe Geheimnis, welches das Leben, das Lebendigsein überhaupt für uns ist. Sagen können wir das wohl kaum besser als der Apostel Paulus in seinem: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben ꝛc. uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn“ und „in ihm leben, weben und sind wir.“ Mit andern Worten: es handelt sich in der Religion nicht um ein Ergebnis unserer Gedankenwelt, sondern um das Ergebnis unserer wirklichen Erfahrungen, die wir machen, indem wir uns auseinanderzusetzen haben mit den realen Mächten des Lebens. Jenes, das gedankliche Erwägen und Erforschen der innersten Zusammenhänge bleibt eben immer ein Handtieren mit Begriffen, wobei wohl oft recht feine und wunderbar tiefsinnige Erkenntnisse herauskommen; aber nichtsdestoweniger ist es „totes Gut,“ höchstens geeignet zum Werkzeug, nie aber eine „Kraft zum Leben;“ totes Gut, tote Religion, welche in dieselbe Kategorie rangiert wie jene Religonsübung, welche allerlei Stimmungen anempfindet, vielleicht aus einem mehr ästhetischen Bedürfnisse heraus,

und damit dem Leben einen „höhern“ Anstrich gibt, eine „Weihe;“ tote Religion, welche auch gehört zu jener Art Religion, die sich erschöpft in dem Befolgen von Gesetzesvorschriften, ohne sich durch diese Gesetze zur Erfassung des Lebens anspornen zu lassen. Damit erweist sich eine Auffassung, welche im Stande ist, religiöses Leben gedanklich fassen und als Gegenwartsreligion und geschichtliche Religion differenzieren zu wollen, als „tote Religion“, als ein Erleben hinter dem Studiertisch, dem gegenüber jene lebendige, wunderbare Sicherheit des Zusammengehörens mit Gott als ein Ergebnis des realen Lebens steht. Und so bestreite ich die Möglichkeit jener Unterscheidung und muß sie verurteilen als ein blasses Gespenst der Studierstube, welches Irrwege gleitet und Irrwege führt und möchte jene uralte Unterscheidung aufrecht erhalten, die wir machen müssen zwischen lebendiger und toter Religion.

## II.

Damit ist nun aber scheinbar das Problem noch nicht gelöst, das in jener Gegenüberstellung der Gegenwart und Vergangenheit versteckt liegt und das lautet: in welchem Verhältnis steht unser religiöses Erleben zu dem religiösen Erleben geschichtlicher Persönlichkeiten, vor allem zu dem religiösen Erleben Jesu? Dr. Barth hat dieses Verhältnis eingehend untersucht und es ist für ihn bezeichnend, daß er von seinem Standpunkte aus nur die beiden Formen von Zusammengehörigkeit erblickt, die wir vorhin als „tote Religion“ bezeichneten, die Gesetzlichkeit und das „Ideal,“ die er aber beide zurückweist, um selbst einen dritten Standpunkt einzunehmen, den des Selbsterlebens, wobei die Genialität der „Propheten,“ auch Christi, als anfeuerndes Vorbild gelten soll.

Wie stellt sich in Wirklichkeit das Vergangene zu uns? — Wenn wir uns selber mit den Mächten des Lebens auseinandersetzen, so erkennen wir bald, daß es sich dabei nicht handelt um Ansichten, um nicht zu sagen Wissen über den Kosmos, um Erkenntnis der Biologie, z. B. ob Krankheiten ihre Ursache haben in Veränderungen des Organismus oder in Einwirkungen von Dämonen, auch nicht um mehr oder weniger wahrscheinliche Ausblicke in die Zukunft. Alle diese Dinge, Sichtungen der Außenwelt durch unsern Verstand, sind uns wohl zuweilen wichtige Waffen im Kampfe des Lebens, aber ebenso oft sind sie uns Hindernisse, indem sie uns Begriffliches als Wirkliches vorgeben, was ja leicht zu verstehen ist, da unsere Begriffe von den Dingen sich uns um so stärker als Gewißheiten aufdrängen, je mehr uns die Außenwelt als Ziel der Beobachtung dient und dadurch mit ihrer Anschaulichkeit und Greifbarkeit einen faszinierenden und dominierenden Eindruck auf uns gewinnt. Nun aber besteht das Leben nicht darin, daß wir uns gedanklich mit den Mächten der Welt auseinandersetzen, sondern indem wir mit diesen Mächten ringen um die Daseinsmöglichkeit. Diese Daseinsmöglichkeit ist aber für uns nicht

erlangt, wenn wir uns Nahrung und Obdach erkämpft haben in dem wütenden Interessenkampf der Gegenwart, sondern es erhebt sich riesengroß über die Frage nach der äußern Existenzmöglichkeit die Frage nach der innern Existenzmöglichkeit: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele. Denn mit den realen Mächten des Hungers und der Geschlechtsgier verbünden sich eine ganze Meute von dunkeln Trieben, gleich Dämonen, Erdgeistern, die aus den Tiefen unserer irdischen Bedingtheit aufsteigen und die zu überwinden den eigentlichen Kampf unseres Lebens, den eigentlichen Kampf um's Dasein ausmacht. Wie sagt Jesus? „Aus dem Herzen kommen die argen Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Dieberei, Verläumdung, Lästerung und die machen den Menschen unrein," will heißen, reißen ihn nieder und lassen ihn nicht zum „Leben" kommen, zur vollen Entfaltung seines Wesens. Und darum handelt es sich: ob wir dieser Mächte, die wir „wissenschaftlich" Ausflüsse unseres Trieblebens nennen können, uns zu erwehren vermögen oder nicht, ob wir „Herren werden der Schöpfung," wobei unter Schöpfung vor allem unser geschaffener, vergänglicher Leib zu verstehen ist. So stellt sich unser Leben dar nicht als ein Wissensproblem, sondern als ein Kraftproblem. Nicht das ist die „Freiheit der Kinder Gottes," daß wir von allen Schranken der Unkenntnis loskommen, daß vor uns die Schleier der Natur fallen, daß wir frei von aller Autorität selber ein jeder gleichsam von Anfang an die Welt ergründen, sondern daß wir frei werden von den Einflüssen des Trieblebens, daß wir los kommen aus dem Bann der sinnlichen Regungen, die unser Auge trüben für die Erkenntnis des Innerweltlichen. Werden wir mächtig über unsern Leib, über seine Eitelkeiten, seine Begehrlichkeiten, seine Befangenheiten? — Das ist das Glücks- und Seligkeitsproblem, das Ewigkeitsproblem, wie wir sehen ein Problem, das nicht gedanklich zu lösen ist, sondern nur durch das eigene Erleben. Und dieses Erleben führt wiederum zur Erfassung Gottes und damit zu dem, was wir allein Religion nennen dürfen. Damit wird wohl auch klar — um dies zwischen hinein zu bemerken — warum Religion den Mittelpunkt des Lebens ausmacht. Nicht von Priestern oder Gelehrten ist sie künstlich auf den Baum der Menschheit aufgepfropft worden, sondern sie ist geradezu die Erfüllung des Lebens, eine sehr reale Frage, vielleicht die einzig reale, die existiert.

Und nun Jesus? In ihm wird uns diese Frage in's Bewußtsein gebracht, weil sie in ihm gelöst ist. Er hat die volle Daseinsmöglichkeit errungen oder sie ist ihm vielmehr als ein süßes Gnadengeschenk Gottes zu Teil geworden. Seine Einheit mit Gott ist eine so vollständige, daß für ihn jene „Dämonen," die Lebensmächte keine Faktoren mehr sind, mit denen er rechnen muß, wenigstens nicht für seine Person, sofern sie in sich selbst beruht, währenddem freilich dieselben Mächte, indem sie ihm in den Menschen

entgegentreten, ihn an's Kreuz gebracht haben. Er hat die Frage gelöst, ob der Mensch berufen sei, Herr des Irdischen, des Leiblichen zu sein und nicht mit Unrecht hat ihn Paulus den zweiten Adam genannt, nämlich denjenigen, in welchem die Herrschaft über das Irdische vollendet wurde. Er hat diese Frage gelöst, freilich nicht hinter dem Studiertisch, sondern am Kreuz. Dadurch hat er bewiesen, daß er nicht zeitlich beschränkt war, wie die Herren des modernen Intellektualismus meinen, sondern daß er über dem Leben stand, über den Lebensmächten, welche gestern, heute und morgen den Menschen um sein Erstgeburtsrecht bringen wollen, daß er ewig ist, nicht nur ein Mensch — trotzdem Dr. Barth mit seiner Menschheit Ernst machen will — sondern Gott selbst, der uns in ihm entgegentritt und aus dem Reich der verschwommenen Geistigkeit in menschlich faßbarer Art sich uns naht.

So schält sich Jesus aus der Vergangenheit heraus und wird Gegenwart. Denn wo ist eine zeitliche Beschränkung in diesem Leben, das über aller Zeit steht, weil Jesus das, was die Zeitlichkeit ausmacht, die Untertänigkeit unter die Mächte des Lebens, abgestreift hat? Was hat dieser Erlöstheit gegenüber die Tatsache zu bedeuten, daß Jesus in seinen Vorstellungen nicht über seine Zeit hinaus konnte, daß er an Dämonen glaubte und ziemlich phantastische Anschauungen über die Zukunft hegte? Ich meine, die Vorstellungen, die wir von den Dingen hegen, ändern an diesen Dingen gar nichts. Wohl beeinflussen sie unsere Stellung zu ihnen, oft in beschränkendem Sinne. Wie wenig Jesus aber durch seinen „Aberglauben" in Beschränkung gehalten wurde, spürt jeder suchende Mensch.

So empfinde ich die historische Betrachtungsart von dem Augenblick an als absurd, als sie Jesum immer tiefer in den „geschichtlichen Zusammenhang" hineindrücken und daraus heraus verstehen will, in den geschichtlichen Zusammenhang einer Zeit, die Jesus so ganz überwunden hat, nicht nur den geschichtlichen Zusammenhang jener Zeit, sondern den jeder Zeit. Denn das Problem der Daseinsmöglichkeit ist nicht an eine Zeit gebunden; sondern es ist das Problem einer jeden Zeit. Es ist das Gegenwartsproblem und ist das Zukunftsproblem, und wenn in Jesu Leben die Lösung dieses Problems, die Erlösung von den Lebensmächten vorliegt, so ist sein Leben Gegenwart und wird noch nach tausend Jahren Gegenwart sein.

## III.

Wo ist nun dieser Gegensatz zwischen Gegenwartsreligion und geschichtlicher Religion? Jedenfalls in Bezug auf Jesum, auf den hin derselbe wohl vor allem konstruiert worden ist, fällt er dahin. Denn Jesus ist Gegenwart und kann erlebt werden, indem dann, wenn wir ringen um die Herrschaft unserer Seele, er selber sich uns darstellt als der Erfüller unseres Kampfes, „das Unzulängliche, hier wird's

Ereignis." Es ist also mindestens Verblendung, Jesum in der Reihe der „Propheten" sehen zu wollen. Lies einen Augustin, seine Bekenntnisse, dieses heilige Fegfeuer, worin sich der wunderbare Mann zu reinigen suchte! Schaut nicht da und dort der eitle Orator zwischen den Zeilen durch? Und er spürt's selbst und ist unglücklich darüber. Er kennt seine Bande, seine Dämonen, die lange nicht alle von ihm gewichen sind in der Stunde von Mailand. Wie wenig verstehen wir ihn, wenn wir ihn neben Jesum stellen, freilich ein paar Stufen tiefer, aber doch neben ihn, nur deswegen, weil er von Gott zeugte, wie Jesus. Wie Jesus? Ja, für unsere verbildeten, für die Wirklichkeit stumpf gewordenen Organe, für unsere Zeit, die auf den Krücken der Begriffe verwirrt und irre geworden sich durch das Paradis und die Hölle schleppt, stumpf gegen die Seligkeit sowohl als gegen die Qualen. In Wirklichkeit ist aber das Zeugnis Jesu ein so unvergleichlich anderes, fern von jeder Spekulation, so ganz „Leben" und „Erfüllung," daß einem das Herz bluten möchte, ob der Blindheit unserer „aufgeklärten" Zeit. — Soll ich gar auch von Paulus sprechen, wie er das Kreuz Jesu begriffen hat, wie all sein Methodismus die Wirklichkeit seines Erlebnisses nicht zu verknöchern imstande war, wie in ihm der lebendige Christ immer stärker blieb als der Theologe, wie er den Auferstandenen erlebt hat und ihn schaut als die Erfüllung des eigenen Lebens, wie er seine Bande schwer empfindet und allein selig ist in der Gemeinschaft des Gekreuzigten, dessen Unvergleichlichkeit auch ihm zu gute kommt? Ich glaube, ein jeder kann spüren, wo Geschichtlichkeit, zeitliche Begrenztheit ist und wo nicht und daß es seit 1900 Jahren Jesus ist, der in sehr vielen, die ihn annahmen, die Bande der Zeitlichkeit durchbrach und sie innerlich mit unserm Erleben verschmolz. —

Wir hüten uns ängstlich vor der Gesetzlichkeit des Katholizismus, vielleicht mehr als nötig. Wir hüten uns ein wenig vor dem Aesthetismus, dessen Scheinheiligkeit freilich noch genug die Leere unserer Gemeinplätze verdeckt. Wir hüten uns gar nicht vor den Gefahren des Historizismus und doch: Seien wir vorsichtig! Es giebt eine Kathederreligion, welche verwirrt und von den Hauptsachen ablenkt, nämlich vom Erleben Gottes in Jesu und vom Kampf gegen die Lebensmächte

H. Bader.

---

## Replik.

Da mir in den Ausführungen Herrn Pfarrer Baders neben einigen handgreiflichen Mißverständnissen meines Aufsatzes in Nr. 4 der „Neuen Wege" auch eine fühlbar andere Orientierung gegenüber tiefgreifenden Lebensfragen entgegentritt, ist wohl eine Antwort meinerseits für die Leser nicht ohne Interesse.

Zweifellos aus der Luft gegriffen ist die Behauptung Baders, daß ich in der Religion nur ein „Ergebnis unserer Gedankenwelt" sehe. Hätte Bader sich bemüht, auf mein Problem einzugehen, statt

es als solches für unzulässig zu erklären, so hätte er sehen müssen, daß die Frage nach der Entstehung der Religion aus Intellekt oder Gefühl oder „wahren" Erlebnissen überhaupt nicht im Bereiche meines Problems lag, ich also davon gar nicht reden wollte. Hätte er aber ein wenig zwischen den Zeilen lesen können, so hätte er wohl entdeckt, daß gerade die Vergangenheitsbelastung und somit die intellektualistische Belastung der Religion es ist, die ich für das religiöse Leben fürchte. Aber Bader konnte das nicht merken, da er offenbar einen still gehäuften Groll in sich herumträgt gegen einen Feind, genannt Professorenreligion, Intellektualismus, Historizismus, einen Groll, der durch bloß anklingende Worte zur hellen Flamme entfacht werden konnte. Nur so kann ich es mir erklären, daß Bader gleich von vorn herein mir das Thema verbessert in „Lebendige und tote Religion." Das ist auch ein Problem, aber es ist eben nicht das meine. Ich kann mich darum des Eindruckes nicht erwehren, daß in Baders Erwiderung das meiste einfach vorbeigeredet ist, und ich bin der Ansicht, daß eine ersprießliche Diskussion, die doch gegenseitiges Verständnis und nicht einen Triumph zum Ziele haben kann, nur denkbar ist, wenn man sich in erster Linie Mühe gibt, den andern Teil wirklich zu verstehen.

Damit könnte ich Schluß machen. Aber ich möchte mir auch nicht den Anschein geben, als ob ich mit dieser mehr formalen Ausstellung einer sachlichen Auseinandersetzung aus dem Wege gehen wollte. Es ist wahr: es liegen unseren beidseitigen Ausführungen recht verschiedene Voraussetzungen zu Grunde. Das hat Bader mit durchaus richtigem Instinkt herausgespürt. Diese tatsächlichen Differenzen möchte ich versuchen zu größerer Klarheit zu bringen und meine Stellung dazu zu präzisieren.

Bader will, wohl in Anlehnung an Förster in Zürich — wie weit es ein richtig verstandener Förster ist, will ich nicht beurteilen — die Entstehung der lebendigen, also einzig zulässigen, Religion, ja diese selbst beschränken auf den Kampf und das Erlöstwerden von den „Anfangsgründen der Welt, welches wohl sind Nahrung und Zeugung." Da kann ich allerdings nicht mitgehen. Daß der Kampf mit der Bestie in uns — um es kurz zu sagen — oft ein übermäßig harter und zeitraubender ist, und daß ihre Herrschaft über einen Menschen diesen hindert, seine Seele zu finden, das weiß wohl jeder, der nicht an himmelblauem Optimismus leidet. Ich kann es sogar verstehen, wenn einem Menschen in bestimmter Lage zeitweise dieser Kampf mit der Bestie in uns und deren Ueberwindung als das Hauptstück der Religion, ja als die Religion selber erscheint. Aber daß nun diese Askese sich als einzig lebendige Religion gebärdet, das scheint mir grundverkehrt. Sollen denn wieder der von Raben oder Engeln gespeiste Einsiedler und die auf übernatürlichem Wege Mutter werdende „Jungfrau Maria" die höchsten Menschentypen sein? Wollen wir wieder dem Natürlichen den Stempel des Unreinen oder doch Minderwertigen aufdrücken? Ist nicht gerade

diese von Bader als ewige, unveränderliche Religion gepriesene Erscheinung etwas eminent geschichtlich Abhängiges und von den Verhältnissen Bestimmtes? Aus Großstädten mit ihrem Schmutz und ihrer Brotfrage stammt dieser Ruf, daß Bändigung, ja Unterdrückung des Trieblebens erst wahres Leben und Religion sei. Die sittliche Faulheit des absterbenden Altertums in seinen Großstädten, in Korinth, in Rom und Karthago war es, die einen Paulus, einen Augustin u. a. das Triebleben als Hauptfeind eines wirklichen Lebens der Seele brandmarken ließen. Bei Jesu, der in einfachen Verhältnissen lebte, würden ähnliche Spuren schwer zu finden sein. Die katholische Kirche ist den Spuren der zwei ersten gefolgt mit ihrem Klosterideal, gewiß nicht immer zu ihrer Unehre.

Aber dem gegenüber frage ich: Soll man denn gar nicht mit der Möglichkeit rechnen, daß möglichst viele Menschen — nnd das ist doch wohl eines der besten Ziele unserer ganzen sozialen Bewegungen — über diese ewige Beschäftigung mit den elementarsten Daseinsfragen hinauszukommen, sich Ziele setzen können, die darüber hinaus liegen? Jedes mutige Hineintreten in ein Leben der Tat, das zwar mit der primitiven Lebensforderungen rechnet, aber nicht im Kampf mit ihnen aufgeht, müßte so unmöglich werden. Es bedeutet für mich auch in der Jugendlehre eine gefährliche Einseitigkeit, wenn man die Bäume immer nur stutzen will, statt ihnen auch gelegentlich ein freies Auswachsen aller ihrer Kräfte zu gewähren.

Aber zugegeben, daß für einzelne Naturen der Kampf gegen das Triebleben ihre ganze Selbsterziehung und ihre ganze Religion bildet. Jedoch warum soll denn nur eine solche Religion lebendig sein können? Warum nicht gerade so gut eine Religion, die entstanden ist aus dem Gefühle der Nichtigkeit, des Unsinnes seines eigenen Lebens und aller menschlichen Bestrebungen ohne eine Einfügung derselben in eine zielsetzende göttliche Leitung; die besteht in der sichern Gewißheit, im Berufe des vorwärtsschreitenden Gottes zu arbeiten und ihm für das Kleinste verantwortlich zu sein?

So ist mir denn Baders Begrenzung von lebendiger Religion zu eng und zu methodistisch. Ich hoffe, und die böse Geschichte gibt mir da Recht, daß in Gottes Hause noch immer verschiedene Wohnungen sind. Und anderseits ist sie mir, kurz gesagt, zu katholisch. Was aber der Katholizismus — von einzelnen hochstehenden Naturen abgesehen — damit erreicht hat und noch erreicht, das zeigt wiederum die verpönte Geschichte und die Gegenwart. Ich fürchte diesen Weg — bei aller Anerkennung der guten Absichten bei den Männern, die ihn beschreiten wollen — weil ich Unnatur und Heuchelei fürchte.

Und nun noch ein Wort zur Einreihung Jesu in die Geschichte. Alt ist das Bemühen, Jesus aus der Reihe der großen Menschen als etwas Wesensverschiedenes auszuscheiden. Uebernatürliche Geburt, Auferstehung, Präexistenz, Sündlosigkeit und allerhand anderes sollte diesem Zwecke dienen. Durch Addieren der einzelnen Argumente

glaubte man noch sicherer zum Ziele zu gelangen. Nach Bader ist Jesus dadurch Gott, daß er die volle „Daseinsmöglichkeit“ in sich trägt, d. h. über den Anfangsgründen der Welt steht, während wir im Kampfe darum ringen und eben darin unsere Religion ausüben müssen. An unsern Evangelien gemessen, die uns eben wohl oder übel einzig die Kenntnis von Jesu vermitteln, ist das eine reine Spekulation, deren Beweis wohl zu der größten Vergewaltigung der Evangelien führte, gerade so, wie wenn man in Jesus nichts anderes sehen will als den erklärten Feind des Kapitalismus, oder eines verknöcherten Kirchenwesens. All das hat einen Kern von Wahrheit in sich, aber alle diese Schablonen sind zu eng und klein für den Mann, dessen größte Lebenswirklichkeit für alle Teile des Lebens eben der lebendige Gott war. Ich bin darum gespannt, wie weit diese neueste Gotterklärung Christi Boden fassen wird.

Aber selbst all das für einen Moment zugegeben, so bleibt mir noch die Frage: In welcher Weise lebt denn dieser vor 1900 Jahren geoffenbarte Gott noch heute, wieso ist sein Leben Gegenwart? Bader antwortet: „Sein Problem ist ein ewiges.“ Aber Probleme waren doch jederzeit langlebiger als ihre Vertreter. Wann hat die Beschäftigung mit einem ewigen Problem für uns erkennbar Ewigkeit seines Trägers bewirkt? Dieser Gedankensprung Baders bringt mich eben einfach nicht über die 1900 Jahre zwischen Jesus und mir hinüber. Die Frage, was heißt in diesem Falle „leben,“ ist damit in mir nicht tot zu schlagen. Ich weiß wohl, das ist eine unangenehme Frage für den Enthusiasmus z. B. einer Osterpredigt, in der uns immer wieder versichert wird: „er lebt,“ in der aber jede Angabe über das „wie“ vermieden wird. Ich mag mich drehen und winden, wie ich will, ich komme zu keiner andern Wirkung Jesu in der Gegenwart, als die anderer geschichtlicher Personen auch ist, und diese Wirkung geht eben auf irgend eine Art durch den Intellekt. Das Schlechtmachen dieses menschlichen Instrumentes hat je und je mit seiner Ueberschätzung abgewechselt, und doch ist es uns zur primitivsten Verständigung so notwendig wie der Mund zur Nahrungsaufnahme. Stellen wir uns aber Jesu Wirkung in dieser schlichten Weise vor, so wird er uns ein Wegweiser, nicht zur intellektuellen Erkenntnis Gottes, sondern zu einem Leben in der Gemeinschaft des vorwärtsstrebenden Gottes.

Ich bin damit von dem Thema meines Aufsatzes in Nr. 4 ganz abgekommen. Baders Erwiderung nötigte mich, auf diese seinen Ausführungen zu Grunde liegenden Tendenzen einzugehen, die mir an dieser Stelle nicht zum ersten Male entgegengetreten sind.

**A. Barth.**

---

# Religion und Geschichte.

Die Kontroverse Barth-Bader veranlaßt uns auf eine wenig umfangreiche Broschüre des bekannten Jenenser Philosophen Rudolf Eucken aufmerksam zu machen, die Ende 1906 erschien und im Zeitraum von wenig Monaten zwei Auflagen erlebte. Sie trägt den Titel „Hauptproblem der Religionsphilosophie der Gegenwart“ (Berlin, Reuther & Reichard, 120 S.). Es sind drei Vorlesungen für einen theologischen Ferienkurs, I. Die seelische Begründung der Religion, II. Religion und Geschichte, III. Das Wesen des Christentums.

Wie wir's an Eucken gewohnt sind, verbinden seine Auseinandersetzungen Klarheit, Umsicht und große Verständlichkeit auch für den Nichtfachmann. In der zweiten Abhandlung werden mit ganzer Offenheit die Gefahren des sogen. Historismus zugegeben, d. h. das Bestreben der letzten Jahrzehnte, in Fragen der Religion stets auf die Geschichte zurückzugehen. Eucken spricht von einem erdrückenden und erschlaffenden Historismus, gegen den wir uns mit aller Macht zu wehren haben. Mit gleicher Entschiedenheit verwahrt er sich aber gegen einen geschichtsfeindlichen Radikalismus, dessen Verlangen nach mehr Tätigkeit und Kraftentfaltung in der Religion zwar vollkommen berechtigt ist, der sich aber nicht ungestraft der Forderung entziehen wird, „durch eigene Arbeit den Boden zu gewinnen, auf dem sich Vergangenheit und Gegenwart in fruchtbarer Weise zu berühren vermögen.“ Wir dürfen nicht Schleppenträger der Geschichte sein, aber die erste Beschäftigung mit der Geschichte wird „ein Durchdringen zu einer Tiefe, wo sich über alle Abstände und Unterschiede der Zeiten hinaus eine innere Gemeinschaft des Lebens zu bilden vermag.“

Der Kampf zwischen den Vertretern des religiösen Historismus und denen einer möglichst geschichtsfreien Gegenwartsreligion ist auf's Neue entbrannt und wird im Laufe der kommenden Jahre ohne Zweifel noch viel zu reden und zu schreiben geben. Ueber seinen Ausgang, die neuen Formen, die er schafft, läßt sich heute selbstverständlich noch kein Urteil abgeben. Auch Eucken will das nicht. Aber es ist jedenfalls vom Guten, in diesen Kampf eine klare Vorstellung hineinzutragen von den Gegensätzen und Kräften, um die es sich dabei handelt. So ist uns Euckens kleines Buch eine außerordentlich willkommene Gabe.

B. H.

# Die Niederlagen der Sozialdemokratie.

Gedanken eines Laien.

Im Sozialismus erkennen wir einen der neuen Wege, auf dem wir dem Suchen unserer Zeit entgegen kommen. Auf diesem Wege vorwärts zu kommen, wenn auch langsam, Meile um Meile, soll unser Ziel sein; und wir wollen uns freuen, wenn wir am Ende unseres Lebens sagen können: Der Weg, den wir zurückgelegt haben, hat zwar noch nicht zum vollen Ziele geführt, aber wir haben die Richtung eingeschlagen und beibehalten, die uns der größte Menschenfreund, derjenige, der zur sozialen Hebung der Menschheit das meiste beigetragen hat, Jesus, gezeigt hat.

Hat die Sozialdemokratie auch diesen gleichen Weg betreten? Nein! Jesu soziales Wirken, um nun einmal diesen Ausdruck zu gebrauchen, war ein ganz anderes als das der Sozialdemokratie; stürmisch, gewaltsam will diese, durch Revolution in ihrer fanatischeren, durch Mehrheitsbeschlüsse in ihrer milderen Form, eine neue Gesellschaftsordnung herbeiführen, und wird es doch so nicht erreichen. Jesus muß euch für unsere sozialen Bestrebungen unser Vorbild bleiben. Wie unendlich groß sind seine Erfolge, wenn wir die sozialen Zustände der Jetztzeit mit denen früherer Jahrhunderte und Jahrtausende vergleichen. Sie sind die langsam gereifte Frucht der Lehre Christi. Es liegt im Wesen des wahren Sozialismus, im Sinne des Evangeliums, daß er nicht dahergebraust kommt wie ein Sturmwind, sondern daß er in stillem Wachstum der Menschheit Fortschritt und Segen bringt. „Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig, die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.“

Wir erkennen im Sozialismus das Schaffen Gottes in unserer Zeit, aber gerade weil wir dieses in ihm erkennen, müssen wir die Sozialdemokratie ansehen nicht als einen neuen Weg, der zum Ziele führt, sondern als einen Irrweg. Denn das Schaffen Gottes an der Menschheit ist ein leises, unmerkliches; Gott naht sich nur im sanften Säuseln, nicht im verzehrenden Feuer, nicht in gewaltigem Erschüttern, noch im Brausen des Windes.

Die Sozialdemokratie hat nur materielle Interessen vertreten, aber die Arbeit am sittlichen Fortschreiten der Menschheit vernachlässigt, und gerade diese steht bei Jesus im Vordergrunde. Dieser Gegensatz zeigt uns, daß die Sozialdemokratie nicht im Geiste Jesu ist. Daher dürfen wir uns auch ihrer politischen Niederlagen freuen, durch welche die Bahn frei wird für wirklichen Sozialismus im Sinne des Evangeliums. Daß diese Niederlagen nun auch von Reaktionären aller Schattierungen zu dem Versuche ausgebeutet werden, ihren dunklen Zielen näher zu rücken, ist nicht zweifelhaft; aber die sozialen Ideen sind schon so verbreitet, und vor allem das soziale Gewissen ist in weiten Volkskreisen bereits geschärft, daß die soziale Frage nicht

mehr als quântité négligeable behandelt werden kann. Ich glaube, wir sind im Gegenteil zu der Hoffnung berechtigt, daß die politischen Niederlagen der Sozialdemokratie eine neue verheißungsvolle Aera des Sozialismus einleiten. Die Sozialdemokratie ist nur eine Phase des Sozialismus, seine Sturm- und Drangperiode, nach deren Ueberwindung wir erst einer fruchtbaren sozialen Entwicklung entgegen gehen werden.

Auf gewaltsame Weise wird der Menschheit kein Fortschritt gebracht; auch die französische Revolution, deren gute Gedanken später in ruhiger Entwicklung zu allgemeiner Geltung kamen, wurde infolge ihres gewalttätigen Auftretens nur durch einen verstärkten Cäsarismus abgelöst. Die Uebertreibungen des Kapitalismus, Trustbildungen ꝛc. werden nur zum schließlichen wirtschaftlichen Ruin führen. Die Anmaßungen und der Fanatismus der Sozialdemokratie unter Führung eines Bebel und einer Rosa Luxemburg führen zum Bankerott der Partei. Deren Erbe anzutreten, ihre guten Ideen weiter zu entwickeln, ist unsere Aufgabe für die Zukunft; die Lösung dieser Aufgabe im Geiste Jesu und im Sinne des Evangeliums zu finden, bleibt das Problem.

H. Luther.

---

Auf obige Ausführungen möchte ich mir erlauben, kurz folgendes zu erwidern:

Herr Luther freut sich über die Wahlniederlage der deutschen Sozialdemokratie aus zwei Gründen: 1. weil ihre politische Taktik der Art und Weise des Wirkens Jesu nicht entspreche; 2. weil nun, nach ihrer „Niederwerfung“, die Sozialreform erst recht rüstig fortschreiten könne. — Ist diese Begründnng stichhaltig?

Ich frage in Bezug auf den ersten Punkt: Heißt es nicht, den Maßstab zu groß nehmen, wenn man die Tätigkeit einer politischen Partei ohne weiteres mit dem Wirken Jesu vergleicht? Welche Partei könnte dann bestehen? Und dürften wir uns anmaßen zu sagen: wir wirken nun genau im Geiste Jesu? Wenn Herr Luther, wie ich annehme, das Vorhandensein politischer Parteien für berechtigt und notwendig hält, dann wird er auch die sozialdemokratische trotz der vielen Fehler, die sie mit den andern teilt, gelten lassen müssen. Daß sie schlimmer sei als andere, kann ich nicht zugeben. Etwas stürmischer ist sie allerdings, weil sie eine emporstrebende Oppositionspartei ist. Der „Freisinn“ war einst auch nicht so zahm wie jetzt und die alten Junker, die Vorfahren der jetzigen Konservativen, litten auch nicht an gar zu viel Zartsinn. Es ist aber nicht richtig, daß die Sozialdemokratie einen gewaltsamen Umsturz will. Sie will nach ihren programmatischen und sonstigen offiziellen Erklärungen die politische Gewalt mit dem Stimmzettel erobern und höchstens der Gewalt Gewalt entgegensetzen.

So kann ich Herrn Luther auch im zweiten Punkte nicht zustimmen. Man hat es ja in diesen Monaten von allen Seiten her hören können, daß es jetzt mit der Sozialreform flott vorwärts gehen könne. Ich kann in diesen Behauptungen nur Illusionen erblicken. Im Munde gewisser Herren sind sie so noch schlimmer als dies! Wie in aller Welt hätte die Sozialdemokratie vorher eine ernsthafte Sozialpolitik verhindert? Etwa dadurch, daß sie sozialpolitisches Pfuschwerk ablehnte? Oder weil man „oben" böse auf sie war? Aber wenn es mit dem sozialpolitischen Ernst „oben" nicht weiter her war, dann wird er auch jetzt nicht viel leisten. Tatsächlich war es — auch nach der Aussage eines so unverdächtigen Zeugen wie Bismarck — die Sozialdemokratie, welche die Triebkraft aller Sozialreform bildete. Sie hat die Ideen geliefert, sie die Angst erzeugt, ohne die man schwerlich etwas Ernstliches getan hätte. Sollte es jetzt, nachdem die Triebkraft (scheinbar wenigstens) schwächer geworden ist, rascher vorwärts gehen? Das wäre doch eine merkwürdige Ausnahme von dem größten der Naturgesetze! Man wird eine Zeitlang auch „oben" sicher einen rechten sozialen Eifer zur Schau tragen — aber wie lange? *Und man wird es tun aus Angst vor einer Wiederkehr der sozialdemokratischen Flut!* Aber wenn diese Angst einmal endgültig verschwunden wäre?

Und noch eins und zwar die Hauptsache. Reformen müssen nicht nur von oben her gemacht werden, um als Geschenk denen, die sie nötig haben, angeboten zu werden, *sondern durch diese selbst.* Dann allein haben sie das, was auch Herrn Luther mit Recht so sehr anliegt: einen *erzieherischen, sittlichen* Wert. In diesem Sinne behält das kommunistische Manifest Recht, wenn es erklärt, die Befreiung der Arbeiterklasse könne nur deren eigenes Werk sein. Die Partei aber, die das Vertrauen des wichtigsten Teils der Arbeiterschaft besitzt, ist die Sozialdemokratie. Es ist nicht die geringste Aussicht, daß dies anders werde und es ist auch gar nicht wünschenswert. Daß die Partei sich entwickle, läutere, vertiefe, ist auch meine Hoffnung und aus diesem Gesichtspunkte habe auch ich an ihrer Niederlage zwar nicht Freude gehabt, aber etwas Gutes gefunden.

Denn darin bin ich ja mit Herrn Luther einverstanden, daß möglichst viel reine Kräfte in die soziale Bewegung hinein müssen. Dazu müssen Menschen, die sich zu Jesu bekennen, sich bemühen, ihren bescheidenen Beitrag zu liefern. Unsere religiösen Hoffnungen und Ziele liegen ja gewiß höher als die irgend eines politischen Parteiprogramms.

L. Ragaz.

---

# Verschiedenes.

## Der Hofprediger und der liebe Gott.

Ueber den Hofgottesdienst zur Reichstagseröffnung schreibt Friedrich Naumann in der „Neckarzeitung“: In der Schloßkapelle in Berlin häufen sich die bunten Uniformen. Es ist das Bild, das Adolf Menzel gemalt hat. Der äußere Prunk soll die Würde bezeichnen. Halb verloren sitzen die Abgeordneten in der zweiten Hälfte des Raumes. Jetzt kommt der Kaiser und mit ihm beginnt die Feier und diese Versammlung singt, soweit sie sich am Gesange beteiligt, ein Lied von stiller, sanfter Innigkeit, eines der zartesten Lieder, die es in deutscher Sprache gibt, den Herzensgesang des alten herzensfrommen Bandwebers Tersteegen: „Gott ist gegenwärtig“. Mit dem treuen, alten Bandweber singen die Exzellenzen:

**Wir entsagen willig**
**Allen Eitelkeiten,**
**Die uns Sünd und Welt bereiten.**

Und dann wird gepredigt (vom General-Superintendent Faber über das Wort Jesaias „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“ D. R.) und zwar darüber, daß die letzte Reichstagswahl ein Werk Gottes gewesen ist: in der Reichstagswahl „hörte man die Stimme Gottes“. Gott hat unsere deutsche Art gern. Das deutsche Volk ist der Träger einer Gottesidee. Die deutsche Art ist durch die Reichstagswahl wieder hervorgekommen. Das Volk sollte errettet werden von dunklen Mächten. „Es sollte überhaupt im Reichstag nur staatserhaltende Gruppen geben, die wie ein Mann dem Panier des Kaisers folgen. Dann können wir das weitere Gott überlassen.“

Er hat noch vieles andere gesagt; aber wenn ich je etwas gehört habe, was auf mich persönlich einen tief unfrommen Eindruck gemacht hat, dann war es diese Rede, in der Gott für gewisse Parteien und Mächte in Anspruch genommen wird. Wenn Gott wirklich so ist, wie ihn dieser Hofprediger sich denkt, dann kann ja ein Sozialdemokrat diesen Gott nur als seinen absoluten Feind ansehen. Erst draußen vor den Toren des Schlosses wurde Sinn und Gemüt wieder frei, denn draußen hielt die Sonne eine Straßenpredigt über den Text: Er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

So dachte man sich den lieben Gott früher. Jetzt aber ist er eingeschriebenes Mitglied des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie geworden. Da halte ich es doch lieber mit dem alten Glauben.

L. R.

## Der korrekte Geistliche.

Eine gewaltige Gefahr unserer Zukunft sehen wir in den korrekten Geistlichen. Er gibt nirgends „Anstoß“. Das ist das oberste Gesetz. Seine Redeweise ist so vieldeutig, daß Rechts und Links, Arm und Reich daraus das ihre herauslesen kann. Schöne Blumen der Rede, ein sanftes Organ. Man sucht ihn überall zu Beerdigungen wie zu Hochzeiten. Er weiß die „Weihe“ zu geben, weiß zu „rühren“. Aber zur Umkehr bringt er die Leute nicht, ach, er hat zu lange die Hoffnung dazu verloren! Eine Bewegung schafft er nie; er ist korrekt und unanstößig. Im Ernst des Alltagslebens hat er nichts zu sagen. Aber bei den „Höhepunkten“ ist er das unentbehrliche Mittelstück aller Dekoration. Seine Kirche tritt nie in den Kreis leidenschaftlicher Erörterungen; fern von allen Parteikämpfen und sozialen Kämpfen steht sie; man bekämpft sie nicht, denn man achtet sie nicht. Sie ist Dekoration geworden. — So das westfälische Gemeindeblatt. Ich denke, das gelte nicht nur für Westfalen! Man könnte auch schreiben: „Der allgemein beliebte Pfarrer!“ L. R.

## Die religiös-soziale Zusammenkunft.

Ueber die religiös-soziale Zusammenkunft in Zürich, zu der in der letzten Nummer eingeladen worden ist und die von etwa 50 Pfarrern und „Laien“ besucht war, sollte eigentlich, da sie mehr vertraulichen Charakter hatte, nicht öffentlich berichtet werden. Leider hat ein Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ es nicht über sich gebracht, diesen berechtigten Wunsch zu erfüllen und nun in einer Weise referiert, die nicht nur einzelne Voten, sondern den Geist und Charakter der ganzen Versammlung entstellt, ja ins Gegenteil verkehrt. Die Gegnerschaft von rechts und links her hat sich denn auch sofort darauf gestürzt und ihre Kommentare dazu geschrieben. So wollen wir denn wenigstens soviel berichten, daß es eine lebendige Verhandlung war, die sicher auch frische Impulse gegeben hat. Mancher war wohl überrascht von dem mutigen, freien und doch ernsten Geist, der hier zum Ausdruck kam. Die Entschlossenheit, in den durch das soziale Problem erzeugten geistigen Kampf hineinzugehen, war — zwei oder drei Voten ausgenommen — ebenso fest, wie die Ueberzeugung, daß es gelte, dafür vor allem die tieferen Kraftquellen zu suchen. Der Sozialismus hat unter den Pfarrern großes Terrain gewonnen. Noch mehr fast überraschte der Freimut ihres Urteils über die „Kirche“ und ihre Zukunft. Wenn dieser Geist des frommen Mutes unter den Pfarrern sich erhält und zunimmt, dürfen wir davon vieles hoffen. Ganz besonders erfreulich war, daß trotz der buntesten theologischen Zusammensetzung der Konferenz während der ganzen Verhandlung die dogmatischen Unterschiede den Teilnehmern gewiß auch nicht einmal zum Bewußtsein kamen. Das ist ein Zeichen der Zeit ersten Ranges. Es

schafft in den Herzen und Köpfen ein Neues, das über die alten Streitpunkte hinausführt. Nun gilt es, diesen Weg mit Ernst und Demut weiter zu gehen. Die nächste Zusammenkunft wird einige Mängel in Vorbereitung und Organisation der ersten sicherlich verbessern; hoffentlich wird sie ihr an Frische nicht nachstehen. L. R.

# Umschau.

**Jesus und die Ehrfurcht vor dem Menschen.** Das Große, was Jesus von Nazareth der Welt gegeben hat, ist das starke Gefühl der Ehrfurcht vor jedem Menschen, die sich steigert zu der gewaltigen Behauptung, daß sein aus dem Geheimnis auftauchendes und ins Geheimnis versinkendes persönliches Leben das Ewige, Unvergängliche ist, das, um deswillen allein das Leben lebenswert ist, das er allein lieben darf und kann, für das selbst stets zu leben, das bei andern zu heben und zu nähren sein größtes Glück sein muß. Ihm entstammt jede Persönlichkeit dem Ewigen — auch die, deren ewige Kräfte wir noch wenig spüren. Damit tritt Jesus einer sehr gefährlichen Art des Empfindens gegenüber, dem der Pharisäer und Philister. Sie glauben den Menschen nach dem schätzen und lieben zu dürfen, in dem er ihrem Urteil nach der religiösen oder bürgerlichen Gemeinschaft, der sie angehören, nützt oder schadet. Wer eine Einordnung in dieses Gemeinschaftsleben nicht finden kann, ist der Verachtung preiszugeben. Dem gegenüber sagt echte Frömmigkeit — hier vor allen ist Jesus ihr ewiger Typus — jeder Mensch trägt die gestaltende edle Kraft in sich, um derentwillen wir ihm Liebe schuldig sind. Das Streben, ihm nahe zu kommen, ihn zu verstehen, ihm den Austausch und gemeinsames edles Leben mit uns zu ermöglichen, darf also nie in uns erlöschen, sonst haben wir nicht die volle, tiefe Erfurcht vor dem Ewigen in ihm.
(Fuchs, Gut und Böse, S. 162 f.)

Das Aprilheft der Revue du christianisme social enthält einen Artikel über die **weibliche Heimarbeit** und ihre traurigen Verhältnisse. Er zeigt, daß es mit ihren angeblichen sittlichen Vorzügen nicht weit her ist. Von den einfach haarsträubenden Lohnverhältnissen einmal ganz abgesehen, kann die Heimarbeiterin weder ihre Kinder besser erziehen noch ihrem Mann das Heim behaglicher gestalten, als die Fabrikarbeiterin; auch sie verfällt ebenso leicht der Unsittlichkeit. Von dem „Schwitzsystem“, welches die elende Lage herbeigeführt hat, sagt der Bericht sehr gut: „Daß sich diejenigen gegenseitig unterbieten, die lieber ein Stück trockenes Brot haben als gar nichts, ist zu entschuldigen, aber unentschuldbar sind die jungen Frauen und Töchter aus kleinbürgerlichen Kreisen, die zu niedersten Preisen arbeiten, nicht weil sie darauf ange-

wiesen sind, sondern um ein kleines Taschengeld zu verdienen, mit dem sie sich ein wenig Luxus, ein wenig Unabhängigkeit verschaffen können. Es ist ihr Recht, nach Unabhängigkeit und einigem Komfort für sich und ihre Familien zu trachten, aber es ist nicht ihr Recht, ihre Arbeit gering zu schätzen, weil sie deren Ertrag gar hoch schätzen; noch weniger aber ist es ihr Recht, damit andere dem langsamen Hungertod auszuliefern." R. L.

Dazu vergleiche man folgende Notiz aus der unseres Wissens nicht sozialdemokratischen „Basellandschaftlichen Zeitnng": „Schreiber dieser Zeilen kam vor ungefähr Jahresfrist auf einer Geschäftstour in ein Haus, wo man dem Seidenwinden oblag. Es muß gerade keine gute Ware gewesen sein, wenigstens mußte ich die Mühe und Geduld bewundern, die dazu aufgewendet wurde. Auf meine Frage, wie hoch man sich im Tage denn schaffe, gab's — nasse Augen und den Bescheid — bei wohl 14 Arbeitsstunden (!) auf höchstens 50—60 Cts.! Genaue Erkundigungen haben mir bewiesen, daß die Frau die volle traurige Wahrheit gesagt hatte. Rechnet man dann hiervon die Transportkosten noch ab, welche die Arbeiterin ebenfalls tragen muß, so ist jeder weitere Kommentar überflüssig." L. R.

**Naumanns erste Reichstagsrede** war, was eine rechte Rede sein soll, eine Tat. Möge ihr nachhaltige Wirkung beschieden sein! Ihr Grundgedanke, daß das oberste Ziel aller Sozialpolitik sein müsse, den Arbeiter auch im Reiche der Industrie aus einem Untertanen zu einem Bürger zu machen, daß er die Arbeit wieder als seine eigene tun könne, entspricht dem, was der an der Spitze der heutigen Nummer stehende Aufsatz am meisten betont. L. R.

**Der Sieg der Sozialdemokratie in Zürich** ist ein Ereignis ersten Ranges, über dessen Bedeutung nachzudenken wir gut tun. Der Sozialdemokratie wird vielleicht in nicht zu langer Zeit die größte und wichtigste Stadt der Schweiz politisch beherrschen. Nimmt man dazu die Wahl eines Sozialdemokraten zum Stadtpräsidenten von Biel, den sozialdemokratischen (mit Hilfe der Christlich-Sozialen errungenen) Sieg in Winterthur, so ist klar, daß wir wenigstens in der Schweiz keine Ursache haben, über die „Vernichtung" dieser Partei zu jubeln. Daß dieser Jubel auch in Deutschland, wo er leider auch in der „Christlichen Welt" immer noch nachhallt, sehr wenig Grund hat, beweist die jüngste Reichstagsersatzwahl in Leipzig, wo es trotz riesiger Anstrengungen nicht gelang, die Wahl des Sozialdemokraten zu verhindern, der mehr Stimmen machte, als im Januar für die Partei abgegeben worden waren. Das sieht nicht nach „Vernichtung" aus. Was Zürich und andere Schweizerstädte betrifft, so drängt sich z. B. die Frage auf: Wie stünde eine mit dem Bürgertum verbündete Pfarrerschaft inmitten dieser an Zahl weit überwiegenden sozialistischen Bevölkerung da? Wer Augen hat zu sehen, der sehe! L. R.

Ueber die **studentischen Arbeiterbildungskurse in Berlin** schreibt uns ein studentischer Teilnehmer: Auch in Berlin sind die Teilnehmer ältere, d. h. der Schule entwachsene Arbeiter und Arbeiterinnen, die Lehrer Studenten. Dagegen wird hier weniger eine eigentliche Fortbildung angestrebt, sondern man beschäftigt sich mit dem in der Volksschule nicht Gelernten oder dem seither Vergessenen. Der Unterricht beschränkt sich deshalb auf Schreiben, Rechnen, Deutsch, alles von den Anfangsgründen an. Der sehr starken Beteiligung nach zu urteilen, scheinen diese Kurse einem wirklichen Bedürfnis entgegenzukommen. Das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern ist im allgemeinen recht gut. Klagen, besondere Wünsche 2c. werden in Vertrauensmännerversammlungen erledigt; jede Klasse wählt dazu aus ihrer Mitte zwei Vertreter, dazu kommen von der andern Seite die Kursleiter. Wie ich von mehreren Seiten hörte, scheuen sich die Arbeiter weniger die Lücken in ihrem Wissen den „ja auch noch lernenden" viel jüngeren Studenten aufzudecken als Erwachsenen, die schon in Amt und Würde stehen. Die Studenten, unter denen natürlich jedes Semester viel Wechsel ist, gehen gewöhnlich mit großem Eifer an ihre Arbeit, da sie ja nicht durch allzuviel Uebung abgestumpft sind. H. O., stud. jur.

**Der evangelisch-soziale Kongress** findet am 21.—23. Mai in Straßburg statt; die Veranstalter hoffen auch auf rege Teilnahme aus der Schweiz. Niemand lasse sich durch das Wort „Kongreß"

abhalten; es handelt sich nicht um eine eitle Parade, wo die, welche sich erste Größen dünken, sich gegenseitig beweihräuchern, sondern um ernste geistig Arbeit, an der sich allerdings jedesmal manche Geister ersten Ranges beteiligen. Er ist nicht zu verwechseln mit der christlich-sozialen Partei Stöckers oder der ehemaligen nationalsozialen Partei Naumanns; er ist überhaupt nicht das Organ einer politischen **Partei** und will nicht etwa eine zahmere Arbeiterbewegung organisieren. Er will vielmehr das soziale Gewissen wecken und die Gesinnung pflanzen, die von sittlich-religiösen Nötigungen aus eine soziale Umgestaltung anstrebt und die soziale Frage auffaßt als die Frage nach der Befreiung der Persönlichkeit vom wirtschaftlichen Druck. Der Kongreß ist auch keineswegs auf ein bestimmtes soziales Programm eingeschworen; er dient auch der unbefangenen Erörterung praktischer Fragen und Bestrebungen des sozialen Lebens, und hat auch schon viel geleistet zur Förderung sozialen Denkens und Verständnisses. Darum ist er auch nicht eine bloß reichsdeutsche Sache, sondern kann auch uns Schweizern vielerlei Anregungen bieten. Das Programm ist folgendes: Am Abend des 21. Mai findet im Sängerhaus ein Begrüßungsabend statt, mit verschiedenen Ansprachen, u. a. von Naumann. Am 22. morgens 9 Uhr spricht der Nationalökonom Prof. v. Schultze-Gaevernitz aus Freiburg i./B. über: „Das soziale Ideal", nachmittags 3 Uhr Beigeordneter Dr. Leoni aus Straßburg über: „Die Aufgabe der Städte als Arbeitgeber", am 23. vormittags 9 Uhr Pfr. Hans Wegener aus Mörs (Der Verfasser des Buches „Wir jungen Männer") über: „Die Bekämpfung der Unsittlichkeit", Frau Professor Marianne Weber aus Heidelberg hält dazu ein Korreferat. Die Verhandlungen finden im großen Saal der Aubette statt. Wegen Wohnung wende man sich an den Abgeordneten G. Wolf, Fischartstraße 20, Straßburg.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Jahresbeitrag der Kongreßmitglieder 5 Mark beträgt; man erhält dafür regelmäßig das stenographisch aufgenommene Protokoll des Kongresses und die immer interessante Zeitschrift „Evangelisch-sozial", aus der wir schon öfters Mitteilungen gebracht haben. Man kann sich aber auch für Mark 2.50 darauf abonnieren, ohne Mitglied zu sein. R. L.

**„Heilige" und „unheilige" Orte.** Eine Notiz in letzter Nummer wandte sich gegen die katholisierende Auffassung von „Gotteshaus" und „Gottesdienst." Nun lesen wir in Nr. 15 der „Christl. Welt" folgende Mitteilung aus Amerika. Crapsey (ein wegen angeblicher Irrlehre abgesetzter Pfarrer) hält nun in einem Theater Vorlesungen über religiöse und ethische Fragen. . . . Daß er in einem Theater spricht, wirft in Amerika kein schlechtes Licht auf seine geistliche Haltung, denn der Amerikaner hält das Theatergebäude nicht für profan im Gegensatz zur Kirche. Nur gegen die Theateraufführungen richtet sich das Sonntagsverbot. Statt dessen gibt man „geistliche Konzerte", unter welchen Begriff aber auch Possen wie „Der Kilometerfresser" fallen. Das Theater aber ist der Ort für die großen Evangelisationsversammlungen. In einer Stadt in Neuengland war letzten Sommer das Deckengewölbe einer Kirche eingestürzt, und die Gemeinde hielt während der Reparatur mehrere Monate hindurch ihre Gottesdienste in einem Theater ab, das keine Sonntagskonzerte gab. Nur in katholischen und lutherischen Kreisen empfindet man das Gotteshaus als eine „heilige" Stätte. Ein Pastor einer andern Gemeinschaft zeigte mir einmal seine Kirche und behielt dabei den Hut auf und die Zigarre im Munde. In der Schweiz aber weiß ich eine Gemeinde, die es ablehnte, während der Kirchenreparatur den Gottesdienst im Schulhaus abzuhalten; das sei „Stündlerei", man stellte ihn lieber ganz ein. R. L.

Die Diskussion über **Tatiana Leontieff** ist wieder verstummt. Zwei kurze Bemerkungen seien aber doch noch erlaubt. Die alte ethische Meisterfrage nach dem Recht des Tyrannenmordes ist wieder erwacht. Daß die Attentäterin sich so schlecht informierte, ob sie den Tyrannen wirklich vor sich habe und die Verwechslung nicht bereute, ist allerdings schlimm und sie verdient daher reichlich ihre vier Jahre. Aber ethisch interessant und kontrovers ist das Urteil über das, was sie tun **wollte**. Ich will nicht darüber meine Meinung abgeben, sondern nur auf die Unwahrhaftigkeit einer

gewissen Romantik hinweisen, die für Wilhelm Tell schwärmt und auch der Charlotte Corday eine sentimentale Heldenverehrnng zubilligt, aber sich in Entrüstung ergeht, wo der Tyrannenmord brutale Gegenwart wird und die Fremdenindustrie schädigt. Entweder man nehme das Odium der Philisterhaftigkeit auf sich und erkläre die klassische Apologie des Tyrannenmords, Schillers Tell, für unwürdig, der Jugend in die Hände gegeben zu werden, da sein Held trotz seinem Plaidoyer für Unterscheidung seiner nationalen Tat gegenüber dem persönlichen Racheakt des Parricida als Meuchelmörder das Zuchthaus verdient habe. Oder man gesteht ein, daß was Tatiana Leontieff im Hotelsaal in Interlaken tun wollte, nichts anderes war, als was Tell in der hohlen Gasse getan hat. Und wenn man betont, daß Tells Tat ultima ratio war, so vergesse man nicht, daß die Attentäterin von ihrer Tat dieselbe Ueberzeugung hatte.

Aber müssen wir als Christen nicht passives Hinnehmen auch der haarsträubendsten Grausamkeiten fordern? Dann ist es aber auch wieder unaufrichtige Romantik, Gustav Adolf als christlichen Helden zu feiern. Dann sind im 30jährigen Krieg die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg die wirklichen christlichen Helden gewesen, die untätig zusahen, wie Wallenstein den deutschen Protestantismus niederwarf. Und wenn jede Verwendung von Gewalt dem Christen verboten ist, dann ist sie nicht nur dem Einzelnen, sondern auch den Völkern verboten; dann ist es nicht nur eine Schandtat, der blutigen Tyrannei mit der Pistole in der Hand entgegenzutreten, sondern auch wenn ein Volk seine Freiheit und nationale Ehre mit den Waffen verteidigt. Seltsamerweise sind aber gerade die konservativ Gesinnten gleichzeitig die eifrigsten Verteidiger des Krieges und die entschiedensten Gegner der Revolution, ohne diesen innern Widerspruch zu spüren. Man wendet ein: jede Revolution verletzt ein bestehendes Recht, eine Regierung, die Gewalt ausübt, jedoch nicht. Aber macht allein die brutale Gewalt die von der Regierung gefaßten Beschlüsse und gegebenen Gesetze zum Recht? Darf also Gewalt nur gebraucht werden, die bestehende Ordnnng zu stützen, nie sie zu stürzen? Nur um altes formelles Recht zu erhalten und nicht, wenn es zum moralischen Unrecht geworden ist, es über den Haufen zu werfen und neues Recht aufzurichten? Alle Rabulistik bringt mich nicht drum herum: Entweder ist alle Gewalt verwerflich und Tolstoi hat recht, oder es ist der Gebrauch von Gewalt den Regierenden „um der Herzenshärtigkeit der Untertanen willen" zuzugestehen. Dann darf man sich aber auch nicht entrüsten, wenn sich Untertanen mit Gewalt wehren, wo die Herzenstätigkeit der Regierenden ihre Gewalt mißbraucht. Denn wir anerkennen keine doppelte Moral. R. L.

---

Könnte es nicht zu unserer Erziehung gehören, daß auch solches, was sich schließlich zur Vernunft wenden mag, uns als Gegensatz zur Vernunft erscheinen muß?

Eucken.

Die Freiheit ist das Brot, das die Völker im Schweiße ihres Angesichts erwerben müssen.

Lammenais.

---

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

# NEUE WEGE

## Zur Höhe!

Bergauf! — Bergauf! —
Schon glitzert die Sonne,
Es wallet der Flor.
Mir ahnet unendliche Lust.
Da hauchen die Winde ein mächtiges Tor,
— Taumel ergreifen die jauchzende Brust —
Die bergenden Wolken, sie weichen;
Die strahlende Mutter bricht siegend hervor,
Und Himmel und Erde sich gleichen.

Empor! — Empor! —
Es strahlet die Sonne,
Es schwindet der Flor,
Es weinet die Seele in Wonne.
Verlassen hast du der Täler Gerinn,
Die dumpfen Städte verlassen;
Die Berge sind frei, die Weiten Gewinn,
Und Moder und Ekel die Gassen.

Bergauf! — Bergauf! —
Es brennet die Sonne,
Sie saugte den Flor.
Im Lichten nur kannst du genießen.
Bergauf! — Es möge der Schlechte, der Tor
Die Wünsche in Mauern verschließen! —
Bergauf! — Bergauf! —
Vollende den Lauf!

Zur Höhe fliege
Der dürstende Sinn!
Das suchende Auge
Verlange!
Und trunken das Herz,
In Freude und Schmerz,
Am Ewigen
Hange.

Hugo Lutz.

---

# Naturwissenschaft und Religion.

Jetzt, da der Sturm der materialistischen Weltanschauung, den die moderne Wissenschaft heraufbeschworen, im Verziehen begriffen ist, tritt uns die Frage, in welcher Beziehung Naturwissenschaft und Religion zu einander stehen, in neuer Gestalt entgegen. Sie heißt nicht mehr: Moses oder Darwin. Der Sturm ist nicht ohne Spuren zu hinterlassen, vorübergegangen, er hat das, was fallen mußte, mit fortgenommen, er hat hüben und drüben die Luft gereinigt, daß wir manches, was vorher verschleiert war, deutlicher sehen. Berge, die hier als feste Fundamente zu stehen schienen, haben sich in Nebel aufgelöst und Wolkenstreifen, die dort die Aussicht verdeckten, haben sich verzogen, daß die Grenzen des Landes klar und deutlich dem Auge sich zeigen. Freilich gibt es noch genug Leute, die, statt sich dieses klaren Wetters zu freuen, höhnisch denen drüben ihre Nacktheit aufrupfen: da seht ihr, wie bald ihr am Ende seid mit eurer Weisheit, mit eurem Glauben! Und dabei nicht sehen, daß der Sturm auch bei ihnen aufgeräumt hat. Diese Schreier verstehen die Zeit nicht.

Die Zeit der Apologeten ist nun vorbei. Sie waren nötig während des Kampfes, sie mußten Angriffe abwehren, die Gebiete trennen, das Trennende herausheben um das Eigene vor den Uebergriffen des Andern zu sichern. Nun kommt die Zeit des Verbindens. Naturwissenschaft und Religion heißt es heute. Wir fragen uns, wie kann das eine nicht trotz, nicht neben dem andern bestehen, sondern mit oder in ihm den Menschen vorwärts bringen. Es ist an der Zeit, diese Frage zu stellen, ehe der Eindruck des Fiaskos, das die materialistische Wissenschaft in vieler Augen gemacht hat, die Gebildeten ihr entfremdet. Es wäre doch jammerschade, wenn der ganze Aufwand an Arbeit, Zeit und Liebe, den die Erforscher der Natur aufgewendet haben, für den Einzelnen nutzlos wäre, wenn die Ergebnisse ihrer Forschung als unbrauchbar in die Rumpelkammer kämen, weil ihre Grenzen klarer geworden, ihre Unzulänglichkeit für die Welterklärung erkannt worden ist. Jetzt gilt es, sie ihres tendenziösen Gewandes

zu entledigen und ihren inneren Reichtum aufzudecken, der so manchem der Fernerstehenden bisher verborgen war. Dann werden wir uns auch mit der Methode versöhnen, die sich so trefflich bewährte und die Wissenschaft zu ungeahnter Höhe geführt hat.

Von welchem Punkt aber sollen wir ausgehen? Sollen wir nun hinten anfangen, nachdem uns der Weg in eine Sackgasse geführt hat und vom unbekannten X aus, dem unerklärlichen Rätsel, auf das wir bei allem Tieferdringen in der Natur stoßen, die Brücke zur Religion schlagen, daß sie, wie Grundwasser einsickernd, allmählich den ganzen Bau erfüllt? Soll Gott wieder an Stelle der Naturgesetze gestellt werden? Nein, damit wäre keine natürliche, nur eine künstliche Verbindung geschaffen, die keinem Lüftchen Stand hielte. Die naturwissenschaftliche Forschung ist nun einmal auf die menschlichen Sinne angewiesen, sie kann und darf nichts, was nicht im Bereich derselben liegt, berücksichtigen; nur so kann sie dazu kommen, das Letztmögliche, für sie greifbare aufzuspüren und durch künstliche Verfeinerung der Sinneswerkzeuge immer tiefer den Bau und die Gesetze der Außenwelt aufdecken. Das Hineintragen philosophischer oder religiöser Momente wird stets ein Hemmschuh für sie sein. In der Methode muß die Naturwissenschaft konsequent materialistisch bleiben. Daran läßt sich nichts ändern.

Doch das andere ist ebenso notwendig: Der Forscher muß über der Methode stehen, sie als das anschauen, was sie ist, ein Werkzeug, ein gutes und noch mehr zu vervollkommnendes, aber nichts weiter. Er muß ihre Beschränkung anerkennen und nicht damit Löcher in die Luft schlagen, sie nicht auf Gebiete übertragen, die außerhalb des Bereiches sinnlicher Erfahrung liegen. Er muß sich an den Gedanken gewöhnen, daß er mit ihr keine absolute, nur menschlich allgemein subjektive Wahrheit erreichen kann. Nur so behält er sich den Sinn frei für die Religion. Er hat damit noch keine Brücke zu ihr hinüber gebaut, aber er läßt sich in dem Mauerring seines eigenen Gedankenbaues eine Türe offen, durch die er aus seiner dunklen Werkstatt heraus an die frische Luft treten kann. Er macht sich so nicht der Doppelspurigkeit schuldig, wenn er nach tagelanger Arbeit hinter Mikroskop und Wage, gebunden an den langsamen Schritt der Verknüpfung von Ursache und Wirkung, an die schwere Mühe des Messens und Zählens, ausruhend seine Gedanken aus dem Rahmen seiner Forschungsmethode herausschweifen läßt. Und wenn sich nun vor seinen Blicken die ganze, mühsam mit all ihren Rädchen, Hebeln und Stangen konstruierte Maschine in Bewegung setzt, hat er da nicht recht, wenn er staunend sich in ihren Gang vertieft? Gewiß, denn jeder, der es schon getan, der weiß, daß es gerade die tiefsten Eindrücke sind, die uns in solchen Mußestunden zu Teil werden. Sollte nicht aus ihnen gerade das Neue geboren werden, von dem aus eine natürliche Verbindung von Naturforschung und Religion möglich ist?

Der Brennpunkt, in dem die Strahlen aller Wissenschaft, der Natur- und Geisteswissenschaft sich vereinigen, ihre höchste Kraft entfalten und Gegenstand der Religion werden können, ist für mich das Erleben. Die Wissenschaft ist nicht Selbstzweck, ihr Ziel und ihre innerste Triebfeder ist Erweiterung der Möglichkeit und Vertiefung des Erlebens.

Wie ich das verstehe, kann ich vielleicht am besten klar machen durch einen Hinweis auf die Kunst.

Wenn eine Symphonie aufgeführt wurde, so sagen wir, es war schön, herrlich, und wenn wir das größte sagen wollen, so ist es: es war ein Erlebnis. Von eines gottbegnadeten Künstlers Schöpfung mitgerissen zu werden, daß man ganz sich selber vergißt und willenlos sich führen läßt in die tiefsten Tiefen und höchsten Höhen menschlichen Empfindens, das ist Erleben. Wir lächeln vielleicht dabei über jene, die ängstlich in der Partitur nachblätternd oder dem Taktstock des Dirigenten folgend, dasselbe wollen empfunden haben wie wir, und es mag uns oft vorkommen, das wahre Kunstwerk könne voll und ganz erlebt werden, ohne daß man etwas von Harmonielehre und Kontrapunkt verstehe. Und doch behaupten uns die Musiker das Gegenteil. Und ist's bei der Malerei nicht dasselbe? Wir lächeln über die Schlagwörter der Kunstkritiker und möchten oft, von den unmittelbaren Eindrucke eines Bildes erfüllt auf die ganze langweilige Auseinandersetzung der Linienverhältnisse, der Farbenkontraste und der Komposition pfeifen. Und doch, wer hätte es nicht schon selber erfahren, daß die sachliche Vertiefung in einen Gegenstand auch das Erleben des unmittelbaren Eindrucks vertieft, ja oft ganz neu gestalten kann? Keinem vernünftigen Menschen wird es aber einfallen, nun darum in dieser verstandesmäßigen Durchdringung und Zergliederung des Stofflichen am Kunstwerk seinen wahren Gehalt und Wert abzumessen; wenn auch ein großer Teil des von Kritikern und Forschern beeinflußten unselbständigen Publikums manchmal auf diesen Gedanken zu verfallen scheint. Die echte Kunst hat eine viel zu unmittelbare Wirkung, als daß daneben das Wissen über sie dauernd in den Vordergrund treten könnte.

Während nun aber bei der Kunst das unmittelbare Erleben ganz von selbst als die natürliche Betrachtungsweise anerkannt und erst in neuerer Zeit immer mehr auch das Wissen, das vernunftmäßige Erfassen ihrer Gesetze als Hilfsmittel zur Vertiefung des Genusses angestrebt wird, so ist es bei der Natur ganz anders.

Hier steht das Wissen so im Vordergrund, daß darüber das Erleben vielfach fast ganz vergessen worden ist. War das immer so? Gewiß nicht. Es ist nicht ein besonderer Vorzug gewisser Zeiten, sondern eine ganz natürliche Erscheinung, daß in Epochen, wo das Wissen weniger galt, das Erleben um so intensiver war. Es scheinen sich auch hier Perioden gefolgt zu sein, Perioden des ernsten aber kalten Verstandesringens und Perioden der Rückkehr zu naiver aber inniger Betrachtungsweise. Warum sollte das auch heute nicht möglich

sein? Wir wünschen nicht, daß, wie das Mittelalter die naturwissenschaftlichen Erfolge des Altertums fast vollständig vergaß, auch wir nun die Resultate der modernen Forschung in die Rumpelkammer werfen sollen. Eben das soll vermieden werden dadurch, daß wir nicht die Forschung selber mit der Religion verknüpfen, sondern außerhalb der Forschung eine andere höhere, wenn auch von ihr beeinflußte Betrachtungsweise zeigen.

Der Gedanke mag manchen vielleicht als etwas nebelhaft Unbestimmtes erscheinen und ich muß, um ihm eine greifbare Gestalt zu geben auf das hinweisen, was mir als Vorstufe oder Wegweiser zu dem Neuen gilt. Es ist das in erster Linie die Biologie, die in allen naturwissenschaftlichen Disziplinen immer mehr an Boden und Raum gewinnt und von der auch wir Lehrer eine Verjüngung und Neubelebung unseres Unterrichts erwarten und mit Recht erwarten. Nicht daß die Biologie etwas Neues wäre. Von jeher hat man sich mit ihr beschäftigt aber meist nur so weit, als sie dazu diente, die großen Zusammenhänge im Kosmos zu erweisen und ihre Gesetze aufzudecken. Jetzt wird Biologie das Hauptziel. Gelangweilt von den immer schemenhafter werdenden großen Verallgemeinerungen, dem rein gedankenmäßigen Abstrahieren von jedem Besonderen, das dazu dienen sollte, alles unter ein allmächtiges Gesetz unterzuordnen und so die Welt zu erklären, ernüchtert von dem Mißerfolg dieses kühnen Unterfangens bekommen wir immer mehr wieder Augen für das Individuelle und beginnen nun, einen Organismus nach dem andern in seiner Besonderheit zu betrachten. Erst jetzt sehen wir, welch ein Reichtum mit der durch Abstraktion gewonnenen Kenntnis aus dem Einzelnen herauszuholen ist. Wie ein neues Licht geht uns die Freude an dem Individuum auf, eine Freude, die so viel größer ist als die Freude an allgemeinen Gesetzen und Formenreihen, weil sie im Erleben besteht. Das Typische, das Verallgemeinerte kann nicht erlebt werden, weil es menschliche Abstraktion ist, nur das Einzelne ist in der Erfahrung gegeben.

Es ist eine Rückkehr zu naiver Betrachtungsweise aber kein Zurückfallen in den primitiven Zustand, denn das Erleben ist durch die gewonnene Kenntnis vertieft und erweitert worden.

Ich betrachte eine Kerzenflamme. Auch das Kind hat seine Freude an ihr, aber jeder helle Gegenstand sagt ihm ebenso viel. Auch der Unwissende liebt das Licht; er kann sich von seinem Glanz gefangen nehmen lassen und träumend in das etwas schauen, das Feuer heißt; er sieht die zuckende Bewegung, das ruhige Leuchten und ahnt, daß ein Vorgang sich darin abspielt. Aber mit neuen Augen schaut es der an, der die physikalischen und chemischen Prozesse kennt, die Vorläufer und Begleiter dieses Vorgangs sind. Das Erlebnis erweitert sich ihm nach allen Richtungen, und die Kraft, die sich darin offenbart geht noch unmittelbarer auf ihn über, weil sie durch eine Menge neuer Verbindungen mit seinem Eigenen verknüpft ist.

Ich betrachte eine Blume. Auch das Kind hat Freude an den bunten Dingern, aber farbige Papierschnitzel genügen ihm auch. Auch der nicht Wissende pflückt sie gern zu einem Strauß und wenn er in die wunderbare Harmonie ihres Baues sich vertieft, empfindet er ein staunendes Glück. Aber wie erweitert sich dieses Staunen, wie viel enger schließt sich die Beziehung zwischen dem Betrachtenden und der Blüte, wenn er die Kenntnis der Bedeutung, der Ursachen und der Folgen dieses Baues besitzt und er so mit Entfaltung der Knospe die Entfaltung aller ihrer Kräfte und Fähigkeiten erlebt!

Und vollends die Tierwelt! Auch das Kind klatscht in die Hände, wenn ein Vogel an ihm vorbeihuscht, aber das am Faden zappelnde Holztierchen macht ihm denselben Eindruck. Auch der nicht in alle Geheimnisse Eingeweihte hört gerne die Vögel zwitschern, wenn er im Walde liegt und freut sich ihres Treibens. Wer aber tiefer geforscht hat nach den Lebensbedingungen, und ihrem darin begründeten eigenartigen Körperbau, der schwingt sich gleichsam mit ihnen hinauf in die Lüfte, empfindet mit ihnen ihre besondern Freuden und Leiden, erlebt mit ihnen.

Das Wissen, das Forschen nach Erkenntnis ermöglicht erst dieses intensive Erleben der Natur, aber alle durch Verstandesarbeit erworbene Einsicht muß dazu erst am Einzelnen angewandt in eine lebendige innere Erfahrung umgewandelt werden und so einen Gefühlswert erhalten.

Erst jetzt kann ich auch ohne mißverstanden zu werden auf eine Erscheinung hinweisen, die diese Art des Naturlebens in wunderbarer Innigkeit geübt hat: Franz von Assisi. Hermann Hesse schreibt von ihm: „Sich täglich am Leben der Natur zu verjüngen und gleichsam Kräfte der Erde in sich zu ziehen, diese wunderbare und herrliche Kunst, welche man nur bei Dichtern und wahrhaft Seligen findet, hat er beständig als ein unvergleichlicher Meister geübt. Wie ein Kind und wie ein Weiser redete er mit Blumen, Gräsern, Wellen und allerlei Tieren, sang ihnen preisende Lieder, liebte und tröstete sie, freute sich mit ihnen und nahm an ihrem schuldlosen Leben teil. — Er wußte gar wohl, daß nichts auf Erden ohne eine Seele ist, und er begegnete jeder Seele, auch der Gräser und Steine, mit brüderlicher Ehrfurcht und Liebe. — Dieses ist aber nur den Lieblingen Gottes gegeben, daß ihnen Sinne und Herz nicht altern und lebenslang so frisch und dankbar als bei Kindern bleiben.“

Der heilige Franz erlebte die Natur, warum sollten wir mit unsern Kenntnissen nicht auch wieder die Natur erleben, noch tiefer und reicher? Das Wissen als solches stört das Erleben nicht, nur das falsche Wissen, das anspruchsvolle, als Selbstzweck gelten wollende tut es. Aber freilich, je mehr wir zu wissen glauben, desto blasierter sind wir, desto schwerer wird es uns, naiv zu empfinden und uns ganz dem Eindruck der bloßen Empfindung hinzugeben. Ach, hätten wir die Innigkeit eines Franz von Assisi!

Doch, wo haben wir nun die Brücke gefunden, die Religion und Naturwissenschaft verbinden soll? Es ist uns klar geworden, daß der Forschungsgang der Wissenschaft nicht durch religiöse Voraussetzungen oder Einschiebungen unterbrochen werden darf. Ebenso scheint es mir auch nicht richtig, aus der Natur abgeleitete Sätze und Gesetze durch Analogie in ethisches oder religiöses Gebiet übertragen zu wollen, so sehr wir auch im Grunde von der letzten Einheit der Gesetze aller menschlichen Erfahrung überzeugt sein mögen. Warum? Es ist das auch im besten, im zutreffendsten Falle eine Vergewaltigung der Natur, durch die man sich selber um das Größte bringt, um die Unmittelbarkeit der Erfahrung. Das ist es ja gerade, was den Vorzug und die gewaltige Kraft des Naturerlebens ausmacht, daß es aus erster Quelle, ohne Vermittlung des Gedankens, schöpft und so volle Unmittelbarkeit zu erreichen vermag.

Nein, nicht als etwas Fremdes soll die Religion in die Naturwissenschaft hineindringen,

nicht als bloßes Paradigma zur Vertiefung und Erläuterung religiöser oder ethischer Gegenstände sollen die Erfahrungen im Naturerleben benutzt werden,

sondern die Naturbetrachtung soll bleiben was sie ist, denn sie hat ihren eigenen Wert und sie kann nun selber religiös werden.

Wir können alles religiös erleben, aber wir können nur religiös *erleben*, nicht religiös denken. Dadurch, daß wir die Naturbetrachtung zu einem Erlebnis werden lassen, tritt sie in den unmittelbaren Bereich der Religion. Das Erleben einer Einzelerscheinung gibt uns das Glück des Erlebens einer Einheit und weckt, nährt und kräftigt in uns die Sehnsucht nach der höchsten Einheit.

Wilh. Brenner.

---

# Was nimmt und was gibt die Bibelkritik?

Es ist überflüssig, die Wichtigkeit der Bibel für das Christentum zu schildern. Die Frage: „Wie stelle ich mich zur Bibel?“ wird nie verstummen; von ihrer Beantwortung hängt ja zum großen Teil die Art unseres religiösen Lebens ab.

Die Reformation hat nicht gerüttelt an der katholischen Lehre, daß die Bibel von Anfang bis zu Ende unfehlbares Gotteswort sei. Nur die Behauptung wurde abgelehnt, daß allein die Inhaber des unfehlbaren kirchlichen Lehramtes die Bibel richtig auslegen, der gewöhnliche Laie sie aber nicht verstehen könne. Darum gaben die protestantischen Kirchen sie jedem in die Hand und machten ihm ihre Lektüre zur Pflicht, da sie das Buch sei, das ihm sage, was er glauben

und was er tun müsse, um selig zu werden. Die Zweifel an ihrer Wahrheit waren noch gar nicht erwacht; wer für seine Ansicht einen Bibelspruch anführen konnte, hatte ihre Wahrheit nach damaliger Meinung vollgültig bewiesen. Je besser einer Bescheid wußte in der Bibel, je öfter er sie schon durchgelesen hatte, für umso frömmer galt er. Das ist heute noch die populäre orthodox-protestantische Auffassung von der Bibel. Ihre Vertreter nennen sich mit Vorliebe „bibelgläubig".

An sie reiht sich eine zahlreiche Gruppe von solchen an, die in dieser Anschauung erzogen sind, aber im Stillen allerlei Bedenken, geheime Ketzereien mit sich herumtragen; sie haben aber ein böses Gewissen dabei; sie glauben es sei ein Unrecht, der Bibel gegenüber sich eine eigene Meinung zu wahren; sie suchen ihre Zweifel zu verscheuchen, besonders da sie fürchten, ein erster Schritt der Loslösung von der Bibelgläubigkeit ziehe weitere nach sich, schließlich gerate alles in's Wanken, und mit dem „wahren Glauben" büße man auch das Anrecht auf die Seligkeit ein. Und doch werden sie ihre Bedenken, so sehr sie sich ihrer erwehren möchten, nicht ganz los. Hier und dort erscheint es ihnen als harte Zumutung, das zu glauben, was ihnen die Bibel angeblich vorschreibt.

Diese Zumutung erscheint andern zu hart; sie *können* ihr nicht entsprechen. Es will ihnen auch nicht in den Kopf, daß sie etwas für wahr halten sollten, wovon sie sich unmöglich überzeugen können. So bricht ihnen das Zutrauen zu der Unfehlbarkeit der Bibel an einem Punkt zusammen. Damit verlieren sie aber dieses Zutrauen überhaupt. Das bedeutet, daß das Fundament ihres Glaubens einstürzt; alles gerät ihnen in's Wanken. Die Sache wird oft nur noch verschlimmert, wenn sie erfahren, daß ihr Pfarrer sich auch seine gewissen Freiheiten gegenüber der Bibel reserviert, das aber in aller Wohlmeinenheit, „um seine Gemeinde nicht zu beunruhigen," versteckt hat. So haben z. B. schon Hunderte ihre Bibel weggeworfen und ihrem Glauben den Abschied gegeben, weil sie einsahen, daß die Schöpfungsgeschichte der Bibel den wirklichen Tatsachen nicht entspricht.

Auf dem äußersten Flügel stehen diejenigen, welche es seit ihren Knabenjahren für kindisch halten, sich überhaupt noch um die Bibel zu kümmern, denn sie ist ihnen bloß eine Sammlung unglaublicher Geschichten und veralteter Anschauungen. Ein gewisses historisch-antiquarisches Interesse mag sie noch haben, aber wer wollte auch aus einem zweitausend und mehr Jahre alten Buch heute noch etwas lernen wollen! Nur selbstsüchtige Gegner des Fortschritts können es noch verehren!

Diesen allen ist das gemeinsam, daß sie meinen, sie hätten nur die Wahl, der Bibel unbedingt zu glauben oder sie unbedingt abzulehnen. Darin berühren sich die Extreme. Ihnen gegenüber verfechten wir den Standpunkt, daß unbefangene Prüfung nach allgemein wissenschaftlichen Methoden sich wohl mit Ehrfurcht verträgt. Die Extremen vereinigen sich wieder in dem Vorwurf, diese Stellung sei eine Halb-

heit. Pietätlosigkeit, Verstandesdünkel soll nach den Orthodoxen, Mangel an Wahrheitsmut nach den Radikalen dabei das Motiv sein. Wir versuchen dagegen zu zeigen, wie die Kritik eine innere Notwendigkeit ist und den „bibelgläubigen" Standpunkt zur Unmöglichkeit macht, wie aber dadurch die Bibel ihren Wert nicht verliert, sondern nur lebendiger wird; die radikale Verwerfung ist keine Konsequenz der Kritik.

Wir leugnen nicht, daß die Freude, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, vielleicht bei der Kritik als Motiv schon mitgespielt hat, bei dem oder jenem Kritiker noch mitspielen mag. Aber es wäre ungeheuer verkehrt, daraus die ganze Kritik abzuleiten. Vielmehr gilt, daß sie den Forschern langsam, wider ihren Willen durch die Tatsachen abgenötigt worden ist. Die meisten haben sich lange gegen sie gesträubt, bis sie ihr schließlich aus Wahrhaftigkeit nachgeben mußten. Die Einen weichen mehr von den traditionellen Anschauungen ab als die Andern; es ist aber verkehrt, wenn die konservativen Forscher auf die radikaleren Kritiker schimpfen und sie als pietätlose Verneiner brandmarken. Der entscheidende Schritt ist da, wo das Recht der Kritik überhaupt zugestanden wird, und diesen Schritt haben auch unsere „positiven" Theologen getan; wenn sie dabei zurückhaltender sind, so ist das keine prinzipielle Differenz gegenüber ihren weitergehenden Fachgenossen.

Schauen wir, wie es zur Kritik gekommen ist! Zuerst wollte man den Wortlaut der Bibel genau feststellen. Wir haben ja die eigenhändigen Manuskripte der Propheten und Apostel nicht mehr. Ihre Bücher mußten durch Abschreiben vervielfältigt werden; bei jeder Kopie giebt es Fehler, und auch die ältesten Handschriften, im besten Fall Abschriften aus zweiter oder dritter Hand, weichen in mannigfacher Weise von einander ab. Fast kein Vers im neuen Testament ist ganz genau übereinstimmend überliefert. Es ist eine höchst mühsame Aufgabe, der sich Gelehrte mit großer Selbstverleugnung unterzogen haben, den ursprünglichen Wortlaut herauszufinden; an manchen Stellen ist er noch unsicher. Dieser Arbeit der Textkritik müssen sich die Forscher unterziehen, ob sie wollen oder nicht, und keine Kunst und keine Kraft des Glaubens kann einen unfehlbar sichern Text herstellen.

Weiter erhob sich die Frage, wie denn die Sammlung von so mancherlei größern und kleinern Schriften, als die sich die Bibel darstellt, entstanden ist. An die Textkritik schloß sich so die Erforschung der sogen. Kanonsgeschichte. Unbefangene, pietätvolle Untersuchungen förderten die Tatsache zu Tage, daß sich diese Sammlung nur sehr langsam vollzog. Die meisten biblischen Bücher bestanden schon eine Zeit lang für sich, ehe sie der Sammlung der „heiligen" Schriften einverleibt wurden. Die Abgrenzung des „Kanons", wörtlich der „Richtschnur", d. h. der Schriften, die als heilig und verbindlich gelten sollten, gegen die unheiligen, geschah durch eine Auswahl. Zahl-

reiche Gemeinden verehrten eine größere Anzahl von Schriften, als wir sie jetzt in der Bibel haben, als heilig. So hatte die Bibel der jüdischen Gemeinden griechischer Zunge außerhalb Palästina einen größern Umfang als der hebräische Kanon der Judengemeinden Palästinas. Die Bücher, die bloß im griechischen alten Testament stehen, sind in unsern Bibeln in die Abteilung der „Apokryphen" verwiesen. Aehnlich steht es mit dem neuen Testament. Es gab Gemeinden, welche noch andere christliche Schriften als gleichwertig im Gottesdienst feierlich verlasen, oder welche einzelne Bücher wie Offenbarung, Hebräer-, 2. und 3. Johannis-, 2. Petrusbrief verwarfen. Was zur heiligen Schrift gehöre, Wort Gottes sei, das haben die jüdischen Schriftgelehrten für das Alte Testament und die katholischen Theologen des vierten Jahrhunderts für das Neue Testament bestimmt. Das ist wieder eine Tatsache, die kein Glaube aus der Welt schaffen kann.

Jeder einfache Bibelleser hatte auch schon beobachten können, daß einzelne Geschichten zweimal berichtet werden oder daß die Erzählungen Wiederholungen und Widersprüche enthielten; das ist hauptsächlich im 1. Buch Moses auffallend, läßt sich aber auch in andern geschichtlichen Büchern konstatieren. Nun fanden die Gelehrten durch genaue sprachliche Untersuchungen dafür die Erklärung, daß die Verfasser unseres Bibeltextes schon verschiedene schriftliche und mündliche Quellen vor sich hatten, die sie in ihr Werk verarbeiteten, bald nebeneinander stellten, bald ineinander hineinschoben. Wir stehen hier vor Tatsachen, die einfach anerkannt sein wollen. Mit derselben Sicherheit brachte auch sprachliche Vergleichung die Erkenntnis, daß im Buch Jesaja von Kap. 40 an ein anderer Prophet aus einer andern Zeit redet als in Kap. 1—39.

Auch im neuen Testament gab es genug solcher Beobachtungen. So fand man heraus, daß die Briefe an Timotheus und Titus einen andern Wortschatz haben als die andern Paulusbriefe; von da wurde man weitergeführt zu der Entdeckung, daß dem andern Wortschatz teilweise auch ein anderer Gedankenkreis entspricht, daß auch eine andere Situation vorausgesetzt ist. Nichts konnte von dem Schluß zurückhalten, daß hier ein Späterer so geschrieben habe, als ob er Paulus wäre, vielleicht mit Benutzung wirklicher Billets des Paulus an seine treuen Gehilfen; wir wissen, daß in jener Zeit solche Schriftstellerei im Namen einer berühmten Autorität gang und gäbe war und nicht als Betrug galt; waren doch die Verfasser gewiß, im Sinn und Geist dessen zu schreiben, dessen Namen sie ihrer Schrift voranstellten.

Das allerdeutlichste Beispiel sind die drei ersten Evangelien, die sogen. Synoptiker. Sie stimmen stellenweise wörtlich mit einander überein und weichen an andern Stellen stark von einander ab. Man untersuchte ihr Verhältnis zu einander und es war unverkennbar, daß eine Abhängigkeit der einen vom schon geschriebenen Wortlaut

der andern vorliegt. Ein Evangelist hat wörtlich Partien aus dem Evangelium des andern (nach der Ansicht weitaus der meisten Forscher Matthäus und Lukas aus Markus und daneben aus einer uns nicht mehr erhaltenen Schrift mit Reden Jesu) abgeschrieben, aber sich dabei die Freiheit genommen, hier und dort sprachliche und inhaltliche Korrekturen anzubringen. Matthäus und Lukas haben also das Evangelium des Markus nicht als unfehlbares Gotteswort angesehen.

War einmal die Kritik so weit geführt worden, so konnte es keine Grenzen für weitere Untersuchung mehr geben. Denn die Schranke, daß dem unfehlbaren Gotteswort gegenüber schon jede Prüfung Sünde sei, konnte angesichts solcher Entdeckungen nicht mehr stehen bleiben. Und das Wichtigste, was den Kritikern die Rückkehr schlechterdings unmöglich macht, das sind weniger die einzelnen Widersprüche, sondern es ist die Einsicht, daß es eine einheitliche, allen Büchern der Bibel gemeinsame „Schriftlehre" gar nicht giebt. Man hatte früher einfach ganz unbefangen Paulus durch Johannes, diesen durch Markus, vor allem Jesus durch Paulus ausgelegt. Jetzt aber ergab sich, daß jeder nicht nur seine sprachlichen Eigentümlichkeiten hat, sondern auch sonst seine ausgeprägte persönliche Eigenart, seine eigenen Gedanken, Empfindungen, Urteile, Hoffnungen in deutlichem Unterschiede von den andern. Mag man die Gegensätze zwischen den einzelnen biblischen Schriftstellern zu Zeiten überschätzt haben, mag, um nur eins zu nennen, gegenwärtig etwa der Gegensatz zwischen Jesus und Paulus allzuscharf dargestellt werden, die Tatsache der Differenzen selbst bleibt und auch die konservativsten Forscher können sich ihr nicht ganz entziehen. Darum sollte es aber auch nicht mehr geschehen, daß etwa Angriffe auf die Bibel aus deren Widersprüchen viel Wesen machen und sie wie neue Entdeckungen in die Welt hinausposaunen.

Diese Beobachtungen haben sich den Forschern ungesucht aufgedrängt und sie zu einer andern Gesamtanschauung von der Bibel getrieben, die ich in kurzen Strichen zu zeichnen suche.

Es kommt der Kritik nicht, wie von ihren Gegnern behauptet wird, darauf an, zu beweisen, daß dieser Psalm nicht von David, jener Brief nicht von Paulus sei, daß dieser Spruch unwahr sei und jene Geschichte sich nicht so könne zugetragen haben. Die Hauptsache ist vielmehr das geschichtliche Verständnis. Man macht wirklich Ernst damit, daß die biblischen Bücher von Menschen mit Fleisch und Blut geschrieben wurden, von Menschen, die Kinder ihrer Zeit gewesen sind und die Anschauungen ihrer Zeit geteilt haben. Man faßt diese Schriften als Lebensäußerungen solcher Menschen auf, sucht aus den Schriften die Verfasser in ihrer persönlichen Eigenart zu erkennen und zu würdigen. Hat man so ihre Persönlichkeit erfaßt, so fällt von da aus wieder manches Licht auf einzelne ihrer Worte und Gedanken.

Kurz, man versteht die Bibel nicht dogmatisch als eine Sammlung von Sprüchen und einzelnen Geschichten, sondern als den Spiegel, durch den wir in das Herz der Frommen früherer Jahrhunderte, der klassischen Zeiten der Religion hineinschauen; sie ist ein Dokument unvergleichlichen religiösen Lebens, sie ist uns, seit wir sie so betrachten, viel lebendiger geworden.

Das alte Testament zeigt uns wie das Volk Israel aufstieg zu immer besserer Gotteserkenntnis, reinerem Glauben, edlerer Sittlichkeit, geistigerem Gottesdienst. Da stehen im Vordergrund die großen Gesandten Gottes, die im Namen ihres himmlischen Herrn auftreten, nachdem sie in ihrem Herzen vernehmlicher als andere seine Stimme gehört; die Persönlichkeiten der Propheten, in deren heiligem Müssen wir Kraft und Wirken des Gottes spüren, der die Menschen vorwärts führt; die Gestalten, die Gott ihrem Volk näher gebracht und es höher zu ihm empor gehoben haben. Wir finden im alten Testament noch viel Unvollkommenes, Aberglauben, Aeußerlichkeit, Vieles, das wir als niedrigere Stufe der Religion beurteilen müssen; aber die Hauptsache ist, daß es uns in diese Erziehungsarbeit hineinblicken läßt, die Gott an dem Volk Israel getrieben zum Heil der Völker. Alles spitzt sich zu auf den, von dem uns nun das neue Testament berichtet, der Gott ins Herz gesehen hat und in dessen Liebesdrang die Liebe des Vaters erscheint. Aber sein Wesen ragt so hoch über gewöhnliches Menschenmaß hinaus, daß es sich in den einfachen Leuten, die um ihn waren und von ihm berichteten, nur unvollkommen spiegelt. Wir sehen ihn teilweise in den Mantel der Legende gehüllt, aber das ist nur ein Zeichen, welch gewaltigen Eindruck er gemacht hat. Von Durchschnittsmenschen erzählt man keine Wunder. Wir finden allerlei Versuche, sein Wesen festzuhalten, darzustellen und zu deuten; wir sehen, was sein Geist aus denen gemacht und in denen gewirkt, die ihr Herz ihm auftaten; wir schauen die gewaltige Persönlichkeit, die dadurch entstanden ist, daß dieser Geist Jesu einen Menschen von so kraftvoller Art wie den Pharisäer Saul von Tarsus ergriffen hat. All das, was uns da über Jesus gesagt wird, gilt uns nicht mehr als eine Lehre, die wir „glauben“ müssen, um Christen zu werden; es ist uns der Versuch, sich die Wirkungen zurechtzulegen, die von Jesus auf seine Zeitgenossen ausgegangen sind, und wir suchen durch diese Wirkungen und ihre Deutungen hindurch zu ihm selbst und durch ihn zu Gott zu gelangen, damit er auch auf uns seine Wirkung ausübe und uns, um mit Paulus zu reden, zu einer „neuen Kreatur“ umschaffe.

Wir lernen aus der Bibel allerdings Menschen kennen, die in ganz andern politischen, sozialen, kulturellen Verhältnissen leben als wir. Ihre Rede braucht Bilder, die uns nicht mehr geläufig sind. Sie haben ein anderes Weltbild, eine andere Natur- und Geschichtsauffassung als wir. Die Erde ist ihnen der Mittelpunkt der Welt, eine flache Scheibe, über die sich das blaue Himmelsgewölbe ausspannt, darüber die himmlische Lichtwelt Gottes, darunter des Teufels Feuer-

pfuhl. Sie haben keine Ahnung von einem gesetzmäßigen Naturzusammenhang, alle auffälligen Erscheinungen sind ihnen Wirkungen böser und guter Geister. Sie halten Dinge für möglich, die uns von unserer Naturkenntnis aus als schlechthin ausgeschlossen erscheinen. Wir können mit dem besten Willen nicht dahin zurück; auch die sich ihres Bibelglaubens rühmen, erlauben sich hier ihre eigene Meinung. Aber haben wir deshalb nichts mehr von den Menschen der Bibel zu lernen?

Die Menschheit schreitet fort, aber der einzelne Mensch bleibt immer derselbe. Die Menschheit gewinnt neue, bessere Verhältnisse, Erkenntnisse, Sitten und Bräuche. Der einzelne Mensch hat wohl immer neue Aufgaben in der äußern Welt, aber sein inneres Wesen bleibt dasselbe in seinen Empfindungen und Bedürfnissen, seinen Freuden und Leiden, Hoffnungen und Befürchtungen, Fehlern und Tugenden. Und mit diesem innern Wesen des Menschen, das immer dasselbe bleibt, hat es die Religion zu tun. Mit dem Menschen und mit dem Gott, der ebenfalls derselbe bleibt; und auch die Mächte, gegen die er zu kämpfen hat, sind unter ihren verschiedenen Gestalten immer dieselben; darum können wir immer noch lernen von den Frommen, die vor zweitausend und mehr Jahren gelebt haben.

Religiöses Leben entzündet sich an religiösem Leben, und wir wollen die Nahrung für unsere Flamme da suchen, wo das Feuer am wärmsten brennt und am hellsten leuchtet. Sollten uns darin vergangene Geschlechter nicht überlegen sein können? Woher wissen wir, ob das Größte in der Zukunft liegt oder ob es nicht vielmehr schon dagewesen ist? Wir suchen Gott auch im eigenen Leben. Aber wir gehen immer wieder zu dem, der ihn deutlicher gespürt, der inniger mit ihm verbunden gewesen ist, zu Jesus; hat er uns wieder neu zu Gott geführt, so wird Gott auch im eigenen Leben wieder vernehmlicher zu uns reden.

Man wirft den Kritischen gern vor, sie machten es den Leuten zu leicht; jeder dürfe glauben, was er wolle. Wir aber fragen: Ist es nicht am allerleichtesten, einfach eine „Schriftlehre“ zu glauben? Wir machen es den Leuten schwerer. Wir verlangen, daß sie eine eigene Ueberzeugung erringen, daß sie selbst Gott suchen; das geht oft durch schwere innere Kämpfe hindurch; es ist, das leugnen wir nicht, auch nicht sicher, ob einer auf diesem Wege Gott findet. Ist es aber auf dem Wege des „Bibelglaubens“ sicher? Ja, eine Lehre über Gott findet der wohl, der diesen Weg geht, und eine Lehre über den Menschen, über seine Erlösung durch Christus und seine Zukunft. Aber damit ist nicht gesagt, daß er wirklich den lebendigen Gott selbst finde, wirklich von Jesus aus seinem alten Wesen erlöst und zu einer neuen Kreatur umgewandelt werde, wirklich das Anrecht auf eine herrliche Zukunft gewinne. Es ist sogar die große Gefahr vorhanden, daß er sich mit einer bloßen Lehre begnüge und sich um ihretwillen für fromm halte, während er derselbe schwache, eitle Mensch bleibt

und Gott ebenso ferne steht wie bisher. Die kritische Stellung zur Bibel bewahrt ihn vor dieser Selbsttäuschung; sie treibt ihn, selbst aus der Bibel heraus Gottes Stimme zu vernehmen und seine Hand zu erkennen, damit er in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihm emporschauen und ihm vertrauen könne, sich in seinen Dienst stelle und von ihm sich willig leiten lasse auch auf Wegen des Leidens und der Entsagung. Die Kritik fordert den heutigen Menschen auf, sein religiöses Leben an dem der Bibel zu entzünden und zu nähren.

Anders ist es auch nicht zugegangen unter den „Bibelgläubigen". Wenn da einer ein wirklich frommes Gotteskind geworden ist, so wurde er es nicht dadurch, daß er die Schriftlehre annahm, sondern daß ihm in den Menschen der Bibel Gott nahe kam und ihn ergriff. Die Kritik macht solche innern Erlebnisse keineswegs unmöglich. Sie räumt im Gegenteil Steine aus dem Weg. Sie macht es den Menschen unmöglich, die Religion deshalb abzulehnen, weil sie ihnen blinde Unterwerfung unter das Bibelwort zumute. Und es ist meine Ueberzeugung, daß aus der Bibel, wenn man sie nach den dargelegten kritischen Grundsätzen liest, Gott noch deutlicher sichtbar wird. Darum ist die Kritik ein Gewinn.

Als Gewinn preisen wir sie nicht etwa deshalb, weil sie, wie ihre Gegner behaupten, dem Fleisch, dem alten schlechten Wesen des Menschen größere Freiheiten ließe. Das tut sie nicht. Allen denen, die auf ihre kritische Stellung stolz sind und voll mitleidigen Hohnes auf alle Unkritischen herunterblicken, muß nachdrücklich gesagt werden: Die größte, wichtigste und schwerste Aufgabe nimmt uns die Kritik nicht ab: daß wir Gott suchen und seine Kinder werden sollen. Sie führt uns bis an diese Aufgabe heran. Aber sie ändert nichts an der Tatsache, daß es zu ihrer Erfüllung täglicher Selbstüberwindung bedarf. Ueberhaupt haben wir von der Kritik einen Gewinn nur dann, wenn sie uns dahin führt, daß wir dieser Aufgabe unsere ganze Kraft und unser ganzes Leben weihen.

**R. Liechtenhan.**

---

# Pfarrer und Prophet.

(**Kutters „Wir Pfarrer".**)

Pfarrer Kutter in Zürich hat, nachdem er anderthalb Jahre geschwiegen, wiederum das Wort ergriffen. Sein neues Buch „Wir Pfarrer" steht an sittlichem Ernst und religiöser Kraft den vorausgegangenen nicht nach, an Schärfe konkreter Kritik des Bestehenden übertrifft es sie. Kutter ist nicht davor zurückgeschreckt, aus den Gedanken seiner früheren Bücher die Konsequenzen zu ziehen auf den gesamten kirchlichen Betrieb der Gegenwart und ein durch und durch

antikirchliches Buch zu schreiben. Das ist nun nicht eben schwer für einen, der dem kirchlichen Amt den Rücken gekehrt hat. Kutter hat dies bekanntlich nicht getan, scheint es auch nicht im Sinn zu haben, sich selbst so schnell wie möglich aus dem brennenden Schiff in Sicherheit zu bringen. Das macht sein Buch zu einem außerordentlich mutigen, es machts zu einer Tat, die nur unter dem inneren Zwang entstehen konnte, den wir aus den Schriften der Propheten und des Apostels Paulus kennen: „Weh' mir, wenn ich die Gottesbotschaft nicht ausspreche!"

Für die kleinere Hälfte unserer Leser, die Kutters Buch noch nicht kennt, versuchen wir seinen Inhalt kurz wiederzugeben.

Die Pfarrer haben Kutter auf seine beiden letzten Schriften hin („Sie müssen" und „Gerechtigkeit") gefragt: Was sollen wir denn tun? Diese Frage will er nun beantworten. Der erste Teil der Antwort, die Kutter nun giebt, ist in der Tat so klar und unmißverständlich als möglich. Es heißt: Predigen sollen wir. Das ist unsere erste und weitaus wichtigste, man möchte nach Kutters Ausführungen meinen, wichtigste Aufgabe. Was neben unserer Predigt hergeht ist Nebensache, wo nicht gar eine armselige Verlegenheitsausflucht. Unsere ganze Vielgeschäftigkeit in Seelsorge und Werken der Gemeinnützigkeit, unser Laufen und Springen, unsere Beschäftigung mit dem religiösen Jugendunterricht, alles kann den großen Mangel nicht aufheben, daß unsere Predigt kraftlos und wirkungslos geworden ist.

Für das „Wie?" der neuen Predigt, die Kutter verlangt, brauchts keine lange Formel. Sie muß durchglüht sein vom Geist der Wahrheit, von keinen Rücksichten und Traditionen eingeengt. Es gilt vollständig unabhängig zu werden von unserem Publikum, unabhängig aber auch von aller Belastung durch die Vergangenheit. Zwischen uns und der lebendigen Offenbarung Gottes in Jesus Christus steht die lange, schmerzvolle, irrtumsgesättigte Geschichte, die man Kirchengeschichte nennt.

Nun aber das Wichtigste: Was sollen wir predigen? Antwort: Den lebendigen Gott, wie er sich im Evangelium Jesu Christi geoffenbart hat. Wo Gott lebt, da stürzen die Götzen und da allein.

Das klingt nun sehr traditionell. Was aber Kutter mit diesen und andern althergebrachten Wortən bezeichnet, ist so revolutionär als möglich. Der lebendige Gott seiner Schrift ist in erster Linie kein Privatgott für die religiöse Sehnsucht des Einzelnen, sondern etwas viel Größeres und Ernsteres, vor dem private Wünsche und dogmatische Unterschiede vollständig in Nichts versinken. Das hat sich so furchtbar lähmend auf die Wirksamkeit der Pfarrer gelegt, daß sie meinen, sie seien da, um die subjektiven religiösen Bedürfnisse ihrer Gemeindeglieder zu befriedigen, statt ihrem Leben einen neuen Inhalt zu geben, der allen religiösen Egoismus unmöglich macht. Von hier aus gesehen sind unsere Traureden, Abdankungen, Sakramente, Kinder=

unterricht nutzlos ja das Verderben, das schlimmste Hindernis, um zum großen, natürlichen, einfachen Evangelium Jesu zu gelangen.

Was ist nun aber dieses Evangelium, die Offenbarung des lebendigen Gottes? Die furchtbar ernste Wahl: Gott oder der Mammon! In einer Welt des Mammons, der Geldherrschaft, ist kein lebendiger Gott möglich. Der ist nur da, wo die Macht des Mammons gebrochen ist, wo eine neue Gemeinschaft unter den Menschen angefangen hat. Es gilt nichts geringeres als den Kampf um eine neue Welt. Aber nicht mit christlichen Liebeswerken, mit Gemeinnützigkeit und Vielgeschäftigkeit im Guten wird diese neue Welt geschaffen. Das sind noch immer schwächliche Kompromisse mit dem Mammon. Das Einzige was wir brauchen ist ein neuer Geist des kühnen Widerspruchs gegen die Mammonsherrschaft. Darum ist auch die soziale Frage das hellste Symptom des kommenden Gottesreichs, sie ist die Gottesfrage schlechthin.

Wir Pfarrer aber haben unsere Pflicht erst dann erfüllt, wenn wir ohne Kompromiß die Partei der Armen ergreifen. Wir predigen eine falsche Moral, gemeinen Pharisärismus, wo nicht unser Eintreten für das Soziale, für die neue, mammonsfreie Lebensgemeinschaft, vorausgegangen ist. In ihr allein ist überhaupt ein wirkliches Innenleben möglich. Geben wir unserer Zeit den lebendigen Gott zurück, dann wird sie erst wieder zu Innenleben und Sittlichkeit fähig werden.

Das ist Kutters Gedankengang, wie er uns erscheint. Er hat so schreiben müssen, und wir danken ihm, daß er so und nicht anders geschrieben hat. Es ist das Wesen großer Gedanken, daß sie sich nicht im alltäglichen Stil ausdrücken, und sicher ist, daß durch H. Kutters Schriften der große Gedanke einer neuen sozialen Frömmigkeit mit Ungestüm hindurchweht. Nichts scheint uns hier übler angebracht, als eine kleinliche Kritik, die sich damit brüstet, da eine Unklarheit und dort eine Lücke entdeckt zu haben. Erscheinungen, wie Kutter, besiegt man nicht mit hausbackener Kritik, viel eher mit — Beifall. Und diese Gefahr hat in der Tat bereits sich eingestellt. Schon sind mir mehrere Zustimmungsartikel zu Kutters Buch aus Pfarrerfedern stammend in die Hand gekommen. Dächte ich gering von Kutters Mission, so könnte mich dies nur freuen. Man spricht und schreibt Beifall, geht aber doch im großen und ganzen den alten Weg weiter, übt seine pfarramtlichen Funktionen wie zuvor, hält Trau- und Leichenreden, läßt weiter Bibelsprüche lernen, übt die individuelle Seelsorge u. s. f., ist bei allem dabei nur im günstigsten Fall mit gesteigerter Unlust.

Dem gegenüber zwingt es mich zu protestieren im Namen dessen, was Kutter an uns vermißt, im Namen der Ehrlichkeit und des Mutes, der uns nicht in klägliche Halbheit versinken läßt. Stimmen wir Kutter zu, so sind wir armselige Pfaffen, sofern wir nicht gründlich aufräumen mit unserem gesamten bisherigen religiösen Betrieb, aufhören an Gräbern und Traualtar zu sprechen, den Jugendunterricht,

diese „religiöse Massenabfütterung“ (Kutters Ausdruck), einstellen, ein Ende machen mit dem, was man das persönliche Wirken des Pfarrers nennt, und uns versagen, fürderhin einzustimmen in Paul Gerhardts „Sollt' ich meinem Gott nicht singen . . .“ Ich selbst werde diesen Dingen nicht den Abschied geben und nenne meine Hauptgründe.

Vor allem steht es mir fest, nicht Prophet zu sein, sondern Pfarrer — und das ist vielleicht die Hauptsache, das Wichtigste, was ich gegen Kutter einzuwenden habe. Haben Leute wie Kierkegaard und Kutter ihren inneren Zwang, so haben wir den unseren auch. Er besteht darin, daß uns die Kirchengeschichte von 1900 Jahren nicht eine Kette von Verirrungen und Verdunkelungen des lebendigen Gottes ist, nur da und dort unterbrochen von einem lichten Augenblick, sondern eine außerordentlich eindrucksvolle Predigt über das von Kutter nirgends zitierte Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld. Wir fühlen uns gebunden an das, was geschichtlich geworden ist, auch wenn wir ihm im Einzelnen noch so frei gegenüber stehen. Das ist unser innerer Zwang, Gott nicht nur vor uns, sondern auch hinter uns zu sehen. Bewahre uns Gott davor, daß jeder Maurermeister den Architekten spielen will und jeder Pfarrer es wagt, sich mit dem Mut des Propheten von dem loszureißen, was hinter uns liegt. Wir brauchen Leute, welche alte Formen zerbrechen. Ich bin der Letzte, der ihnen den göttlichen Beruf abspricht. Aber wehe dem Zeitalter, das dem Einzelnen den Maßstab raubt für sich selbst!

Das Zweite: Kutter protestiert gegen die einseitige Befriedigung der persönlichen religiösen Bedürfnisse im Namen des lebendigen Gottes. Es ist der einschneidenste Gedanke seines Buches, mir selbst der größte, denn er ist nicht eine Hypothese auf die Zukunft, wie der Gedanke einer neuen Lebensgemeinschaft, die Kutter von der sozialen Wiedergeburt erwartet. Es ist sicher so — wir haben zuviel private Frömmigkeit gepflegt. Es giebt einen Gottesglauben, der nichts ist als Egoismus, und eine Seelsorge, die ihn noch groß zieht und in wahrhaft naiver Weise mit dem verwechselt, was wir Jesus verdanken. Gebt uns große Gedanken, und wir wachsen hinaus über unser eigenes Elend. Kutter selbst hat einen solchen großen Gedanken unter uns geworfen. Aber das hilft uns nie und nimmer um das Persönliche herum. Wenn man mich nicht mehr fragen darf: Was hat denn Gott mit mir zu tun? dann bin ich nicht mehr der Pfarrer, dann bin ich allein der Prophet, der den Einzelnen zermalmen kann einem großen Gedanken zu Liebe. Dann muß ich sprechen: Fangt euer Unservater an mit „dein Reich komme!“ und schließt es mit den gleichen Worten und werft euer Kirchengesangbuch ins Meer, wo es am tiefsten ist. Das aber kann ich nicht.

Und dann das Dritte. Kutter hat uns eigentlich neu geschaffen den Begriff „lebendiger Gott“. Wir danken es ihm, stimmen ihm aber doch nicht bei, wenn er Gott nur in dem finden will, was kommt, in diesen vorwärts treibenden Gewalten, die eine neue Lebens-

gemeinschaft schaffen. Hier komme ich nicht los von Luther, auf den sich Kutter ja gelegentlich auch beruft. Es gibt für mich einen Gott in dem was ist, den ich mit innerem Jubel gegenwärtig weiß trotz dem, was nicht ist, wie es sein sollte. Das Jagen nach dem vorgesteckten Ziel ist Eines, aber alles kann's nicht sein. Wer uns die ruhende Frömmigkeit nimmt, das „Schauet die Vögel unter dem Himmel an" und das „Gieb dich zufrieden und sei stille", der wird ein ungeheures Maß von Kraft brauchen, uns Gott lebendig zu erhalten, er wird ein Prophet sein müssen, und dann noch, ja gerade dann — wird er den Auserwählten etwas sein, den andern nichts. Wir aber sind Pfarrer.

Ich habe diese Einwände niedergeschrieben nicht mit der Absicht, in irgend Einem den Eindruck von Kutters Buch abzuschwächen. Hätte ich das wollen, so hätte ich mir andere Angriffspunkte gewählt. Aber es geht nicht, daß wir beistimmen und dann — doch nicht mit ihm gehen. Kutters Buch ist, wie schon seine früheren, eine riesige Vereinfachung des Evangeliums und damit machtvoll und weit mehr, als eine neue Meinung im Gewirr der alten.

Wenn ich zum Schluß das aussprechen soll, was mir für uns Pfarrer als das praktisch Wichtigste und Zwingendste an der ganzen Schrift erscheint, so sind es zwei Dinge. Erstens die Konzentration auf unsere religiöse Arbeit. Es ist nicht genug, daß wir den ganzen Tag springen und laufen — wir müssen etwas zu **sagen** haben, in erster Linie auf der Kanzel. Man muß es neu spüren, daß uns etwas vorwärts drängt und zum Reden zwingt, sonst stehen wir auf einem verlorenen Posten. Merken muß man, daß wir nicht nur die Hüter der Religion sind und ihre Advokaten, sondern Menschen, deren alles und letztes dahin drängt, eine neue Gotteswelt zu erkämpfen. Es ist ein Wahnwitz, von Moral zu reden, so lange wir nicht den Versuch gemacht haben, den Menschen einen lebendigen Gott zurückzugeben. Das Zweite ist: Die soziale Frage ist eine Gottesfrage — wenn wir auch nicht mit Kutter sagen: die Gottesfrage. Man kann nicht für Gott brennen, ohne die soziale Erneuerung zu wollen und zu wagen. Es bleibt dabei, wenn auch nicht nur dabei: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!

B. Hartmann.

---

# Vom Tage.

Niemand hätte zu hoffen gewagt, daß das neue zürcherische Gesetz über die öffentlichen Ruhetage beinahe mit Dreiviertelsmehrheit angenommen werde. Wer weiß, wie verbreitet die Gewohnheit des Sonntagskaufes auf dem Lande ist, hatte eine starke Opposition gegen den Sonntagsladenschluß erwartet.

Das günstige Resultat ist auch dem Umstande zu verdanken, daß der „religiöse" Gesichtspunkt zurückgestellt worden ist. Viele mögen es beklagen; ich stehe nicht an, das gerade als den großen Vorzug des Gesetzes zu erklären. Ich werde sonst bei den Bestrebungen der Sonntagsfreunde ein gewisses peinliches Gefühl nicht los. Ich frage mich: halt, setzest du dich nicht dem Verdacht aus, als wirkest du pro domo, als wollest du in päffischer Weise mit Hilfe der weltlichen Gewalt ein geistliches, religiöses Gebot möglichst Vielen aufdrängen? Gilt es hier nicht allen bösen Schein zu meiden? Und leistest du nicht der falschen Auffassung des Sonntags Vorschub, welche in dem Wort „Sonntagsheiligung" verkörpert ist? Ich meine die Auffassung, welche in jüdisch-gesetzlicher Weise sich einbildet, durch Enthaltung von gewissen Arbeiten und Lustbarkeiten Gott einen besonderen Gefallen zu tun, eine fromme Tat zu vollbringen. Es ist ein Rückfall in den ganz unevangelischen Irrtum, man könne Gott durch äußere Ceremonien, zu deren Ausführung man das Herz nicht ändern muß, Ehre erweisen. Ein Rückfall in die Scheidung zwischen einer heiligen und unheiligen Hälfte oder besser einem heiligen und sechs unheiligen Siebenteln des Lebens. Und daraus entsteht das Sonntags-Christentum, die Meinung, der Sonntag sei dazu da, daß man durch einige Gedanken, Gefühle und Gebräuche Gott diene, am Werktag dürfe man aber der eigenen Person und ihren selbstsüchtigen Wünschen dienen.

Diese Bedenken brauchte man gegen das neue Gesetz nicht zu hegen. Es faßt den Sonntag vor allem als eine Wohltat, die es möglichst vielen zu verschaffen gilt. Es darf daran erinnert werden, daß Jesus diese Auffassung der päffisch-gesetzlichen der Schriftgelehrten gegenüberstellte. Diese Auffassung lautet: Der wöchentliche Ruhetag soll sein, damit die Menschen sich ausruhen und neue Kraft sammeln können, um in der Woche durch bessere Pflichterfüllung Gott zu dienen. Daran darf man nun die Empfehlung anschließen, daß jeder diesen Ruhetag benutzen möge, um sich über das Woher? und Wohin? seines Lebens, über die inneren Gewinne oder Verluste der vergangenen, die Aufgaben der kommenden Tage zu besinnen und die Berührung der Seele mit dem ewigen Quell der Kraft zu suchen. Dabei darf nur nicht verschwiegen werden, daß das nichts besonders Heiliges ist, sondern nur dazu dient, unser ganzes Leben zu heiligen, d. h. den Zwecken Gottes dienstbar zu machen. Der kirchliche Gottesdienst will dazu helfen, wenn er auch ein unzulängliches und nicht das einzige Mittel ist. Aber gewisse Bestimmungen zu seinem Schutze, wie sie auch das neue zürcherische Gesetz enthält, sind eine berechtigte, durchaus nicht zu unbescheidene Forderung.

Aber ist es nicht mit dieser Wohltat des Sonntags eine zweifelhafte Sache? Wie viele werden ihn nicht zur Stärkung des Leibes, sondern zu seiner Schädigung durch Trunk und Unsittlichkeit benutzen, von Förderung des innern Lebens ganz zu schweigen! Ist es da angezeigt, die Sonntagsruhe noch mehr zu fördern?

Es sind dieselben Argumente, die überall vorgebracht werden, wo es sich um Ausdehnung der Rechte und Freiheiten des Einzelnen handelt, sei es nun Sonntagsruhe oder Verkürzung der Arbeitszeit oder Koalitionsfreiheit der Abhängigen. Sie werden in der besten Absicht erhoben, und doch steckt ein Unrecht drin, ein Mißtrauensvotum gegen ganze Bevölkerungsklassen; und die Quelle des Mißtrauens ist immer ein bischen Hochmut. Mit Recht hat neulich Naumann in seiner Reichstagsrede dieses Mißtrauen als einen Haupthemmschuh entschiedener Sozialpolitik getadelt. Die, welche selbst die größte Freiheit genießen, zeigen sich meist am besorgtesten, ob andere ihre neuerworbene Freiheit nicht mißbrauchen werden. Welches Geschrei würde erhoben, wenn jemand nur den Gedanken ausspräche, man könnte die „goldene" akademische Freiheit beschneiden! Welche Entrüstungskundgebungen der Studentenschaft würde es da regnen! Und doch wird niemand behaupten wollen, daß die akademische Freiheit nie mißbraucht werde. Aber den abhängigen Volksklassen traut man nicht zu, daß sie ihre Freiheit recht zu brauchen wissen, man glaubt sie bevormunden zu müssen. Man entschuldigt das damit, daß diese Leute erst zur Freiheit erzogen werden müßten. Was tut man aber zu solcher Erziehung? Handelt man nicht wie ein Vater, der seinem Knaben sagt: „Daß du mir ja nicht ins Wasser gehst, bevor du sicher schwimmen kannst?" Oder wenn man glaubt, es sei einige „Bildung" nötig, um seine Freiheit recht zu brauchen, so erweitere man doch die Bildungsmöglichkeit, so gebe man den abhängigen Volksklassen mehr Zeit und Luft zur weitern Ausbildung. Ob übrigens ein bischen Wissen, das ja meist mit Bildung verwechselt wird, zum rechten Gebrauch der Freiheit tauglich macht, wollen wir unerörtert lassen.

Es ist auch immer ein Unrecht, die Freiheit um der Minderzahl willen, die sie mißbraucht, der Mehrzahl zu entziehen, den Segen der Gesamtheit vorzuenthalten, weil ihn ein Teil in Fluch verwandeln könnte. Könnte man da nicht alle guten Dinge den Menschen wegnehmen, weil sie mißbraucht werden könnten? Es ist ja das beste Mittel, Menschen zu heben, wenn man ihnen Vertrauen entgegenbringt. Und wenn auch dieses Vertrauen getäuscht wird, so ist das weniger schlimm, als wenn man jemand durch ungerechtfertigtes Mißtrauen verletzt und herunterbringt. Wenn einer die Freiheit nur deshalb nicht mißbraucht, weil er sie entbehrt, so ist er noch kein tüchtiger Charakter. Giebt man sie ihm, so giebt man ihm die Aufgabe, sie recht zu brauchen, und die Erfüllung dieser Aufgabe wird seine Kraft steigern, und seine Freude wird dabei wachsen. Nur die Freiheit ist der Boden, auf dem das Gute kräftig gedeihen kann. Und auch zur Sammlung, zur Stärkung des innern Lebens brauchts einige freie, frische Luft zum Aufatmen. Ein Lump aber bleibt ein Lump, auch wenn man ihn mit Gewalt hindert, zu lumpen. Und mit ein ganz klein wenig Freiheit werden Viele nichts Rechtes anzufangen wissen. Erweitert man aber die Freiheit, so werden sie sich

vielleicht besinnen, ob sie dieselbe nicht gescheidter verwenden und mit ihrer Hilfe sich in die Höhe arbeiten können.

Das zürcherische Sonntagsgesetz bedarf ja nun nicht mehr solcher Empfehlung. Aber es muß immer wieder, nicht nur in Beziehung auf den Sonntag, gesagt werden, daß einzig eine Politik des Vertrauens und der Freiheit, gerade auch auf dem sozialen Gebiet, wirklichen Fortschritt bringen kann. Die Sozialpolitik aus Angst wird darum unfruchtbar bleiben, weil es ihr an diesem Vertrauen immer fehlen wird.

R. Liechtenhan.

# Umschau.

**Die Haltung unserer bürgerlichen Regierungen der Arbeiterbewegung gegenüber** fordert immer mehr zur Kritik heraus. Wenn wir im diesjährigen Maifeierflugblatt des Arbeiterbundes Basel z. B. den Satz lesen: „Es bedingt gerade das Wesen der Republik, daß in ihr der Klassenkampf viel schärfer und in seinen Wirkungen viel tiefgreifender zum Ausdruck kommt, als in der Monarchie, weil in der Republik die Bourgeoisie Gelegenheit hat, ihre Gewaltherrschaft auf politischem Gebiete auf direktem Wege auszuüben", so können wir bei allen sonstigen Vorzügen der republikanischen vor der monarchischen Staatsform nicht anders, als diesem Satze beistimmen. Als erster hat bekanntlich der deutsche Staat eine obligatorische Kranken- und Unfallversicherung eingerichtet und das agrarische, kleingewerbliche Oesterreich ist ihm nachgefolgt; als erstes denkt nun Deutschland auch an die Verwirklichung der Witwen- und Waisenversicherung. Der berüchtigten „Zuchthausvorlage", die für die Belästigungen von Streikbrechern unsinnig hohe Strafen festlegen wollte, wurde vom Plenum des Reichstages nicht einmal die Ehre einer Kommissionsberatung erwiesen, und erst kürzlich erklärte der gewiß nicht radikale Graf von Posadowsky, daß ohne Ausnahmsgesetze der Arbeiterbewegung viel besser beizukommen sei. Bei uns aber, in der republikanischen Schweiz, hat der Große Rat des Kantons Bern soeben ein Extrastreikgesetz in erster Lesung beschlossen und der Kanton Zürich gedenkt seinem alten großen Bundesbruder auf diesem ruhmreichen Wege zu folgen; in Basel aber existiert schon längst der berüchtigte Streikparagraph 164, den jeder Freund einer gerechten Behandlung der Arbeiterbewegung verwerfen muß; möge die eingeleitete Initiativbewegung ihm das längst verdiente Schicksal bereiten! Ein anderes dunkles Kapitel unserer neueren Schweizergeschichte bilden die zahlreichen und nicht selten ungerechtfertigten Militäraufgebote bei Streiks. Ein klassisches Beispiel dieser Art liefert gerade wieder das Truppenaufgebot im Engadin. Keine einzige größere Ausschreitung der Streikenden ist in der

Presse namhaft gemacht worden, die eine solche schwere Maßnahme als billigenswert erscheinen ließe. Glaubt man denn wirklich mit solch schroffem, den Interessen der Unternehmer und Kapitalisten stets einseitig dienendem Vorgehen beim Arbeiter die Liebe zum Vaterlande und dem zu seinem Schutze dienenden Militär zu stärken? Und hat man ein Recht, dem Arbeiter, der sowieso die ökonomischen Lasten des Militärdienstes am härtesten empfindet, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er gegen die neue Militärvorlage mit ihren Millionen Mehrausgaben Stellung nimmt? Die Mobilisierung richtet sich ja in unseren Zeiten immer mehr gegen ihn, den „innern Feind"; und da soll er sich freudigen Sinnes dazu verstehen, die Position seines Gegners zu verstärken, der seinem wirtschaftlichen Antipoden immer williger, nachgerade sozusagen automatisch, helfend zur Seite springt? Auch der Arbeiter ist bekanntlich kein Ueberchrist, so wenig wie die Herren Groß-, National- und sogar Bundesräte! R. A.

**Ueber Streik, Militäraufgebot und Kapitalismus im Oberengadin** wird uns von einem Wissenden folgendes mitgeteilt: Das Oberengadin hatte anfangs Mai einen kleinen Streik ziemlich harmloser Art. Vereinzelte kleine Versuche, das Wort Göthes: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt", in die Tat umzusetzen, sind bei solchem Anlasse entschuldbar. Im übrigen wurde dem Verhalten der streikenden Arbeiter allgemein das beste Zeugnis ausgestellt. Denjenigen, der prinzipiell den Streik als erlaubte Verteidigungsart für die Arbeiter anerkennt, mutete die militärische Intervention wie ein Unrecht an. Das Platzkommando ließ wohl sofort bekannt geben, das Militär nehme für Niemanden Partei, sondern komme bloß zum Schutze der öffentlichen Ordnung. Wie es damit steht, weiß man. Wer das Militär begehrt, hofft, schon sein Erscheinen werde auf die Streikenden Eindruck machen, der Streik werde um so rascher beigelegt und die Arbeit gefördert. Diese Hoffnungen erfüllen sich denn auch meistenteils. Hier hat man die Notwendigkeit militärischen Schutzes besonders mit den Ausschreitungen, die aus dieser Bewegung ohne denselben hätten hervorgehen können, zu begründen gesucht. Läßt man der Phantasie genügenden Spielraum, so könnte man auf diese Art jedesmal bei Beginn des kleinsten Streiks wenigstens Militär auf Piket stellen. Die wahre Begründung der Notwendigkeit einer militärischen Intervention im Oberengadin wird aber nächsthin von der Kantonsregierung dem versammelten Großen Rate unterbreitet werden. Wäre sie nicht ein kleines nebensächliches Traktändlein auf der Liste, das die Geister nicht stark erhitzen wird, so dürfte man auf dieselbe gespannt sein.

— Die Macht des Kapitals kann man hierorts beispielsweise bei Anlaß der häufigen Gantanlässe bewundern. Boden- und Hauspreise haben bereits die Grenze des Gesunden überschritten. Hier ist noch eine Hütte aus alter Zeit, die ein kleiner Mann, der lange nach einem eigenen Heim ausgeschaut hat, mit Aufbietung aller Mittel sich erstehen möchte. Aber das Großkapital, dem es auf 2, 5 oder 10 Tausend Franken nicht ankommt, hat ein Augenmerk darauf gerichtet. Die Sache ist dann erledigt. Der kleine Mann muß abziehen, auch wenn er bereit gewesen wäre, für das Effekt zweimal mehr zu bezahlen, als es eigentlich wert wäre. So sind wir auf dem besten Wege, das Lied vom rätischen Bauernstand:

Das ist mein Grund, das ist mein Haus,
Mein Stammsitz recht und schlecht;
Das ist mein Hof, das ist mein Herd,
Mein freies Bauernrecht!

zu einem Lied des Großkapitals zu erheben.

**Modern - religiöser Unsinn.** Im Schaufenster einer Buchhandlung hing eine Broschüre aus: „Die heiligen zehn Gebote des Freien. Der heilige Glaube des Freien. Das heilige Gebet des Freien. (Moses oder die Geburt Gottes. Tragödie). Von Otto Borngräber." Dazu der sog. Waschzettel: „Das kühnste Kulturwerk unserer Zeit. Der Zusammenbruch der Kirche. Das neue Glück." — Ich wagte die 70 Cts. dran und fand nicht einen bedeutungsvollen Angriff auf das Christentum, sondern ein nichtssagendes Machwerk. Seine Quintessenz steckt schon im ersten Gebot: „Du bist ein Herr und Gott! der dich in abertausend Jahren aus dem Tier- und Traumland führte und der Triebesknechtschaft. Du sollst nicht andere Götter

in dir haben außer dir!" Ein Nachwort belehrt den Leser, daß diese Hauptstücke der neuen Religion des Freien einer Tragödie „Moses oder die Geburt Gottes" entnommen sind, deren Handlung skizziert wird; der Hauptgedanke ist der, daß Moses, um das Volk zu bändigen, die biblischen zehn Gebote giebt und, um ihnen Autorität zu verleihen, unter Benutzung außerordentlicher Feuererscheinungen den belohnenden und strafenden Gott erfindet. Später bereut Moses die Verirrung und gesteht dem Josua, daß die zehn Gebote eigentlich die Borngräber'sche Fassung hätten haben sollen. Ein zweites Nachwort berichtet: „Die hl. zehn Gebote des Freien wurden geschrieben am 7. Januar 1902 zu Urfeld am Walchensee im Fischerhaus."

Wunderbar, immer wieder der naive Glaube, mit solchen alten Ladenhütern, wie den Behauptungen der Priesterherrschsucht und des Priesterbetrugs das Christentum totschlagen zu können! Dazu der Wahn, eine ganz exorbitante Errungenschaft der Welt zu bringen! Und wunderbar, dieses Ignorieren aller Bemühungen seit — dem Apostel Paulus, die Sittlichkeit als innern Zwang, nicht als äußeres Gesetz zu verstehen, dieses zähe Festhalten an der Meinung, daß Religion Knechtschaft bedeute! Aber eigentlich so wunderbar ist das nicht, wenn man bedenkt, daß in allen Kirchen die Päpste und Päpstlein noch nicht ausgestorben sind. L.

Unsere Leser, welche die Kontroverse Bader-Barth mit Interesse verfolgt haben, möchten wir kurz hinweisen auf einen Aufsatz von Lic. Th. Steinmann, Dozent am theologischen Seminar der Brüdergemeine, im zweiten Heft der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Religion und Geisteskultur". Steinmann bespricht **„Probleme und Schwierigkeiten der geschichtlichen Religion".** Vollkräftiges persönliches Religionsleben erwächst nur da, wo lebendige Fühlung mit geschichtlicher Religion besteht; aber dieselbe geschichtliche Religion kann dem Aufkommen selbsteigener, lebenskräftiger Frömmigkeit hinderlich sein, daß an Stelle der Beziehung zu Realitäten, deren Wucht man sich nicht entziehen kann, die sich erlebnismäßig aufdrängen, die Beziehung zu bloßen überlieferten Vorstellungen tritt. Diese Gefahr ist um so größer, als geschichtliche Religion immer in Erscheinung tritt als Ueberlieferung von Vorstellungen und so wirkt als greifbare geschichtliche Macht. Steinmann untersucht nun die Entstehung religiöser Vorstellungen und konstatiert, daß sie ursprünglich der Ausdruck eines religiösen Erlebnisses sind, durch den es mitgeteilt und zur Grundlage religiöser Gemeinschaft gemacht werden kann. Daraus ergibt sich: Solcher Erlebnisausdruck will nicht einfach als Vorstellung von andern in ihr Vorstellungsleben übernommen werden, sondern tritt an sie heran als Aufforderung, sich ebensolchen Erlebnissen zugänglich zu machen. „Wenn also der Fromme einen persönlichen Weltengott bezeugt, oder ein ewiges Leben, oder eine Heilsmittlerschaft Jesu, dann ist die Meinung nicht, Andern diese bestimmten Vorstellungen beizubringen, als wäre das eine wichtige Sache, sondern das ist die Absicht, Erlebnisse zu wecken, indem er von seinen Erlebnissen Zeugnis giebt. Der Andere wird seine eigenen Erlebnisse zu machen haben, wenn er auch seinerseits von den religiösen Vorstellungen einen sinngemäßen, d. h. frommen Gebrauch machen will." L.

## Vom Büchertisch.

Ein Buch, das wir unseren Lesern nicht nur empfehlen, weils uns der Zufall in die Hände wirft, ist Dr. Meyer-Benfeys **Naumannbuch.** (Göttingen, bei Vandenhoeck & Ruprecht, 4. Aufl. 1907, Preis gebunden Fr. 3.30; broch. 2.35.) Nicht zuletzt möchten wir gerade die darauf aufmerksam machen, die unter dem Eindruck von Kutters „Wir Pfarrer" sich sehnen nach einer weniger einseitig sittlich bestimmten Auffassung und religiösen Beurteilung der gegenwärtigen Kultur. Wir werdens uns nicht nehmen lassen, gelegentlich Friedrich Naumanns Bedeutung nachzugehen. Er gehört mit zu denen, welchen es gegeben ist, unsere vielgestaltige Kultur zu einer Einheit zusammenzufassen, statt sie zu schelten. Es werden nur ganz wenige sein, die wie er den Mut besitzen und die Fähigkeit, Luther, Göthe, Bismarck, die Höhen der industriellen Entwicklung und die

Tiefen der sozialen Nöte unserer Zeit zu komponieren zu einem mächtigen und zukunftsfrohen Ganzen. Seine Vielseitigkeit ist ebensogroß wie sein sozialer Ernst und seine religiöse Entschiedenheit.

Wer sich ein Bild davon verschaffen will, der wird nichts besseres tun können, als sich das billige Buch Meyer-Benfeys zu kaufen. Es enthält meist kurze Artikel, die Naumann in den letzten fünfzehn Jahren da und dort in Zeitschriften und Blättern erscheinen ließ, auch Abschnitte aus dem Jahrbuch der „Hilfe", „Patria", d. h. in der Hauptsache eben heute schwerer zugängliche Dinge, die durch die Zusammenstellung in einem Buch der schnellebigen Zeitlitteratur entrissen wurden. Es handelt sich somit nicht nur um das Werk eines blinden Naumanbewunderers. Meyer-Benfey hat vielmehr allen denen einen unschätzbaren Dienst geleistet, die nicht so glücklich waren, von Anfang an in Naumanns Kreise gezogen zu werden.

Auf nicht zweihundert Seiten zeigt sich hier Nauman als der Mensch der religiösen Demut und Gewißheit, als der unbefangenste Fragesteller, der kein Problem des Denkens verhüllt, der das Bedürfnis fühlt und die Kraft, nicht alte religiöse und sittliche Begriffe einfach auf die Gegenwart zu übertragen, sondern sie aus dem Modernsten heraus, vor einer kühnen Eisenkonstruktion oder im nüchternsten Fabrikbetrieb, neu aufleben zu lassen. Er zeigt sich als der feinste Interpret Böcklins und der Modernen in Malerei und Architektur, als der, welcher imstande ist, mit den Großen der Kunst zu denken wie mit dem Fabrikarbeiter, den Frauenrechtlern und den Politikern großen Stils — in allem aber wird man hineingezogen in die Zuversicht: „Gewißlich ist der Herr auch an diesem Ort", es muß sich wieder eine Einheitlichkeit des Denkens, eine religiöse Lebensanschauung finden lassen. Am meisten tritt in diesem Buch der Sozialpolitiker Naumann in den Hintergrund. Aber doch nur scheinbar. Sein Hauptproblem ist auch hier immer wieder die Arbeit unter den modernen Verhältnissen, die Erhebung des Mechanischen zum Sittlichen, auch wenn jedes soziale Programm vermieden wird.

Ich schließe meine warme Empfehlung des Naumannbuches mit einem von den Worten, die mir persönlich für Naumanns Bedeutung und seine Kulturaufgaben besonders wichtig sind: „Der böse Mensch, der Egoist, kann ein Auge für die Sonne haben, gerade wie er Musiksinn haben kann. Der Märtyrer, der alles für die Brüder opfert, kann schönheitsblind sein. Nur freilich sind beide dann halbe Menschen. Zum ganzen Menschen gehört, daß er für sittliche und künstlerische Dinge empfänglich ist." B. H.

Immer weiter dringt die Erkenntnis vor, daß die kirchliche Form der christlichen Verkündigung längst nicht mehr genügt. Die freie **Arbeit an den Suchenden aller Stände** muß hinzutreten, wie sie von Lic. R. Wielandt in Heidelberg beschrieben und empfohlen wird (232 Seiten Preis Fr. 3.95. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen). Für die, welche sich an dieser Arbeit in Vorträgen, Diskussionsabenden, kirchlicher und politischer Presse, Verbreitung apologetischer Litteratur beteiligen wollen, gibt der Verfasser viele nützliche Winke. Gern hätte ich gesehen, wenn Wielandt scharf gesagt hätte, daß es sich nicht um Gewinnung von Entfremdeten für die Kirche handelt. Wo man diese Absicht heraushört, ist die ganze Arbeit aussichtslos. Ihre Träger müssen zeigen, daß sie ganz allein dem religiösen Leben des Volkes dienen wollen und werden so diejenigen leichter erreichen, die den Dienst der Kirche entbehren zu können glauben.

Es mag auffallen, daß Wielandt bloß von der Behandlung von Erkenntnisfragen redet, da doch die Religion nicht Sache des erkennenden Verstandes ist. Selbstverständlich wird niemand durch Anhören von Vorträgen 2c. ein religiöser Mensch. Aber da Tausenden der Zugang zur Religion durch Wissensprobleme verbaut ist, die zuerst weggeräumt werden müssen, ist diese Hilfsarbeit doch notwendig und förderlich. Auch gibt es immer viele, die allein von dieser Seite her für die Religion zu interessieren sind. L.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

NEUE WEGE

# Religiöse Kultur.

## 1. Das Wiedererwachen der Kultur.

Wir sind an eine rasche Entwicklung der Dinge gewöhnt. Zehn Jahre bedeuten gegenwärtig viel, und das nicht nur für den Elektrotechniker oder den Japaner. Dennoch wüßte ich kaum etwas so Ueberraschendes zu nennen, wie den Umschwung im ästhetischen Empfinden auf dem Gebiet der bildenden Kunst, den uns das letzte Jahrzehnt gebracht hat.

Es gilt von der selbständigen Kunst bis herab auf die untersten Stufen der angewandten. Was ist da nicht alles neu geworden oder im Neuwerden begriffen! Kürzlich standen wir vor einem eisernen Gartentor, das noch unvollendet in der Werkstätte eines Kleinmeisters lehnte, und fragten uns: Wer hätte eine solche Summe von gutem Geschmack und Eindringen in das Material noch vor fünfzehn Jahren in einer gewöhnlichen Schlosserwerkstätte gesucht? Und nächstens wird kein Buchbinder mehr sein Brot finden, der sich nicht ein wenig auskennt in der künstlerischen Verwertung seines Materials und seiner technischen Arbeitsmittel. Was aber am meisten sagen will — man hat diesmal weniger als sonst den Eindruck, es mit einer Mode zu tun zu haben oder mit der Laune einer kleinen Anzahl von Tonangebenden. Die Bewegung geht tiefer. Es müßte alles trügen, wenn nicht wirklich eine neue ästhetische Kultur im Werden ist.

Wohl wirds ja gut sein, nicht zu früh von einem Sieg zu reden auf diesem Gebiet. Eins aber ist sicherlich heute schon gewonnen und darf unbedenklich als Fortschritt der letzten zehn bis fünfzehn Jahre hingestellt werden: Man hat erkannt, daß die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts keine ästhetische Kultur gehabt. Es war für die gebildete Menge eine Zeit vollendeter Zerfahrenheit des Geschmacks in der bildenden Kunst und allem, was damit zusammenhängt. Ja, man ist versucht zu fragen: Kann man überhaupt von einer Kultur des 19. Jahrhunderts von den vierziger Jahren weg reden?

Eine grausame Frage, wenn man dran denkt, was gerade dieser Zeitabschnitt fast auf jedem Gebiet exakter Forschung und technischer Arbeit bedeutet. Helmholtz, Virchow, Eiffel, Edison und — keine Kultur. Die Erbauung des Suezkanals, des Gotthardtunnels, die Ausbeutung der Diamantenfelder Südafrikas, die Erschließung des asiatischen Ostens für den Handel und — keine Kultur. Dennoch wird sich das harte Urteil kaum abwenden lassen. Das Resultat ist verblüffend und gibt zu denken: Die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat bewiesen, daß alle Schätze des exakten Wissens, riesenhafte technische Fortschritte, eine hochgespannte politische Entwicklung noch nicht Kultur im eigentlichen Sinne des Wortes bedeuten. Hinnebergs groß angelegtes Werk „Die Kultur des 19. Jahrhunderts", das gegenwärtig noch im Erscheinen ist, bietet eben eine Encyclopädie des Wissens, erstellt am Ende dieses Zeitraums, der in der Tat ja mehr Wissen und technisches Können produziert hat, als irgend einer zuvor. Von einer Kultur des 19. Jahrhunderts in dem Sinne, wie man von einer Renaissance-Kultur, einer Götheschen, ja nur von einer Kultur des fredericianischen Zeitalters in Preußen spricht, kann nie und nimmer die Rede sein. Wissen und technisches Können sind noch nicht Kultur, das muß zur Stunde sehr laut gesagt werden, nach meiner Meinung nicht zuletzt auch im Interesse der Religion, das uns an diesem Ort das Wort gibt.

Oder urteilen wir am Ende nur so scharf, weil wir dem Zeitraum noch zu nahe stehen? Kaum. Zeitliche Nähe verleitet doch sonst zur Ueberschätzung. Was uns aber in den letzten zehn Jahren so stark anwandelt, ist etwas ganz anderes. Ich möchte es nicht Geringschätzung oder Mißachtung des Bestehenden nennen. Das wäre die bare Torheit angesichts dessen, was wir dem 19. Jahrhundert verdanken. Aber es ist das Gegenteil von einem Genügen, das uns zum Augenblick sagen ließe: „Verweile doch, du bist so schön!" Warum sind wir voll von Zukunftsplänen und Hoffnungen, die uns beständig über die Gegenwart hinaustreiben? Die unhaltbaren sozialen Zustände sind nur eine von vielen Ursachen dieser Ruhelosigkeit. Das höchste Merkmal einer wirklichen Kultur ist aber doch wohl die Fähigkeit des Verweilens, eine gewisse Ruhe — die allerdings mit der Ruhe des Todes nichts gemein hat. Wohl ist Göthe in aller Gebildeten Mund, aber gerade seine Ruhe, sein Gesättigtsein im besten Sinne des Wortes ist uns fremd. Es sei denn, daß es uns gelingt, uns künstlich in irgend eine Kultur der Vergangenheit hineinzuspinnen, mag sie sich nun an die Namen Göthe oder Angelus Silesius oder Erasmus oder andere anknüpfen.

Und das gerade ist neben der Unruhe ein zweites Merkmal der Kulturlosigkeit der vergangenen Jahrzehnte: Man flüchtete sich aus der Gegenwart in die Vergangenheit. Historismus auf allen Gebieten, beileibe nicht etwa nur auf dem einer gewissen Theologie. Man baute gothisch und in deutscher Renaissance, man

schmückte seine Wände mit Bildern des Raffael, Dürer, Rembrandt &c., man machte Carlyles Heldenverehrung mit in der Verherrlichung der Großen vor uns, man flüchtete sich, wenn man überhaupt philosophisches Bedürfnis empfand, in die Gedanken der Aelteren und Alten. Gewiß tat man damit noch lange nicht das Schlimmste. Die Dinge waren und sind an und für sich sehr löblich, und wir werden nie einem raten, sich ihrer völlig zu entschlagen. Aber wo sie sich so eminent in den Vordergrund drängen, sind sie eben der Beweis von einem inneren Ungenügen, der Ohnmacht, aus der Gegenwart etwas Ganzes zu schaffen. Wir werden später darauf zurückkommen müssen, wie sich genau dieselbe Erscheinung auf dem Gebiet des Religösen zeigte. Nie hat man so viel geleistet im Nachempfinden früherer Frömmigkeit und ihrer Repräsentanten, mochten sie Paulus oder Franziskus oder Luther heißen, wie in den letzten Jahrzehnten.

Wenn aber dies von den Einen gilt, sagen wir von einer Elite der Gebildeten, so werden wir bei andern die bedeutend unerfreulichere Kehrseite finden. Ich meine die mehr oder weniger *materialistische Denkweise*. Man nahm die tausendfachen Einzelerscheinungen und Forschungsresultate begierig auf, aber man verstand es nicht, geistig sie zu einem Ganzen zu gestalten: Ein weiteres Merkmal der Unkultur. Denn Kultur ist ja gerade die Ueberwindung des Zufällig-Gegebenen durch den Geist. Eine Summe von Dingen, auch wenn sie nach bestimmten Gesetzen zusammengestellt sind, ist noch kein Ganzes, sagen wir wenigstens: keine innere Einheit. Ich kann mir ein Haus bauen, wo jedes Stück Holz und Eisen, jeder Stein und Nagel genau nach den Gesetzen der modernsten Technik seinen Platz hat, und doch kann das Haus grundhäßlich sein. Ich kann mir ein Zimmer möblieren, sodaß jeder einzelne Gebrauchsgegenstand ein technisches Wunderwerk ist, und doch ists zum Erschrecken unwohnlich. Endlich kann ich sämtliche Begebenheiten der Menschheitsgeschichte im Gedächtnis haben, ich sehe sie ineinander greifen, sich treiben und hemmen, und doch ist's keine Einheit, im Grunde eine unverständliche Masse ohne Geist, trotz der scharfsinnigsten Zusammenstellung. Es ist nur die äußere Kraft, die da sich ausläßt und zusammenzieht. Eine innere Befriedigung gewährt der Anblick nicht.

Die größte technische Bemeisterung der Masse, die äußerste mechanische Fertigkeit kann einmal eine Befriedigung verschaffen: wenn sie neu ist. Hernach haucht sie die Seele aus, wenn nicht die Fähigkeit dazu kommt, sie mit allem was ich fühle und bin, in einen einheitlichen Zusammenhang zu bringen. Wer dächte dran, auch die kunstvollste Maschine in seiner Wohnstube als Schmuck und täglichen Genossen der Muße aufzustellen? Vielleicht der Erfinder, aber auch der wahrscheinlich nur dann, wenn er sein Vermögen dran geopfert und nicht wieder zurückbekommen hat.

*Materialismus ist Unkultur*, vielleicht bei manchen *resignierter Verzicht* auf Kultur. Drum ist auch kein Einziger im

stande, ihn konsequent nur für Tage zum Inhalt seines Denkens und Empfindens zu machen.

Kultur ist Einheit des Denkens, Schaffens und Empfindens. Drum gehört es auch zum Wesen jeder wirklichen Kulturepoche, daß man sich ein einheitliches Bild davon machen kann, ja, daß ihr Geist oder besser gesagt ihre geistige Welt in scheinbar unbedeutenden Dingen sich verrät, im Stuhl, auf dem sie saßen oder in der Inschrift, die sie dem Vater auf den Grabstein setzten.

Es wird aber niemand sagen, daß man sich das Bild einer Zeit machen kann an Hand dessen, was sie gewußt oder technisch zu stande gebracht hat. Die erste Lokomotive, die gebaut wurde, ist gewiß ein interessantes Inventarstück eines technischen Museums. Honny soit qui mal y pense! Im germanischen Museum zu Nürnberg aber müßte sie sich fremd ausnehmen, denn bei aller epochemachenden Bedeutung für Technik, Handel und Verkehr — für die Kultur ihrer Zeit sagt sie schlechthin nichts. Sie steht ewig da als etwas Zufälliges. Man könnte sie überall hinstellen. Es ist auch der reinste Zufall, daß sie gerade in die Kultur des beginnenden 19. Jahrhunderts fällt. Dasselbe wird gelten vom ersten automatischen Stickstuhl, von der ersten Brücke aus armiertem Beton. Gewiß Dinge von großer Bedeutung. Aber niemand wird aus ihnen das Innenleben der Zeit herauslesen können, in der sie geworden sind. Sie erzählen nichts, als einen einzelnen Fund menschlichen Berechnens, wo nicht gar des Glückes einer guten Stunde. Man kann sie hinauf-, hinunterschieben an der Stange der Zeit — überall reden sie die gleiche Sprache.

Ganz anders verhält es sich mit allem, was in das Gebiet einschlägt, wo Geist und Empfindung, Leben und Denken sich zur Einheit zusammenfinden. Ich denke zuerst an das rein ästhetische und wiederhole die oben genannten Beispiele.

Nimm einen Stuhl aus den Tagen der ersten großen technischen Erfindungen, dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Empire — so nennt man bekanntlich den Möbelstil jener Zeit, wie er auf dem Kontinent sich rasch verbreitete und in vielen guten Exemplaren sich in unseren Bürgerhäusern bis heute erhalten hat. Hier hatte das Geistesleben jener Tage ein Mittel einheitlichen Ausdruckes gefunden. Was war's? Protest gegen die dekadente Gesinnung der Höfe. Römisch-republikanischer Geist, geradlinig, gedrungen, das Bürgerbewußtsein und der Bürgerstolz, dazu ein Stück mutige Aufklärung. Aber ein Ganzes eben, eine bestimmte Kultur!

Ein anderes Gebiet, wo diese Einheitlichkeit sich zeigen mußte, ist die populäre Philosophie. Man nehme ein Stammbuch zur Hand oder, wie die Schulmädchen heute sagen, ein Album, mag sein eines reisenden Handwerksburschen von der Wende des 18. Jahrhunderts. Kurze pathetische Sprüche, ein bischen großartig, ein bischen sentimental, aber Stil ist drin, der ehrliche Ausdruck einer ganz be-

stimmten Zeit und ihrer Kultur. Endlich suche man nach den abgelegenern religiösen Andenken an jene Zeit. Der alte Göttinger Friedhof, die ländlichen Kirchensprüche aus jenen Tagen. Bei allem Schwachen, das uns gelegentlich ein Lächeln abnötigt, ist es der Ausdruck des Geisteslebens einer Zeit, nicht nur die Spur ihrer Fortschritte in Wissen und Technik. Sie waren wohl klein verglichen mit uns, jene Leute; wie umständlich, wie pedantisch, wie selbstbewußt oft bei ihrem bischen Wissen und technischem Können. Aber wie ganz, wie abgeschlossen ihr Geistesleben, wie bestimmt ihre Lebensbeurteilung! Kleiner als wir und doch größer, weil sie eine Kultur hatten und geistig nicht von der Hand in den Mund lebten.

* * *

Es ist das Verdienst einer Reihe von Vertretern der bildenden Kunst, auf die furchtbare kulturlose Lücke hingewiesen zu haben, die von den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts weg bis an die Schwelle unserer Tage sich erstreckt. „Wir haben seit Jahrzehnten keine ästhetische Kultur mehr!“ Die höchste Technik hat es nicht abgewendet, daß unsere Wohnstätten häßlich wurden wie niemals zuvor. Die Hochblüte der Uhrenindustrie hat es nicht einmal bemerkt, wie ärmlich und nichtssagend ihre Uhrengehäuse wurden.

Jeder weiß, wie unerhört der Erfolg solcher Worte war und ist. Sie haben ein Leben in Baugewerbe und Handwerk vor allen gebracht, als wären's Offenbarungen aus einer andern Welt. Man wurde aufs neue gewahr, daß die raffinierteste Verwertung des Materiellen, des Stoffs, noch lange nicht gleichbedeutend ist mit Beherrschung des Stoffs durch den Geist. Nur wo unser ganzes Innenleben mitschafft, ist Einheit möglich, Zusammenfassung, Ruhe und Kultur.

Für uns bringt diese Entdeckung — denn so muß man's ehrlicherweise schon nennen — nach meiner Meinung ein doppeltes. Erstlich einmal die überraschende Gewißheit, daß die Ablehnung und Interesselosigkeit gegenüber der Religion, die Unsicherheit und Unruhe in den einfachsten Fragen der Religion, die mit zu den Merkmalen der letzten Jahrzehnte gehören, eben nicht auf Rechnung der Kultur, sondern einer traurigen Unkultur zu setzen sind. Es gibt schon allein viel zu denken und zu hoffen, daß eine im tiefsten Grunde kulturarme Zeit zugleich eine religionsarme gewesen ist, wenigstens arm an religiöser Sicherheit. Der populäre Satz, daß eine fortgeschrittene Kultur die Religion mehr und mehr ausschließe, rückt dabei in ein sehr bedenkliches Licht.

Hernach das zweite: Wenn man entdeckt hat, daß den vergangenen Jahrzehnten die Kultur in schlimmster Weise gemangelt hat — und vor allem die ästhetische Kultur — warum sollte man das Gleiche, oder sagen wir Aehnliches, nicht vielleicht entdecken auf religiösem Gebiet? Ist nicht am Ende unsere religiöse Zerfahrenheit einfach ein Mangel an Kultur? Eine armselige Unfähig-

keit, aus unserem Denken und Empfinden eine Einheit zu schaffen nach der Seite hin, die den Namen Religion trägt? Ich glaube es und möchte den Versuch machen, den Nachweis zu leisten. Wir brauchen nicht neue Gottesbeweise, nicht neue Forschungen auf dem Gebiet der Religionsgeschichte und Psychologie. Sie alle werden für unser religiöses Urteil wichtig sein, die Religion selbst werden sie uns nicht zu einem wirklichen Lebensbestandteil machen. Was wir nötig haben, ist eine neue religiöse Kultur. B. Hartmann.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Was soll aus unsern Kindern werden?

Es handelt sich um eine wichtige Sache, ihr Väter und Mütter, ihr Lehrer und ihr übrigen Erzieher! Wohin wandert ihr, welches ist euer Ziel? Was wollt ihr aus euern Kindern machen? Besinnet euch! Das Schicksal der kommenden Generation, das Geschick der Menschheit hängt davon ab. Es ist euch anvertraut. Wie soll es werden?

„Darüber haben wir noch nicht weiter nachgedacht. Wenn unser Kind aus der Schule entlassen wird, ist's immer noch Zeit, sich auf einen Beruf zu besinnen." — Aber so war ja die Frage nicht gemeint! Nicht ob Bäcker oder Schuster, sondern was für Menschen eure Kinder werden sollen, darum handelt es sich. — „Ach was, wo's nicht am Holze liegt, gibt's keine Pfeifen. Was hilft das Besinnen und das Wollen, es wird doch jedes, wie's eben werden will." Oh ihr faulen Theoretiker! Seht zu, daß aus eurem Holze nicht lauter Ruten für euch und für andere wachsen! — „Was aus ihnen werden soll? Arbeiten sollen sie lernen, daß sie nicht hungern müssen. Und brav lernen sollen sie in der Schule; heutzutage muß man etwas wissen und können, wenn man ehrlich durch die Welt kommen will." — Sonst nichts? Oh hätte doch der liebe Gott keine Menschen erschaffen, hätte er nur Blumen auf dem Felde und Vögel des Himmels wachsen lassen! Die kommen viel leichter ehrlich durch die Welt und erfüllen also ihre Bestimmung besser. — „Mein Sohn braucht nichts besonderes zu werden — er hat's gottlob nicht nötig." — „Was braucht ein Mädchen weiter zu lernen, als was sich schickt und was nötig ist, um einen ordentlichen Haushalt zu führen! Ein besseres Pensionat und eine Haushaltungsschule — das genügt. Und zu Hause sieht unsere Tochter, was Ordnung und Anstand ist."

Was soll ich noch mehr von diesen Antworten aufzählen, die mir auf meine Frage geworden sind? Fragt selber nach unter euern Bekannten, ihr werdet solche und verwandte Stimmen genug hören. Werdet ihr mit ihnen zufrieden sein?

Ich ging einst in schweren Gedanken meiner Wege. Bei den berühmten Erziehern der Vergangenheit hatte ich angefragt, und die Menschen meiner Umgebung hatte ich bei ihrem Erziehungswerke beobachtet. Die meisten wissen nicht, was sie wollen, und die Ziele derer, die es wissen, erschienen mir zumeist so arm oder verkehrt, daß sie mich nicht zu befriedigen vermochten. Aber ich fand auch manche Antwort, die mich bereicherte; nur daß es mir schwer wurde, sie unter einander und mit meinem eigenen Wesen in Einklang zu bringen. Es war ein schöner Abend. Auf der Bank vor dem Bauernhause saß eine junge Mutter und blickte auf das Kind in ihren Armen. Ich weiß nicht mehr, mit welchen Worten ich sie fragte; aber ihre Antwort zeigte mir den Weg, den ich suchte. „Unser Kind," sagte sie, „soll einmal glücklich werden." Dies Wort, zusammen mit dem Ausdruck ihrer Mienen, hellte mir plötzlich alles auf.

Ja, unsre Kinder sollen einmal glücklich werden! Das ist es. Die rigorosen Moralisten werden mir nun zwar gleich hier einwerfen, das gehe denn doch nicht an, das Glück zum Erziehungsziel zu machen, das sei denn doch zu eudämonistisch und oberflächlich gesprochen, das gehe doch zu wenig in die Tiefe. — Nun, wir werden sehen; hört mich weiter an! Es ist nämlich etwas eigenes um dieses Wort „Glück." Jeder versteht es anders, weil jedem etwas anderes in seiner Lage wünschenswert erscheint. Ich muß mich daher näher aussprechen, wie ich es meine. Ich meine, das Glück, um welches es sich hier handelt, ist nicht zu verwechseln mit einem der sogenannten Glücksgüter. Es ist überhaupt nichts äußeres noch an irgend etwas äußeres gebunden. Sondern ich meine jene dauernde frohe und ruhige Gemütsstimmung, die man wohl auch Friede nennt oder innere Harmonie. Das gute Gewissen ist ein wesentliches Stück davon. Dazu sollen unsre Kinder gelangen.

Aber wieso? Das ist die schwere Frage. — Die Quellen von Glück und Unglück im angedeuteten Sinne liegen im Verhältnis des Menschen zu seiner Umgebung, in der Berührung von Innenwelt und Außenwelt. Diese Berührung kann eine zwiefache sein, je nachdem wir uns dabei mehr aktiv oder mehr passiv verhalten. Die Welt wirkt auf uns in tausend Gestalten und auf tausend Arten, als Erfahrung, als Schicksal, als Mitmenschen, als Klima, als Krankheit, als Glückszufall. „Erfahrung" im weiteren Sinne ist vielleicht der beste umfassende Ausdruck für diese Berührungen mit der Außenwelt, bei denen wir der passive Teil sind. — Allein wir lassen uns alle diese Dinge nicht einfach gefallen; wir setzen Tat gegen Tat, Einfluß gegen Einfluß. Die aktiven Rückwirkungen des Subjekts gegen seine Erfahrungen kann man als „Handlungen" zusammenfassen. Quellen des Glücks und des Unglücks könnten demnach sein: Erfahrungen und Handlungen.

Es fragt sich nun bloß: wo werden unsre Kinder ihr Glück finden können, am sichersten und dauerndsten? In äußern Erfahrungen

oder in ihren eigenen Handlungen? Mit andern Worten: Ist unsre wichtigste Aufgabe diese: die äußern Verhältnisse für die kommende Generation so zu gestalten, daß nur angenehme Erfahrungen ihrer warten — oder ist sie diese: die Handlungsweise unsrer Jugend so zu bestimmen, daß aus dieser Handlungsweise ein größtmögliches Maß von Glück fließt?

Zunächst ist klar, daß eines das andere nicht ausschließt. Wir wollen einmal die erste Möglichkeit etwas eingehender überdenken. Wem läge es nicht am Herzen, sein Kind womöglich in Verhältnisse hineinzustellen, in denen es Raum und Gelegenheit hat zur Freude, zum Leben, zum Glück! Es ist unsere Pflicht, solche Verhältnisse schaffen zu helfen. Jede soziale Arbeit, jedes Unternehmen zur Verbesserung der Lebensmöglichkeiten, jedes Mitschaffen an gemeinnützigen Werken, jeder Kampf gegen Volksschäden und Krankheitskeime — all das und vieles andre ist eure Pflicht, ihr Väter und Mütter, die ihr glückliche Kinder haben wollt.

Aber dies alles genügt nicht; eure Pflicht ist noch unendlich größer und schwerer. Denn erstens: wie wenig vermögen wir gegen verderbliche Gewalten! Es bedarf gewaltiger Anstrengungen, wenn die Umwelt unsrer Kinder auch nur um ein geringes besser sein soll als unsre eigene es war. Wir werden beim besten Willen nicht den hundertsten Teil der Quellen verstopfen, aus denen ihnen Unglück kommen *kann*, nicht den hundertsten Teil derer öffnen, die Glück spenden. Nicht um euch den Mut zu nehmen, sage ich dies, sondern um euch für die andern Pflichten geneigt zu machen. — Und dann: Wer bürgt uns dafür, daß nicht unsre Kinder selber unsre Arbeit zu nichte machen? Hat nicht schon mancher Sohn die Schätze vergeudet, die sein Vater in mühsamer Arbeit für ihn gesammelt hatte? Ist nicht gerade die Hinterlassenschaft, die der Kinder Glück schaffen sollte, ihnen hundertmal zum Unglück geworden? Man braucht nicht nur an Geld-Kapital zu denken. Jeder ererbte Segen kann zum Fluche werden in der Hand einer Generation, die das Erbe nicht zu verwalten versteht.

Das ist es. Wir wollen arbeiten, um unsern Kindern ein Erbe hinterlassen zu können. Aber wir wollen hauptsächlich *daran* arbeiten, daß sie dieses Erbe zu gebrauchen und zu mehren verstehen. Das ist die wichtigere Aufgabe. Es gilt also — um auf eine frühere Unterscheidung zurückzukommen — das *aktive* Verhalten der kommenden Geschlechter gegenüber der Welt, es gilt ihre Handlungsweise so zu beeinflussen, daß sie ihnen zum Segen wird. Aber wie das? Die zunächstliegende und auffallendste Wirkung, wohl auch am häufigsten der Zweck unserer Handlungen ist die Umgestaltung der äußern Verhältnisse, zu unsern Gunsten oder auch nicht. *Wir müssen unsre Kinder lehren, die Welt zu beherrschen.* Sie sollen es verstehen, die Verhältnisse in ihren Dienst zu zwingen. Sie sollen die Kraft und den Willen haben, die Welt umzugestalten, die Welt zu

einer bessern zu machen. An Angriffspunkten wird es ihnen nicht fehlen.

Dazu brauchen sie Gesundheit und gute Nerven. Sorgen wir ihnen dafür! Sie brauchen Kenntnisse und Geschicklichkeit und praktischen Sinn. Tun wir das unsre, um ihnen diese Werkzeuge in die Hand zu geben! Sie brauchen festen Willen und zähe Energie. Wir wollen diese unschätzbaren Güter pflegen und stärken, wo wir sie bei unsern Kindern keimen sehen. Wie viel wird verdorben unter dem Titel „Brechen des Eigensinns!"

Es gibt tausend Arten, die Welt zu überwinden, sie zu zwingen, daß sie so wird, wie wir sie haben wollen. Nicht jeder verlangt von der Welt das gleiche, nicht jeder auch ist in gleicher Weise imstande, sie umzuformen. Aber nötig ist, daß Jeder es auf seine Weise und auf die Art versuche, die ihm am nächsten liegt. Unsere Kinder sollen lernen, sich ihre Arbeitsziele zu stecken. Wir sollen ihnen dazu die Anleitung geben. Sie sollen sie so hoch als möglich stecken; denn nur ein fernes Ziel garantiert unablässige Arbeit und darum dauerndes Glück. — Denn — und dies ist außerordentlich wichtig — nicht der Erfolg der Arbeit ist es ja allein, der uns glücklich macht, sondern mehr Glück, und sicherlich das tiefere und dauerndere, liegt in der Arbeit selber.

Freilich nur in der Arbeit, die wir gerne tun, mit andern Worten: die unsern Anlagen, Neigungen, Kräften entspricht. Nur das Ziel kann mich dauernd zu immer neuer Anstrengung spornen, das mein persönliches Ideal ist. Zum Ideal kann aber kein andres Ziel werden, als das, in dessen Verfolgung ich Befriedigung finde, das mir Freude macht, allein schon weil ich an seiner Verwirklichung arbeiten darf. Beachtet das wohl, ihr Erzieher! Zwingt euern Kindern nicht Berufe oder Arbeitsgebiete auf, die ihrer Natur ferne liegen! Richtet ihre Blicke nicht auf Ziele, die sie innerlich kalt lassen und die sie aus den Augen verlieren, sobald sie sich selber überlassen sind! Jedes Kind ist eine Persönlichkeit für sich. Pflicht der Erzieher ist es, mit scharfem Blick und weisem Sinn jedes Kindes persönliche Richtung zu erspähen und zur Entfaltung zu bringen. Nicht was wir Erwachsene gern aus ihm machen möchten, sondern was es werden kann und werden muß, darauf kommt es zunächst an. Wir müssen den Kindern Ideale geben; aber es müssen ihre persönlichen Ideale sein.

Freilich, es gibt da zu korrigieren genug. Der Gärtner hat mit seinen Rosenbäumchen auch genug zu tun, obschon er aus ihnen keine Aprikosen ziehen will noch kann. Jedes Kindes wahre und beste Natur ist umlagert von Unkraut; jedem Kinde droht die Gefahr des Abgelenktwerdens, der Verirrung, der Erschlaffung. Der Erzieher soll aus dem Kinde das machen, was es selber aus sich machen würde, ganz von sich aus, wenn es schon Einsicht in seine Natur und in die Zukunft mit ihren Anforderungen hätte — aber nichts andres.

Den Kindern müssen ihre Ideale zu Pflichten werden. Nicht zu aufgezwungenen, sondern zu freiwilligen und geliebten Pflichten. Meint ihr, es sei so leicht, selbst ein teures Ideal ohne Wanken und Weichen zu verfolgen? Ich sagte schon: des Menschen Natur ist nicht eindeutig; sie ist ein hochverwickeltes Ding, und Nebentendenzen sind stets da und versuchen stets, uns vom Ziele abzubringen. Wir schützen uns gegen sie dadurch, daß uns dieses Ziel zur Pflicht, zur gebotenen Aufgabe wird. Es gibt in uns ein Gefühl — gleichgültig hier, woher es stamme — ein Gefühl, das uns unzweideutig sagt, ob wir in den Wegen unsrer persönlichen Ideale wandeln oder nicht. Jede Untreue gegen uns selber straft sich durch ein Sich-Schämen vor uns selbst, durch das schlechte Gewissen. Es ist das beste Korrektiv gegen ein Abweichen vom Kurs.

Wir müssen unsern Kindern ein feines Gewissen geben. Sie müssen merken lernen, wann sie sich selber treu sind und wann nicht. Sie werden es unschwer lernen, sobald nur ihr Ziel und ihre Arbeit in der Richtung ihres Wesens liegt. Sich selber auf die Dauer verleugnen, ohne daß er es merken und schmerzlich merken sollte — das bringt doch wohl selten einer fertig.

Man könnte nach den bisherigen Andeutungen — denn lediglich Andeutungen sind es und Anregungen zum Weiterdenken — meinen, es gäbe gar keine Arbeitsziele, welche allen gemeinsam sein könnten, oder sie seien doch nebensächlicher Natur. Und dann, wird mir eingeworfen werden, gehen meine Erziehungsgrundsätze doch auf eine rein egoistische Moral hinaus. — Aber so ist es nicht. Wenn wir über die Welt mit ihren tausend Gefährdungen und ihren Quellen des Unglücks Herr werden wollen, so müssen wir zusammenhalten und zusammen arbeiten. Wir müssen uns organisieren. Wir müssen auch unsere Kinder lehren, sich zu organisieren. Eine Organisation kommt nur zu stande, wenn sich einer nach dem andern richtet. Wir müssen unsere Kinder lehren, daß sie nicht allein auf der Welt sind, daß es andre Individuen gibt mit Anspruch auf Arbeit und auf Glück, auf einen Platz an der Sonne. Wir müssen ihnen zeigen, daß diese andern ihre Mitarbeiter und Mitkämpfer sind gegen einen gemeinsamen Feind — die „Welt“ und ihr Schicksal.

Es ist nicht so schwer, die Kinder zur Beachtung andrer Existenzen, zur sozialen Gesinnung und zum Mitgefühl zu erziehen. Aus ihren Herzen kommt uns etwas entgegen, das eben wieder nur gepflegt werden muß, um von selber zur Liebe oder doch zur Achtung der Brüder auszuwachsen. Ich meine die Sympathiegefühle, die doch wohl in keinem Kinderherzen fehlen. Etwas liebt jedes Kind. Liebe ist der meisten Kinder Element, Anschmiegen an ein Anderes, das ihnen ähnlich und doch wieder eben ein Anderes ist. Pfleget, pfleget diese Tugend der Kinder, daß sie nicht untergehe! Es handelt sich ja in der gesamten Erziehung, wenigstens in ihren wichtigsten Teilen, nicht um Einpflanzen von etwas Neuem, sondern einzig um das Besorgen

und Großwerdenlassen dessen, was da ist und was gut ist. Wären wir doch in manchen Dingen noch Kinder! Wieviel besaßen wir in der Kindheit! Wieviel Menschenliebe, Vertrauen, Ehrlichkeit, Freude geht verloren auf dem Wege in's reife Alter! Wie beschämt stehen wir Erzieher manchmal vor unsern Kleinen! Könnte doch alles Gute, was in den Kindern ist, ihnen erhalten bleiben!

Der Egoismus im verwerflichen Sinne ist erfahrungsgemäß eine stete Quelle persönlichen Unglücks. All' unser Arbeiten und Weltbezwingen hat nur dann einen befriedigenden Sinn, wenn Andere — Geliebte und Geachtete — sich daran freuen. Wir müssen dies unsern Kindern zeigen, oder vielmehr: sie wissen es von selber. Sie können ja keine Freude für sich behalten. „Vater sieh, Mutter sieh, ist das nicht schön?“ Es ist gar nicht wahr, daß die Kinder geborene Egoisten seien — wenigstens nicht in dieser Allgemeinheit.

Da haben wir schon einen und zwar den wichtigsten, gemeinsamen Zug aller Ideale, die wir unsern Kindern retten möchten: Ein jedes — sei es im übrigen so individuell wie möglich — soll ein sittliches Ideal sein. Das heißt: unsere Kinder sollen im Streben nach ihren persönlichen Zielen allerdings ihr Glück finden; aber sie sollen darin nicht ihr Glück suchen, sondern das Glück geliebter Mitmenschen, in letzter Linie das Wohl der Menschheit. Nur im Streben nach Andrer Glück sollen sie ihr eigenes Glück finden. Ist die Mutter eine Egoistin, weil es ihr Glück bereitet, für das Glück ihres Kindes sich die Hände wund zu arbeiten? Man sollte doch einmal aufhören, mit solchen Schlagwörtern, wie „Egoismus — Altruismus“ oder mit „Eudämonismus“ und seinem Gegenteil zu Felde zu ziehen. Zum mindesten bedürfte jedes der sorgfältigsten Interpretation; denn die Wirklichkeit ist viel zu manigfaltig und zu fein, als daß die plumpen Wörter unserer Sprachen ihr einigermaßen gerecht werden könnten.

Die Welt ist da, um überwunden zu werden. Nur wenn wir sie beherrschen, sind wir vor ihren Tücken sicher. Die kommenden Generationen sollen immer mehr Herren der Welt werden, um immer mehr Quellen des Unglücks verschließen, immer mehr Quellen des Glücks öffnen zu können. Aber: ist dies das rechte und das tiefste Glück, das uns die Erfahrung, das Geschick geben oder nehmen kann? Ich habe schon angedeutet, daß es nicht so sei. Wenn wir an der Umgestaltung der Verhältnisse arbeiten, so hoffen wir freilich auf günstigen Erfolg. Allein die rechte Freude kommt uns nicht erst mit diesem Erfolg, sondern sie strömt unmittelbar aus der Arbeit und aus dem Bewußtsein, an einem großen, persönlich wertvollen Werke zu schaffen. Und sie strömt aus der Energie und der unwandelbaren Treue, mit der wir unser Ziel verfolgen. So wird der Erfolg, um dessentwillen die Arbeit begonnen war, nach und nach zur Nebensache, und die Hauptsache ist die Arbeit selber, die frohe Betätigung unsrer

Fähigkeiten, das Spiel unsrer Kräfte, der Kampf und die Ueberwindung der Schwierigkeiten in und um uns.

Es gibt eine Betätigung der Kinder, welche uns diesen Vorgang in idealer Weise zeigt; auch da also brauchen wir nur zu pflegen, was bereits vorhanden ist. Ich meine das Spiel. Es ist die Quelle des höchsten Glückes für alle unverdorbenen Kinder. Weniger oder überhaupt nicht deswegen, was dabei herauskommt, sondern um des Spielens selber willen. Entfaltung der Kräfte, das ist Glück. Wieviel können wir Erzieher aus den Spielen der Kinder lernen! Sie zeigen uns, was ihre Art ist und wo der Ursprung ihres persönlichen Glückes liegt. Achten wir wohl darauf!

Wenn man das Paradoxon nicht scheut, so könnte man sagen: wir wollen die Jugend so erziehen, daß ihr das Leben ein Spiel wird. Ein sehr ernstes Spiel; aber ein frohes Spiel! — Es gibt übrigens etwas im Leben der Erwachsenen, das dem Spiele der Kinder noch sehr nahe steht. Ich meine die Kunst in allen ihren Formen. Glücklich der Mensch, dessen Anlage ihm irgendeine künstlerische Tätigkeit erlaubt; doppelt glücklich, wenn ein weiser Erzieher die Anlage auf rechte Weise gepflegt hat! Glücklich aber auch schon der, welcher in seiner Jugend gelernt hat, am Schaffen und am Glück des Künstlers Anteil zu nehmen, indem er seine Schöpfungen genießt!

Noch ein großes „Aber“ hängt allen diesen Ausführungen an. Unsere Kinder sollen lernen, die Welt nach ihrem Willen, nach ihrem sittlichen Willen zu zwingen. Und sie sollen erzogen werden zur Freude an der sittlichen Arbeit. Ganz recht. Aber wenn nun die Welt nicht aufhört, sie zu quälen? Es gibt Erfahrungen, die nicht aus der Welt geschafft werden können, auch nicht in aller Zukunft. Es gibt ein Schicksal, gegen das wir niemals etwas ausrichten können, dessen Beseitigung auch niemals das Ziel irgend eines vernünftigen Menschen sein kann. Was vermögen wir dagegen, daß die hinwegsterben, die wir am meisten lieben? Was vermögen wir gegen unsre eigene so oder so bestimmte Anlage? Was gegen Katastrophen, die plötzlich, jeder Voraussicht spottend, über uns hereinbrechen können? — Noch mehr: Wer unter uns ist ganz sicher vor Irrungen und Fehltritten, vor Schwachheit und Unzulänglichkeit gegenüber seinem Ideal? Ist es nicht gerade unser härtestes Geschick, daß wir immer wieder dieser Unzulänglichkeit inne werden müssen? Wie kann da noch von dauerndem Glück die Rede sein? Und quälen uns nicht Reue und Schuldbewußtsein, gerade wenn wir es mit unsrer Aufgabe ernst nehmen? Oder wer wäre frei von Schuld, von Untreue gegen sein Ziel, gegen sich selber?

Wenn wir unsre Kinder davor nicht schützen können, dann vermögen wir zwar viel für sie zu tun; aber eine Garantie für ihr Glück haben wir nicht. — Indessen auch hier gibt es noch eine Rettung. Vielleicht nicht für alle. Aber versuchen müssen wir sie, wenn uns das Wohl der Kommenden am Herzen liegt. Es gibt eine Handlungs-

weise, eine Stellung gegenüber dem Schicksal und gegenüber der eigenen Unzulänglichkeit — auch sie ist Schicksal — welche uns retten kann. Zunächst wirken jene Gewalten in uns naturgemäß das Gefühl der Kleinheit und der Demut — es ist ein guter Anfang. Es entsteht daraus die Ahnung und die Gewißheit, daß hinter oder über der Welt und über unsrer Anlage höhere Mächte walten. Das ist der Anfang religiöser Weltbetrachtung. Aber die bloße Erkenntnis der Kleinheit und jener Uebermacht hilft uns nicht viel. Wir müssen eine Stellung zu ihr gewinnen. Nicht jeder, ja kaum einer, vermag dies von sich aus, nicht jeder findet die rechte, die glückliche Stellung. Trotz ist möglich, Furcht ist möglich, Leichtsinn ist möglich. Aber sie helfen uns nicht. Vertrauen müssen wir gewinnen.

Ihr Eltern und Erzieher, lehrt eure Kinder vertrauen! Vertrauen auf euch, vertrauen auf Menschen, vertrauen auf Gott. Lehrt sie Demut und Ehrfurcht, aber lehrt sie auch Vertrauen. Lehrt sie jene höhern Gewalten mit den Augen Jesu schauen, mit der Seele Jesu, der vertrauenden Kindesseele, durchschauen! Kinder vertrauen gern; sie wissen noch nichts von Täuschung und Enttäuschung, nur von Gutmeinen. Macht, daß sie Kinder bleiben! Dann erscheint ihnen kein Schicksal mehr als absoluter Widersinn, noch als absolutes Unheil. Dann finden sie ihr Glück auch im Unglücke; denn sie glauben nicht, daß irgend etwas ein Unglück sein könne, etwas Bösgemeintes.

Diese Gedanken erheben nicht den Anspruch der Vollständigkeit, noch den der systematischen Vollendung. Sie wollen nur anregen zu weiterm Nachdenken. Denn die Ursünde eines Erziehers ist Gedankenlosigkeit, die hier freilich identisch ist mit Lieblosigkeit. Wer sein Kind lieb hat, muß über Sinn und Ziel der Erziehung nachdenken. Die Mittel und Wege, auf denen das Ziel zu erreichen ist, sind mannigfaltig und richten sich nach der Art der Kinder und der Erzieher, der Verhältnisse im weitesten Sinne. Darüber möge jeder mit sich selber ins reine kommen.

P. Häberlin.

---

# Soziale Hilfstätigkeit: Unterstützungsgrundsätze und Cooperation.

Die im dritten Hefte dieser Zeitschrift beschriebene Reformbewegung auf dem Gebiete sozialer Hilfstätigkeit mußte logischer Weise zur Aufstellung bestimmter Grundsätze führen. Diese Grundsätze bilden sozusagen die Quintessenz der Reformbewegung; ihnen voll und ganz nachzuleben und sie weiter auszubauen ist das Ziel aller Anhänger der neuen Schule! Diese Grundsätze haben umso größeren Wert als sie sich aus der ganzen, gewaltigen Mißwirtschaft vergangener

Zeiten herausgerungen haben, es handelt sich also nicht um „graue Theorieen" die ihrer Umsetzung in die Wirklichkeit harren, sondern umgekehrt: aus der Praxis heraus sind die Theorieen entstanden! Einer der wichtigsten Grundsätze der Reformbewegung ist im dritten Hefte besprochen worden, nämlich: „soziale Hilfstätigkeit als Beruf aufgefaßt," weitere Grundsätze kommen heute zur Sprache, nämlich die Unterstützungsgrundsätze und die Cooperation aller Instanzen zur Bekämpfung der Not und zur Förderung des Volkswohles.

Das Wesen der Unterstützungsgrundsätze läßt sich am besten veranschaulichen, wenn man von dem Standpunkte aus geht, daß die Armut eine soziale Krankheit ist, respektiv jeder Arme ein Kranker oder das Opfer kranker Zustände ist. Diese soziale Krankheit kann durch alle möglichen Faktoren erzeugt werden: durch schlechte Lohnverhältnisse, durch Teuerungen, durch Spekulationsperioden, die auf eine Gesellschaftsklasse drücken, der andern große Summen in die Hände spielen und noch durch zahllose andere, viel tiefer liegende Faktoren, die mit der ganzen Gesellschafts- und Staatsordnung zusammenhängen. Es hätte keinen Zweck, an dieser Stelle in das Gebiet der Armut erzeugenden Zustände einzutreten, sind sie doch schon hin und wieder in dieser Zeitschrift besprochen worden und werden in der Zukunft wohl noch manches Mal erörtert werden, von berufenerer Seite. Die Probleme der sozialen Hilfstätigkeit im engeren Sinne liegen auch nicht auf diesem Gebiete: ihre Aufgabe ist es Hilfe zu leisten denjenigen, die im Kampfe um das Dasein erliegen und Mangel zu leiden gezwungen sind. Die Probleme der sozialen Hilfstätigkeit gruppieren sich um die Frage: wie Hilfe am rationellsten geleistet werden könne unter den waltenden Verhältnissen. Die Methoden der sozialen Hilfstätigkeit sind folgende: genaue Prüfung der Verhältnisse des Notleidenden und persönliche Annäherung bis die Ursachen und Quellen der Not aufgedeckt sind, sodann genaue Prüfung dieser Armutsursachen und -quellen: liegen sie in der Psyche oder in der Physis des Notleidenden oder liegen sie in erster Linie in den sozialen Verhältnissen, sind sie chronisch oder nur durch besondere Umstände plötzlich aufgetreten? Nun folgt der Entscheid: Kann der Einzelne oder der Privatverein voraussichtlich die betreffenden Armutsursachen beseitigen oder wenigstens ganz erklecklich vermindern? Verneinend wird der Entscheid ausfallen allüberall, wo es sich um chronische Armut handelt, z. B. um Familien, deren Verdienst niemals zum Unterhalt sämtlicher Familienmitglieder ausreichen kann und eine regelmäßige Unterstützung von den vielen Uebeln das kleinste erscheint, diese fortlaufende Unterstützung zu leisten ist aber Pflicht der Gemeinde oder des Staates. Die Belastung der Oeffentlichkeit durch solche Armenfälle ist gleichzeitig ein gutes Zwangsmittel zur Reform der die chronische Armut verursachenden Verhältnisse, d. h. der sozialen Zustände; jede Einmischung von privater Seite in die Behandlung derartiger Armenfälle ist nur schädlich und hemmt die Reform. Ver-

neinend wird der Entscheid ausfallen dort, wo der Bittsteller sich jeder Prüfung der Verhältnisse widersetzt, seien seine Gründe dafür wie sie wollen, die Gefahr, Laster zu unterstützen, mit seinen für den Staat und das Gemeindewesen damit verbundenen unberechenbaren Schäden ist zu groß, um jemals eine Uebertretung dieses Grundsatzes, niemals Hilfe zu leisten ohne vorherige Prüfung der Verhältnisse, zu rechtfertigen. Verneinend wird ferner der Entscheid ausfallen dort, wo armenpolizeiliche Behandlung des Falles das einzige Mittel zur Sanierung der Verhältnisse ist (zwangsweise Versorgung des arbeitsscheuen Familienvaters, Versorgung mißratener Kinder in Erziehungsanstalten, Bestrafung des Hausbettels u. s. w.) und schließlich auch da, wo die Prüfung der Verhältnisse so ungünstige Ergebnisse an das Licht fördert, daß die öffentlichen Instanzen mit ihren Kompetenzen allein geeignet erscheinen, Besserung zu schaffen. Nehmen wir z. B. einen Trinker an, der in Folge seiner Trunksucht immer wieder in pekuniäre Not gerät und fremde Hilfe ansprechen muß, jede Unterstützung geht aber im Alkohol auf. Die Bekehrungsversuche verschiedener Abstinenzvereine sind erfolglos, ebenso die Bemühungen Privater, den Trinker zum Eintritt in eine Trinkerheilanstalt zu bewegen, die offizielle Armenpflege dagegen kann befehlen: entweder Trinkerheilanstalt oder Zwangsarbeit und dieser Befehl wird die Wirkung haben, die gütliche Vorstellungen nicht zu erreichen vermochten. Ist dieser Mann von seiner Trunksucht geheilt, so kann er voraussichtlich auch von der Liste der Unterstützungsbedürftigen gestrichen werden.

Und so fort in noch vielen Fällen muß der Private zur Einsicht kommen, daß er nicht helfen kann in seiner Eigenschaft als Privatperson oder daß überhaupt nicht zu helfen ist, bis eine Reform der sozialen Verhältnisse eingetreten.

Fällt dagegen der Entscheid bejahend aus, d. h. ist die beste Aussicht vorhanden, die Armutsursachen ganz oder wenigstens teilweise zu heben, dann mutig an das Werk nach gründlich durchdachtem und vorher genau zurechtgelegtem Plane. Die wegleitenden Grundsätze für jeden Plan zur Behandlung eines jeden Armenfalles sind ungefähr die folgenden:

a) Jede Hilfe muß auf Gegenseitigkeit beruhen.
b) Sie muß gründlich und ausreichend sein, einer genauen Berechnung entsprechend, die sich an einen bestimmten „Standard of life“ hält.
c) Sie muß erzieherisch wirken (zur Selbsthilfe, zur Vorsorge, zur Einteilung 2c.).
d) Jede Bedingung, die an die Hilfe geknüpft wird, muß mit eiserner Konsequenz inne gehalten werden.

Die folgenden zwei Beispiele werden die leitenden Unterstützungsgrundsätze am besten veranschaulichen:

1) Eine Frau bittet um Unterstützung, sie schuldet ihre Zimmermiete und fürchtet gepfändet zu werden. Es ergibt sich, daß die

Betreffende Putzfrau ist und infolge Schwerhörigkeit große Mühe hat, Arbeit zu finden. Ihr Ruf ist ein guter. Es gelingt mit der Zeit, der Frau genügende Arbeit zu vermitteln bei Leuten, die auf ihr Ohrenleiden Rücksicht nehmen. Die rückständige Miete wird für dieses Mal geleistet, da die Frau sonst immer neue Schulden machen müßte. Durch ihre gewissenhafte Arbeit leistet sie überdies ihren Anteil der „Selbsthilfe", sodaß auch hier die Forderung der Gegenseitigkeit erfüllt worden ist.

2) Der Familienvater ist erkrankt und da er in keiner Krankenkasse ist, ist die Familie brotlos. Hier muß vor allen Dingen zur Selbsthilfe und Vorsorge erzogen werden. Der Familie wird eine Unterstützung gewährt, die nach genauer Berechnung für den ganzen Haushalt ausreicht und ratenweise verabfolgt wird unter der Bedingung, daß nach erfolgter Genesung der Vater einer Krankenkasse beitritt. Erkrankt der Vater abermals, so reicht das Krankengeld wenigstens teilweise zur Bestreitung des Unterhaltes aus und nur eine kleine Nachhilfe ist erforderlich. Dieser Moment der abermaligen Unterstützungsbedürftigkeit wird benutzt, um die Anlage eines Sparbüchleins anzuregen, damit die Familie in Zukunft imstande ist, durch den in gesunden Tagen zurückgelegten Sparpfennig ihre vollständige Unabhängigkeit von fremder Hilfe zu wahren, sofern dies möglich ist.—

Dies wären in großen Umrissen das Arbeitsfeld, die Arbeitsweise und die Ziele der neuen sozialen Hilfstätigkeit — diametral verschieden diese Tätigkeit und diese Unterstützungsgrundsätze von der landläufigen Wohltätigkeit nach altem Muster: hier Erziehung zur Selbständigkeit, zur Gegenseitigkeit der Hilfeleistung, zur Ordnung, Pünktlichkeit und Sparsamkeit, dort Erziehung zum Bettel, zur Arbeitsscheu, zur Abhängigkeit; hier eine Hebung des Ehrgefühls und der Selbstachtung, dorten ein Niedertreten aller feineren und besseren Gefühle. Allerdings stellt auch die moderne soziale Hilfstätigkeit die höchsten Anforderungen an ihre Hilfskräfte und die Befolgung der Grundsätze bedeutet ein unendliches Maß von Geduld, Erfahrung, Konsequenz und einen großen Schatz an Kenntnissen der ganzen einschlägigen sozialen Verhältnisse. Aus diesen Anforderungen heraus erwuchs das Bedürfnis, ja die Notwendigkeit einer gründlichen Ausbildung zur Vorbereitung für die große Aufgabe der sozialen Hilfstätigkeit.

Wie schwer diese Aufgabe ist, geht aus allem bisher gesagten hervor und gibt gleichzeitig eine Erklärung für die vielen Hindernisse und Anfeindungen, die der neuen Methode entgegen gestellt werden.

Wir wenden uns nun zum letzten hier zu besprechenden Grundsatz der sozialen Hilfstätigkeit: Die Cooperation.

Wer dem Gedankengang dieses und des früheren Artikels (Heft 3) gefolgt ist, muß fast von selbst, als logische Konsequenz alles bisher gesagten, die Schlußforderung aussprechen: Cooperation! Die Einheitlichkeit und Einigkeit, welche die Macht und die Stärke aller großen

Bewegungen bildet, fehlt auf diesem Gebiete, ja es fehlt vielfach sogar die Einsicht in die Notwendigkeit einer lückenlosen Cooperation. Es gibt allerdings einige Pioniere, die redlich bemüht sind Einigkeit auch auf dem Gebiete sozialer Hilfstätigkeit zu erzielen und es sind eine Reihe von Versuchen und sogar Erfolgen nach dieser Richtung hin zu verzeichnen, so die verschiedenen „Centralauskunftsstellen" in München, Berlin, Frankfurt a. M., Genf, Paris, die über ganz England verbreitete Charity-organisation-society u. s. w., die sich zur Aufgabe machen, ein möglichst vollständiges Register aller bestehenden Hilfs-, Versorgungs- und Unterstützungsvereine und Institutionen zusammenzustellen, Hilfesuchenden mit Rat beizustehen und sie an die entsprechenden Vereine zu weisen und Hilfegebende über die bestehenden Vereine und Institutionen zu orientieren. Einzelne dieser Auskunftsstellen oder Centralbureaux veröffentlichen ihre Register in Form von Nachschlagewerken, so z. B. das „Office centrale" in Paris. Dieses Bureau wie ferner die Auskunftsstelle in Berlin und die Charity-organisation-society in England übernehmen auch die Prüfung aller ihnen von Wohltätern zugehenden mündlichen und schriftlichen Bittgesuche und leiten sie eventuell an die entsprechenden Vereine weiter. Die Charity-organisation-society unterstützt auch direkt in allen Notfällen, die den Anforderungen ihres strengen Unterstützungs-Codexes entsprechen. Daneben wird von den meisten Auskunftsstellen, vornehmlich aber von der Auskunftsstelle in Genf, eine möglichst vollständige Uebersicht aller Unterstützten und der von ihnen in Anspruch genommenen Unterstützungsquellen, angestrebt mittelst Formularen, die allen diesbezüglichen Vereinen und Privatpersonen in regelmäßigen Zeitabschnitten zum Ausfüllen zugesandt werden. Ueberall, wo mehrfache Unterstützung stattfindet, werden die betreffenden Instanzen benachrichtigt. Schließlich sei noch der Centralvereine Erwähnung getan, vornehmlich des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit, die durch ihre Jahreskonferenzen und Schriften einen bedeutenden Beitrag zur Vereinheitlichungsfrage leisten. Diese Bestrebungen sind aber alle nur Ausnahmen, die sehr vereinzelt dastehen und mühsam für ihre Existenz zu kämpfen haben. Im großen und ganzen ist es e r b ä r m l i c h schlecht bestellt um die Einigkeit und Einheitlichkeit auf dem Gebiete sozialer Hilfstätigkeit. Es herrscht eine grenzenlose Zersplitterung, ja sogar eine Feindseligkeit der verschiedenen Hilfsvereine und Bestrebungen untereinander. Die denkbar kleinlichsten, persönlichen Nebengedanken und Anschauungen leiten oft die Hand der Geber — werden die Ursache zur Gründung neuer Vereine ohne Rücksichtsnahme auf schon bestehende! Und ob diesen Nebenzwecken, die den Horizont wie mit Scheuklappen einengen, wird der große, hohe Gedanke, der eigentliche Zweck: die ächte, wahre Hilfe zu leisten, vollständig übersehen. Angesichts dieser traurigen Tatsache drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, irgendwo müsse ein Fehler liegen! Und dieser Fehler, ist er nicht in dem vollständigen Mangel an einem e i n h e i t l i c h e n

Begeisterungsmomente zu erblicken? Das Begeisterungsmoment, das z. B. im Sozialismus die Massen immer wieder eng und enger verbindet, über kleinliche Einzelinteressen hinweg hebt und vor allem die große heilige Sache erblicken läßt, dieses Begeisterungsmoment fehlt in der sozialen Hilfstätigkeit. Es fehlt der Glaube an eine Zukunft, die Elend und Armut auf ein Minimum reduzieren wird, an eine Gesellschaftsordnung, die die Möglichkeit ausschalten wird, daß einzelne Menschenklassen darben müssen, während ebensoviele ohne ihr Zutun im Ueberflusse leben. Es fehlt einstweilen das erhabene Bewußtsein, an der Verwirklichung eines hohen Ideals mitzuhelfen mit dem Einsatz aller persönlichen Kräfte und Werte! Und weil dieses Begeisterungsmoment fehlt, darum sind die Triebfedern zur Ausübung sozialer Hilfstätigkeit meistens subjektiver Natur, und darum ist die soziale Hilfstätigkeit oft nur das Mittel zum Zweck, d. h. das Mittel zur Erfüllung der Forderungen, die der Einzelne in seinem persönlichen Glaubensbekenntnis, seinen Charakteranlagen, seinem sozialen Gewissen oder anderen Eigenschaften oder Lebensanschauungen zu erkennen glaubt — darum ist die Zersplitterung so groß! Und sollte dieser wohl unleugbaren Tatsache nicht abzuhelfen sein, sollte die Zeit nicht kommen, da die soziale Hilfstätigkeit sich dem Sozialismus nähert und Verständnis gewinnt für die neue Gesellschaftsordnung, die dieser anstrebt? Sollte dann nicht die soziale Hilfstätigkeit ihre Aufgabe darin erblicken, die Opfer der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, die ihre Selbständigkeit, ihr Ehrgefühl, ihre Gesundheit eingebüßt und am Rande des Pauperismus stehen, diese nach Möglichkeit zu retten und diese, wie überhaupt alle moralisch Niedrigstehenden, Ungebildeten, Notleidenden für den Zukunftsstaat vorzubereiten! Sollte darin die soziale Hilfstätigkeit nicht das fehlende Begeisterungsmoment finden können, das alle, die auf diesem Gebiete tätig sind, zusammenschließt zu einheitlichem, daher kraftvollem, segensreichem Wirken? Dann fielen die persönlichen Nebenmomente, die verpönte „Philanthropie“, die Wohltätigkeit mit ihrem bittern Beigeschmack und abgeklärt, mit bestimmtem Zweck und Ziel stünde die soziale Hilfstätigkeit da und leistete ihren Beitrag zur Hebung des Menschengeschlechtes.

Mentona Moser.

---

# Gott suchen und aufleben!

Psalm 69, 33: „Ihr, die ihr Gott suchet, euer Herz lebe auf!“

Wer würde ohne weiteres in diesem Wort den Schluß eines Klagepsalms erkennen!

Man beachte übrigens wohl und prüfe allenfalls selber nach: es ist nicht etwa der Schluß einer stimmungsvollen, aus dra=

matisch-lebhaften Kontrastwirkungen zusammengesetzten, sorgfältig studierten und so anerkennenswert guten Predigt, ist überhaupt nicht, wie es ungeprüft scheinen könnte, eine zweckmäßig dargebotene Ueberlegung von Stimmungen, Ereignissen und Erfolgen, wie sie bei dir und andern möglich oder beabsichtigt sind. Nein, hier liegt unmittelbares Durchmachen und Erleben, religiöse Originalarbeit, ein Stück eigener Seelenkampf und Seelenerfolg vor! Beachte den Anfang, den Anlaß:

„Gott hilf mir“ — hebt Psalm 69 „ein Psalm Davids“ an —
„denn das Wasser geht mir bis an die Seele!
Ich versinke in tiefem Schlamm,
da kein Grund ist;
in tiefes Wasser bin ich geraten
und Flut überströmt mich.
Ich habe mich müde geschrien,
mein Hals ist heiser,
das Sehen vergeht mir,
da ich so lange harren muß
auf meinen Gott!“ . . . .

Und nun dazu diesen Vers aus dem Schluß des Psalms:

„Ihr, die ihr Gott suchet,
euer Herz lebe auf!“ . . . . .

Das gibt uns zu sinnen.

Auf Gott „harren“, sogar „lange harren“, d. h. ihn gerne und durchaus „den lieben Gott“ sein und gelten lassen und auch d'rauf warten, ob er nun und was er etwa als solcher tue, wirke, nach Menschenwunsch und- sehnen wirke — so „harren“ tun noch viele. Und die frivole Welt spottet, spottet (und zwar manchmal mit einem gewissen Recht) über solche: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren!“ Narr im vollendeten Sinn ist „einer, der — vor lauter Harren — am Höchsten irre geworden ist.“ Und derer sind nicht wenige, sofern du wenigstens dem, was heute viele von sich sagen, das Zeugnis ihrer Wahrhaftigkeit beimessen darfst.

Es ist der Fluch einer gewissen Religiosität, die sich mit einem Obenhin-Gefühl und -Glauben genügt, daß sie handkehrum auch umschlägt in Unglauben, in sogenanntes oder furchtbar-wirkliches „nicht mehr glauben können“; sie war zu sehr Gefühl oder Gedanke, war nicht oder zu wenig, viel zu wenig als Trieb und Kraft auferzogen und entwickelt! Nicht diejenigen schon, welche bloß Gott fühlen und denken und allenfalls auf ihn harren, sondern „welche der Geist Gottes treibt“ und zwar zu eigener religiöser Arbeit, zu ernsthaftem Gott-Suchen und Erfassen mit dem Willen treibt, „die sind Gottes Kinder“, die sind „religiös“, d. i. wirklich „mit Gott verbunden, mit Gott in Verkehr“ und finden und erkennen ihn je länger umso schneller, je treuer umso besser aus seinem Walten. Und solche Frömmigkeit lebt auf, nicht „ab“, wird Religion, ein Leben und Erleben, bleibt nicht bloß Religiosität, eine

wohlwollende, aber doch leicht umschlagende bloße „Neigung“ zu Gott hin.

Gott — der ist freilich fest, bleibt fest, bleibt ewige Liebe, höret nimmer auf. Willst du aber für dein Verbundensein mit Gott nicht mehr in Angst geraten, daß es umkippe und untergehe, willst du vielmehr sicher sein, daß dein Glaube der Sieg ist, der die Welt überwindet und in dessen Zuversicht du das Wasser durchschwimmen und selbst aus tiefem Schlamm wieder auf festen Grund und guten Boden, aus der Not, da Hören und Sehen dir zu vergehen droht, zum erlösenden Gott-Schauen und zum ewigen Leben in Gott gelangen kannst, — willst du das, so mußt du aus allem bloß beschaulichen oder ungeduldigen Warten und Harren heraus und auf einen neuen Weg, den des energischen Gott-Suchens, treten und dich damit in seinem höhern Willen finden! „Wie aber“ ... Das war schon für den Psalmsänger, das ist noch heut für dich eine persönliche Frage, das ist in jedem Fall deine Lebensfrage. Wir können's nicht für dich entscheiden, wir leben nicht in deiner Haut, du hast dein eigenes Gewissen; wir können's nur ein jeder sich selber und dem andern zur Gewissenssache, zur treibenden Willensangelegenheit machen und im übrigen dran denken:

„Eines schickt sich nicht für alle!<br>
Sehe jeder, wie er's treibe<br>
sehe jeder, wo er bleibe<br>
und wer steht, daß er nicht falle!“

Doch soviel ist sicher: „So ihr mich von ganzem Herzen suchet, will ich mich finden lassen“, spricht der Herr. Und der Psalmsänger jubelt's nach einem heißen religiösen Durchringen und aus ureigenstem, uns lockendem und so auch uns Erfolg verheißendem Erleben:

„Ihr, die ihr Gott suchet,<br>
Euer Herz lebe auf!“ —

Karl Alther.

---

# Biblische und natürliche Schöpfungsgeschichte.

Immer wieder vernimmt man, daß Schriften, welche durch Kritik der biblischen Schöpfungsgeschichte das Christentum zu überwinden wähnen, nicht nur geschrieben werden, sondern auch Eindruck machen und Menschen um ihre Religion bringen. Das ist die Folge jener falschen Apologetik, welche von den Erzählungen des ersten Buches Mose so viel als möglich, nicht nur an „religiösen Gedanken,“ sondern an Einzelzügen der Darstellung retten möchte; sie stärkt

immer wieder den Irrtum, als sei die biblische Schöpfungsgeschichte ein Stück der christlichen Lehre, als sei darum auch der Mensch umso frömmer, je mehr er von dieser Geschichte noch festhält. Ihr muß, gerade auch im Religionsunterricht — natürlich noch nicht bei den ABC-Schützen — in aller Offenheit die Erklärung entgegengesetzt werden: Wir haben auf den ersten Seiten der Bibel bloß die Versuche der Israeliten, sich die Entstehung der Welt zurechtzulegen, Versuche, die um nichts maßgebender sind, als die teils ähnlichen und innerlich verwandten, teils total widersprechenden Versuche anderer Völker.*)

Wer, um nicht zu beunruhigen, diesen Tatbestand verschweigt und verschleiert, vergißt, daß dann die „Aufklärung" über diese Frage nur von religionsfeindlicher Seite an unsere Jugend herangebracht wird und dann viel beunruhigender, ja zerstörend wirkt.

Es ist der Tod aller falschen Apologetik, wenn man auf die Tatsache hinweist, daß es überhaupt falsch ist, von der biblischen Schöpfungsgeschichte zu reden. Wir haben in 1. Mose 1 und 2 zwei einander widersprechende Darstellungen. Die erste, in der Regel das einzige Opfer der Rettungsversuche, ist von den babylonischen Schöpfungssagen abhängig und erzählt das „Sechstagewerk" mit der bekannten Reihenfolge, zum Schluß die Erschaffung des ersten Menschenpaares; Alles entsteht durch Gottes schöpferisches Befehlswort: Es werde! Damit vergleiche man die Erzählung des zweiten Kapitels: zuerst die kahle Erde, Gott knetet eigenhändig aus Lehm Adams Leib und belebt ihn, indem er durch Blasen in seine Nase den Atmungsprozeß einleitet. Dann schafft Gott die Bäume im Garten Eden, nachher bildet er, wieder aus Lehm, die Tiere, damit sie dem Menschen als Gefährten dienen sollten; doch Adam gibt ihnen zwar Namen, weiß aber nichts mit ihnen anzufangen. Daraufhin erst erschafft Gott die Frau aus der Rippe Adams.

Neben diesen bekanntesten Darstellungen finden wir noch an verschiedenen Stellen (z. B. Psalm 104, 6. 7. Jes. 51,9—16) Reste einer dritten Schöpfungssage, nach welcher in der Urzeit ein Kampf Gottes mit einem Ungetüm, dem Chaosdrachen, einer Personfikation des Ozeans, stattgefunden hat.

Für welche unter diesen verschiedenen Schöpfungsgeschichten will man nun die Autorität der Bibel in die Wagschale werfen? Es können doch nicht alle zugleich wahr sein.

Auch muß man immer wieder betonen, daß, wer über diese Dinge der Bibel das maßgebende Wort lassen will, notwendigerweise auch das vorkopernikanische Weltbild annehmen muß, wonach der Himmel ein festes Gewölbe ist (zweiter Schöpfungstag), an dem Sonne, Mond und Sterne über der Erde kreisen. Angesichts dieser

---

*) Eine gute Zusammenstellung der verschiedenen Schöpfungsmythen gibt unser Mitarbeiter Prof. Wendland in seinem religionsgeschichtlichen Volksbuch „Die Schöpfung der Welt", Tübingen, Mohr. 55 Cts.

Tatsache erscheinen alle Rettungsversuche mit dem Fluch der Lächerlichkeit belastet.

Würden wir also am besten tun, die ersten paar Seiten aus der Bibel herauszureißen? Aber meinen wir denn, wir seien dadurch, daß wir den wirklichen Vorgang etwas besser kennen, über die Dichter von 1. Mos. 1 und 2 so hoch erhaben? Wir lassen uns von einem Naturforscher erzählen: Am Anfang war im Weltraum eine flüssigglühende Masse, die Sonne; als sie sich ungeheuer schnell um sich selbst drehte, wurden einzelne Stücke davon abgesprengt, die jetzt ihre regelmäßige Bewegung um die Sonne ausführen; eins davon ist unsere Erde. Im Lauf der Jahrmillionen erkaltete ihre Rinde, es bildete sich das Wasser, das Festland und Meer, die Gebirge und die Täler. Wieder nach Jahrmillionen entstand eine neue Kohlenstoffverbindung, das lebende Eiweiß, zuerst als einzelliges Wesen. Diese Zelle teilte sich, vermehrte sich dadurch, entwickelte sich zu immer mannigfaltigeren Formen und spaltete sich in die großen Zweige des Pflanzen- und Tierreichs; dieses stieg über die Stufen der Urdarmtiere und Mollusken, zuerst zu den Wirbeltieren, dann hier wieder durch die Klassen der Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel zu den Säugetieren und innerhalb dieser wieder in jahrtausendelangem Aufstieg bis zum Menschen.

An dieser „natürlichen Schöpfungsgeschichte" ist Manches, so zuversichtlich es oft vorgetragen wird, noch unsicher. Aber wir wollen uns nicht dabei beruhigen, daß wichtige Behauptungen heute des Beweises noch entbehren, denn schon morgen kann durch neue Funde das, was bisher bloße Hypothese war, zur erwiesenen Tatsache werden. Wir fragen deshalb: wenn das Alles unanfechtbares, wissenschaftliches Ergebnis wäre, was würde dann daraus folgen?

Die biblische Schöpfungsgeschichte ist wissenschaftlich überholt; aber dürfen wir uns auf unsere bessere Erkenntnis etwas einbilden? Nur den, der allein das Wissen schätzt, kann genauere Erkentnis hochmütig machen. In den biblischen Schöpfungsgeschichten suchen wir allerdings keine Naturerkenntnis mehr. Aber wenn wir nur aufgehört haben, bloß diese in ihnen zu suchen, so merken wir vielleicht doch, daß wir in anderen Beziehungen immer noch von ihnen lernen können.

Wir haben in Nr. 7 aus einem geistreichen Aufsatz die Maxime ausgezogen: Religiöse Vorstellungen sind ursprünglich der Ausdruck eines Erlebnisses; sie enthalten deshalb nicht die Zumutung einfacher Uebernahme durch Andere, sondern die Aufforderung zum Nacherleben der Erlebnisse, die ihnen zu Grunde liegen. Wir wenden das auf die biblischen Schöpfungsgeschichten an.

Diese sind uns wichtig als Ausdrucksmittel und Dokument eines tiefen Eindruckes, dem auch wir uns hingeben, eines Erlebnisses, das auch wir nacherleben können und sollen. Ihre Dichter haben in Worte gefaßt, was ihr Volk seit vielen Generationen schon beim Anblick der Welt, der Natur und ihres Lebens geahnt und gespürt hat von einer

überlegenen Macht, die über und hinter allem Geschehen waltet, einer Macht, welcher auch jeder Einzelne sein Dasein verdankt, von der er seine Lebensaufgabe erhalten hat. Es sind ja kindliche Versuche, diesen Eindruck in Bilder und deutliche Vorstellungen zu fassen, aber eben darum am allerbesten geeignet, in unsern Kindern diesen Eindruck zum ersten Mal zu wecken. Werden wir uns über diese kindlichen Vorstellungen so erhaben dünken, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß auch unsere Bilder bloß stammelnde Versuche sind? Auf der einen Seite dürfen wir ja wohl sagen, daß unsere neuen Erkenntnisse den Eindruck von der Macht und Weisheit des Schöpfers verstärken können, so daß unser Betrachten und Nacherleben noch von tieferer staunender Ehrfurcht getränkt ist, und nur soweit dieser Eindruck stärker und tiefer, nicht soweit unsere Erkenntnis richtiger ist, dürfen wir unsern Standpunkt als höher bezeichnen. Anderseits wird heute der lebendige Eindruck viel mehr gestört durch Zweifel aller Art, materialistische, mechanistische, pessimistische, durch Beobachtungen von Unzweckmäßigkeiten und Unbegreiflichkeiten, von sittlicher Gleichgültigkeit oder gar Grausamkeit der Natur, so daß sie uns Gott oft mehr verhüllt als offenbart. Aber gerade wenn sie uns zum trüben Spiegel geworden ist, der Gottes Bild nur dunkel wiederstrahlt, so weist sie uns auch hin auf die Ueberzeugung, daß sie nicht Gottes letztes Wort ist, sondern nur ein Gleichnis einer höhern Wirklichkeit, wo das hier noch Unzulängliche zum Ereignis werden soll. So weckt die Natur gerade durch das Unharmonische, das sie einschließt, die Sehnsucht nach einer höhern und tiefern, wahreren und wirklicheren Welt; sie leitet den, der sie betrachtet, von dem Gott des alten zu dem des neuen Testaments hin, der nicht nur Schöpfer, sondern auch Erlöser ist.

Wir können also zusammenfassend sagen: Die biblischen Schöpfungsgeschichten sind nicht deshalb wertvoll, weil sie Erkenntnisse mitteilen, sondern weil sie Erlebnissen Ausdruck geben. Nicht das Fürwahrhalten dieser Geschichten, sondern der demütig ehrfürchtige Eindruck von der Erhabenheit Gottes, der sich in ihnen spiegelt, ist Religion. Einzig dieses Spüren und Verehren des Schöpfers in Gedanken und Gefühlen meinen wir, wenn wir im Folgenden vom Schöpfungsglauben reden. Wie es bei der Schöpfung zugegangen ist, kann uns vollständig gleichgültig sein.

* *
*

Wir können uns hier nicht mit all den Einwänden auseinander setzen, die von moderner Naturerkenntnis aus gegen den Schöpfungsglauben erhoben werden.*)

Nur mit drei angeblichen Konsequenzen möchten wir uns beschäftigen, die von Materialisten und Apologeten aus der natürlichen

*) Denen, die mit diesen Fragen ringen, empfehlen wir: R. Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht. Fr. 4.— (Lebensfrageen). Auch Petersen, Naturforschung und Glaube, 55 Cts. (Rel.-gesch. Volksbücher.)

Schöpfungsgeschichte gezogen werden zum Beweis, daß sie einen Verlust für den alten Gottesglauben bedeute. Sie lauten:

1. Ein Schöpfer, der so endlos lange Zeiten zur Erschaffung der Welt braucht, verdient den Namen eines allmächtigen Gottes nicht.

2. Die natürliche Schöpfungsgeschichte erlaubt nicht mehr von Schöpfung, sondern bloß noch von Entwicklung zu reden.

3. Die Würde des Menschen geht verloren, wenn er nicht durch einen Schöpfungsakt, sondern durch einen langen Prozeß von unten her enstanden ist.

Der erste Einwand ist der leichteste. Wir antworten: Diese Jahrmillionen erscheinen bloß uns lang, aber nicht dem ewigen Gott, der sie in einem Augenblick überschaut. Gott brauchte doch nicht zu pressieren. Einer Eintagsfliege erscheint vielleicht ihr Leben als lange Zeit und ein Menschenleben würde ihr wie eine Ewigkeit vorkommen. Dem Kind ist ein Jahr eine lange Zeit, während dem Erwachsenen die Jahre wie im Flug vorübergleiten. Dem Ewigen aber sind tausend Jahre wie ein Tag; ja auch bei diesem Satze müssen wir uns bewußt bleiben, daß wir damit zu menschliche Kategorien auf den überweltlichen Gott übertrageu. Kurz, daß wir diese Zeiträume wie Unendlichkeiten empfinden, beweist nicht Gottes Machtlosigkeit und Langsamkeit, sondern bloß unsere eigene Kurzlebigkeit.

Der zweite Einwand spielt z. B. in Häckels natürlicher Schöpfungsgeschichte die Hauptrolle. Beständig wird hier wiederholt: es hat sich immer von selbst eins aus dem andern entwickelt, nirgends ist Platz für den Eingriff eines Schöpfers. Hintendrein erscheint es uns ganz unbegreiflich, wie diese ausschließende Entgegenstellung von Schöpfung und Entwicklung so großen Eindruck machen konnte.

Ist denn bloß das „Schöpfung", wenn alle Arten fertig und fortan unveränderlich plötzlich aus dem Nichts hervorgehen? Wenn die natürliche Schöpfungsgeschichte betont, daß sich eins aus dem andern von selbst entwickelt habe, so muß sie doch auch eine Ursache an den Anfang setzen, welche die Fähigkeit, die Notwendigkeit unendlich mannigfaltiger Entwicklung in sich trug. Die Entstehung dieser ersten Ursache mit dieser wunderbaren Fähigkeit ist exakt ebenso unbegreiflich wie eine plötzlich fertige Schöpfung. Mag es nun so oder so zugegangen sein, in beiden Fällen ist ein Etwas geworden, wo vorher ein Nichts war; in beiden Fällen ist die Annahme eines intelligenten Willens, der ein Werden hervorrief, gleich unentbehrlich oder gleich unzulässig — wie man es ansieht. Auch die automatische Entwicklung aus einer ersten Ursache schafft das Rätsel des Daseins nicht aus der Welt; im Gegenteil halten wir die Annahme des Schöpfers zum mindesten für plausibler; keinesfalls kann die natürliche Schöpfungsgeschichte über einen solchen die „Platznot" verhängen.

Sind wir aber wirklich gezwungen, an den Anfang bloß die Erschaffung einer solchen Ursache zu setzen, aus der sich nun „von selbst" alles mit Notwendigkeit entwickelt hat? Hat Gott seither nichts

mehr zu tun? Oder sollen wir annehmen, daß in dieser Verknüpfung von Ursache und Wirkung Lücken seien, in die Gott nun als „übernatürliche Ursache“ eingreift? Nein, es ist falsch, sich vorzustellen, daß Gott bloß vor und neben den natürlichen Ursachen wirken könne. Nein, er wirkt in ihnen und durch sie, sie sind das Mittel, mit dem er seine Zwecke durchsetzt und anders wirkt er nicht als durch solche natürliche Ursachen. Es könnte nie ein Ding wirkende Ursache werden, wenn nicht wirkende Kraft in ihm wäre, und wenn wir von der Notwendigkeit reden, mit der die Wirkung aus der Ursache hervorgehe, so ist das Bestehen solcher Notwendigkeit eben das große Geheimnis; sie ist bloß ein menschlicher Name für die Unerschütterlichkeit des Willens, der alles, so wie es ist hat werden lassen und für unsere schlechthinige Abhängigkeit von ihm. Kurz, aus der ersten, von Gott gesetzten Ursache hätte nie die Welt werden können, wenn nicht Gottes Kraft beständig in Verknüpfung von Ursache und Wirkung lebendig wäre.

Wir müssen noch etwas mehr sagen. Wenn wir von Entwicklung reden, so haben wir doch die Entstehung von etwas Neuem, von immer feineren und mannigfacheren Formen, von immer schärfer ausgebildeten Fähigkeiten, von immer kunstvoller aufgebauten Einrichtungen im Sinne. Nicht nur das Auseinanderhervorgehen, sondern auch dieses Höhersteigen liegt in dem Begriff der Entwicklung enthalten. Mag man sich auch auf das Gesetz von der Erhaltung der Kraft versteifen und betonen, daß das Neue, Höhere immer aus schon vorher bestehenden Faktoren entstanden sei, keine Steigerung der Kraft und Vermehrung des Stoffes stattgefunden habe, so ändert das nichts an der Tatsache, daß das Entstandene dem Dagewesenen gegenüber einen Fortschritt, eine Steigerung der Qualität und des Wertes bedeutet, daß etwas entstanden ist, was so noch nicht vorhanden gewesen ist. Darum wenn wir von Entwicklung reden, so sagen wir damit, daß die in der Natur wirkende Kraft beständig Neues schafft.

Diese Neuschöpfung erkennen wir aber nicht allein im Hervorbringen neuer Varietäten und Arten; sie fand nicht bloß statt, als aus dem Einzeller der Mehrzeller, aus der Molluske das Wirbeltier, aus dem Vogel über die Zwischenstufe des Schnabeltiers das Säugetier wurde. Wir erinnern uns daran, daß Klassen, Gattungen, Arten ꝛc. keine Wirklichkeiten, sondern menschliche Abstraktionen sind, daß kein allgemeiner Hund auf der Erde herumläuft, sondern lauter einzelne Hunde. Die blasse Abstraktheit unseres Denkens blendet unser Auge, daß wir erst im Uebergang zu einer neuen Art, nicht schon in der Entstehung jedes Individuums eine Neuschöpfung erkennen. Jeder Apfelbaum und jeder einzelne Apfel, jede Pflanze, jedes Tier, jeder Mensch verdankt das Dasein einem erneuten Schöpfungsakt Gottes, bei jedem keimenden Samenkorn, bei jedem Hühnchen, das aus dem Ei schlüpft, kann man das Erlebnis wieder machen, dem der Dichter von 1. Mos. 1 in seiner Schöpfungsgeschichte Ausdruck gegeben hat.

Man kann wohl sagen: das neue Wesen ist entstanden aus einer Verbindung von Samenzelle und Eizelle, man kann alle einzelnen Entwicklungsstadien beschreiben, wie es in den Lehrbüchern der Embryologie geschrieben steht; und doch, daß aus diesen mikroskopisch kleinen Zellen ein neues Wesen entsteht, das sich täglich neuen Stoff angliedert, den es gerade so aus seiner Nahrung gezogen hat und gerade nach diesem Plane gruppiert, und daß schließlich etwas daraus wird, das nun nicht mehr Same oder Ei ist, sondern eine neue Pflanze, ein neues Tier, das ist das Wunderbare, ein Schöpfungsakt Gottes.

Ob die Entstehung der Menschheit durch einen Prozeß von unten her dem Menschen seine Würde raube, das ist der Streitpunkt, der am populärsten geworden ist. Er ist dabei meist zu der Frage geworden, „ob der Mensch vom Affen abstamme." Man lese, mit welcher Emphase Häckel verkündet, daß der Mensch nur die entwickeltste Säugetierart sei, daß er zwar nicht von einer der jetzt lebenden Affenarten abstamme, daß aber die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla oder Schimpanse scheiden, nicht so groß seien als die, welche den Gorilla von den niedrigeren Affen trennen. Auf der andern Seite höre man die Deklamationen eines Apologeten, der im Brustton tiefster Ueberzeugung sich gegen solche Stammeltern verwahrt. Man wird sich fragen, auf welcher Seite die Einfalt größer ist.

Ist es denn des Menschen so viel unwürdiger, wenn er sich aus der lebenden Eiweißzelle entwickelt hat, als wenn er aus einem Lehmteig geknetet worden ist? Man hat allerdings die diesbezügliche Erzählung sachte beiseite geschoben; mit Unrecht, denn sie ist wahr; natürlich nicht in der naiven Form von 1. Mos. 2 — ich betone das, um mich nicht auch in den Verdacht einer Rettung des biblischen Berichts zu bringen. Aber woraus baut denn der Mensch seinen Körper von der Zeugung bis zum Tode? Wesentlich aus der Nahrung, diese aber ist von der Pflanze aus dem Boden gesogen worden und dann durch die Verdauung — direkt oder auf dem Umwege durch einen Tierkörper — in den menschlichen Körper aufgenommen worden. Die Rede vieler Völker von der „Mutter Erde" hat ihren tiefen und wahren Sinn. Ist diese Herkunft entwürdigend? Ist es nicht vielmehr wunderbar, daß aus geringem Stoff so unendlich viel Höheres entstehen konnte? Wenn wir daran nicht Anstoß nehmen, warum stoßen wir uns denn an einer Entwicklung des Menschen aus dem Protoplasma durch niedere, tierische Daseinsformen hindurch zu seiner jetzigen Höhe? Nicht die Niedrigkeit des Ausgangspunktes ist beschämend, sondern die Höhe der erreichten Stufe ist ehrend und giebt Grund zu staunender Dankbarkeit. Der Parvenu, der sich seiner niedrigen Herkunft schämt, ist eine verächtliche Figur; ebenso töricht handelt der Mensch, der sich des Werdeganges seines Geschlechts durch niedere Stufen schämt. Wie möchten die geringen Anfänge die gewonnene Würde verkleinern! Im Gegenteil, ist das Errungene nicht mehr wert als das Angeborene?

Diese Gedanken werden noch verstärkt durch die schon oft ausgesprochene Erwägung, daß doch der Einzelne sich auch aus Anfängen entwickelt hat, die den Namen Mensch nicht verdienen. Man mache einmal die Probe und betrachte die Abbildung eines menschlichen Embryo; die erste Regung wird ein gewisses Grausen sein: was, ein solches Gebilde bin ich einmal gewesen? Aber das Grausen wird bald dem Staunen darüber Platz machen, was aus diesem engerlingartigen Wesen schließlich geworden ist. Und fragt man: wo auf der Wegstrecke zwischen pithecanthropus erectus*) und homo sapiens**) hat die Seele ihren Anfang genommen, so kann man mit ebensoviel Recht und ebensowenig Hoffnung auf eine Antwort fragen: wo begann sie bei dem einzelnen Menschen? Im Embryo, während der Geburt oder erst später? Die Anfänge liegen im Dunkel, die Anlage war da, ehe wir sie konstatieren konnten, das Ergebnis läßt sich nicht leugnen.

Und noch ein Letztes. Gesetzt selbst der unmögliche Fall, man finde irgendwo im ewigen Eise eingefroren zwei Leichname, von denen sich feststellen ließe, daß der eine der Stammvater der Menschheit, der andere der Affen gewesen war; und nehmen wir weiter an, die genaue Vergleichung der Schädelwölbung, des Knochengerüstes, der äußern und innern Organe einschließlich der Gehirnsubstanz würde die Gelehrten zu dem Schlusse führen: wir haben hier nicht zwei Vertreter zweier verschiedenen Arten vor uns; die Differenzen sind so gering, daß wir nur auf individuelle Verschiedenheiten zweier Repräsentanten derselben Species schließen. Daraufhin Jubel im Häckelschen, Bestürzung im apologetischen Lager. Ruhige Beobachter aber werden sich überlegen: Wie kommt es nur, daß die Nachkommen des einen dieser „Tiere" Affen geblieben, die des andern Menschen geworden sind? Es war eben ein Unterschied da, den keine anatomisch-mikroskopische Untersuchung entdecken kann. Das eine trug die Anlage der Entwicklung zum Menschen in sich, das andere nicht. Das ist ein Unterschied von so ungeheurer Tragweite, daß alle anatomische Gleichheit daneben ins Nichts versinkt. Daß der Mensch „Fleisch" ist und das Fleisch mit der Tierwelt gemein hat, ist schon längst bekannt; der Unterschied ist, daß des Menschen Fleisch den Keim des Geistes in sich birgt. Es haben ja auch schon Reisende behauptet, der Unterschied zwischen einem deutschen Professor und einem Buschmann oder Feuerländer sei größer als zwischen diesem und einem Orang-Utang. Aber dieser körperlichen Aehnlichkeit steht ein viel einschneidenderer Unterschied gegenüber: den Buschmann und Feuerländer konnte man zu einem civilisierten Menschen heranbilden, den Orang bloß abrichten. Diesen Unterschied konnte man durch kein naturwissenschaftliches Instrument, kein Wägen und Messen erkennen. Er war aber doch da. Woher kam er nur? Die beste Erklärung heißt doch immer noch:

„Gott sprach: Es werde!" R. Liechtenhan.

---

*) Wissenschaftlicher Name des angeblichen Stammvaters von Affe und Mensch.
**) Dasselbe für den Menschen.

# Vom evangelisch-sozialen Kongress.

Nicht einen Bericht will ich hier geben, denn ein solcher kann gerade das Beste, was der Teilnehmer gewonnen, nicht wiedergeben, sondern bloß einige Gedanken im Anschluß an den Kongreß. Wer Genaueres erfahren möchte, kaufe sich das Protokoll*).

Wer an eine solche Versammlung kommt, spürt bald, daß in Deutschland die sozial gesinnten Elemente der „bürgerlichen" Gesellschaft von der Sozialdemokratie nicht bloß dadurch geschieden sind, daß sie eine weniger radikale Umgestaltung des Wirtschaftslebens erstreben, sondern in erster Linie durch verschiedene Stellung zum nationalen monarchischen Staat und seiner Weltpolitik. Diese Differenz wird sehr stark als Gegensatz der Gesinnung empfunden. Wir können das nur bedauern; aber wir müssen uns auch wohl hüten, von unsern einfacheren Verhältnissen aus die Frage der nationalen Machtpolitik bequem übers Knie abzubrechen und die zu verdammen, die nicht so glatt damit fertig werden. Daß die Deutschen es damit leicht nehmen, kann man auch nicht behaupten; z. B. Naumann hat so damit gerungen, daß er eigentlich als Verkörperung des Problems kann angesehen werden. Wenn er sagt: Ich kann die Machtpolitik nicht aus christlichen Motiven ableiten, aber ich sehe auch ihre Notwendigkeit ein und verzichte deshalb darauf, nur christliche Motive zu haben, so ist das eine Verlegenheitsauskunft; aber sie hat den Vorzug der Ehrlichkeit und ist vielleicht auch tapferer als die Entschlossenheitstheorien, die über die praktischen Schwierigkeiten mit pathetischen Worten hinwegschreiten.

Prof. v. Schultze-Gaevernitz wollte im Referat des ersten Tages vor allem das Eine zeigen, daß wenn auf die Zeit der deutschen Unkultur in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine neudeutsche Kultur folgen solle, diese auf einer Erneuerung des deutschen Idealismus von Kant, Schiller und Goethe beruhen müsse mit seinem Satz: Alle Dinge haben einen Preis, allein der Mensch hat Würde. Es muß eine Kultur sein, in der nicht mehr die Menschen den Sachen, sondern die Sachen den Menschen dienen. Nur wenn wir diesen Idealismus festhalten, kommen wir auch zu einer neuen Wirtschaftsordnung, welche eine neue Kultur ermöglicht. Die Diskussion beschäftigte sich mit der Frage, wie solcher Idealismus Besitz der Masse werden könne; mit Recht wurde dabei betont, daß hier die christliche Verkündigung der Kirche immer noch eine unentbehrliche Aufgabe zu vollbringen habe. Prof. Tröltsch in Heidelberg zeigte, wie zwei Formen von Idealismus neben einander hergehen und sich ergänzen müssen: Der westeuropäische, der die einzelnen Persönlichkeiten als letzte Ziele faßt, und der deutsche, der die Personen vollkommen letzten höchsten Ideen unterwerfen und wenn nötig opfern will.

---

*) Erschienen bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. Preis Fr. 2. 70.

Dem Schreiber dieser Zeilen kamen bei den Gedanken von Prof. v. Schultz-Gaevernitz allerlei Debaten der letzten Zeit über Inneres und Aeußeres in den Sinn. Gewiß braucht die Arbeiterbewegung eine nicht nur idealistische, sondern auch religiöse Vertiefung und man kann die „sozialen Pfarrer“ nicht schlimmer mißverstehen, als wenn man ihnen zutraut, sie wollten die Arbeit an dieser Aufgabe bei Seite schieben. Sie ist vielmehr das Selbstverständliche, das gar nicht zur Diskussion steht. Was uns beschäftigt, sind vielmehr die beiden Fragen: Wie weit üben die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse einen Druck aus, unter dem ein Eroberungszug des Idealismus durch die Massen erschwert oder gar verhindert wird? Daß wir diesen wirtschaftlichen Druck nicht für das einzige Hindernis ansehen, sollte nicht mehr gesagt werden müssen. Und unsere zweite Frage lautet: Wird man unserm Idealismus glauben und ihn für mehr als Wortgeklingel halten, solange er nicht den festen Willen zeigt, die äußern Verhältnisse seinen Grundsätzen entsprechend, wenn's sein muß unter Opfern umzugestalten? Ein Idealismus, der nicht nach außen wirkt, ist kraft- und eindruckslos.

Doch zurück zum Kongreß. Die Verhandlung des zweiten Tages galt der Bekämpfung der Unsittlichkeit. Der Verfasser des Buches: „Wir jungen Männer,“ Pfarrer Wegener in Mörs, hatte das Referat, Frau Prof. Weber in Heidelberg das Korreferat. Wegener verfocht vor allem den einen Gedanken: Ueberwindung der Unsittlichkeit erreicht man nicht durch Bekämpfung ihrer Symptome, sondern durch Stärkung positiver Kräfte; nicht durch Verbote, sondern durch Ideale. Einen solchen positiven Gedanken findet er in der ehrfürchtigen Bejahung des Geschlechtstriebs als der Grundlage der Familie, der innigsten, das eigene Selbst erhöhenden und die Zukunft schaffenden Gemeinschaft. Die Korreferentin stellte in ihrem von ergreifendem, sittlichem Ernst getragenen Vortrag und tiefbewegten Schlußvotum der von Wegener geforderten Bejahung des Natürlichen die Notwendigkeit seiner Ueberwindung entgegen; übrigens war der Gegensatz nicht so groß wie er schien, es waren nur zwei Seiten der Wahrheit, die verschieden stark betont wurden. Denn Wegener meinte auch nicht die brutale Natur, sondern eine gebändigte und gezügelte. Von den praktischen Forderungen Wegeners möchte ich hier zwei erwähnen: Da die späte Möglichkeit der Heirat auch ein Nährboden der Unsittlichkeit ist, fordert er zur Verminderung dieser Not, daß Verheiratete und Unverheiratete verschieden besoldet sein sollten, also eine sehr erwägenswerte Form der „Junggesellensteuer.“ Und eine zweite Forderung lautet: Unterstellung der Geschlechtskrankheiten unter die Seuchengesetzgebung. Der Arzt soll zum mindesten sein Veto einlegen dürfen, wenn ein von ihm behandelter Geschlechtskranker im Begriff steht, eine Ehe zu schließen. Wegener hatte Widerspruch gegen dieses Postulat erwartet, aber der Kongreß spendete dafür lebhaften Beifall und damit ist der Gedanke in die öffentliche Diskussion geworfen. Es wird natürlich noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen, bis nur ein erster Schritt in dieser

Richtung getan wird, besonders in unseren demokratischen Staatswesen. In monarchischen Ländern können solche Maßregeln von oben her angeordnet werden. Bei uns muß erst die Mehrheit dafür gewonnen werden, und wird das je geschehen? Es ist höchstens dann zu hoffen, wenn nicht mehr die Männer allein die Gesetze machen.

R. Liechtenhan.

# Umschau.

In **Genf** ist also die sog. **Trennung von Kirche und Staat** zur Wirklichkeit geworden. Wir freuen uns darüber aufrichtig. Nicht weil wir gerade Enthusiasten für die Trennung wären, sondern weil wir damit nun einmal vor eine klare, bedeutsame Tatsache gestellt und so auf der Linie einer notwendigen Entwicklung einen Schritt weiter gekommen sind. Wäre der Entscheid anders ausgefallen, so hätte es überall geheißen: „Seht doch, das Volk will die Trennung nicht!" Alle ängstliche und halbherzige Verschleppungspolitik hätte Wasser auf die Mühle bekommen. Und doch sollten wir nun einmal wagen, der Wirklichkeit ins Gesicht zu schauen und einsehen, daß die „Trennung" kommen *muß*, ob wir daran Freude haben oder nicht. Wir persönlich haben daran doch Freude, weil wir in diesem Prozeß eine Etappe in der Entwicklung der religiösen Freiheit und Innerlichkeit erblicken, aber auch wer anders fühlt, sollte sich sagen, daß es der Kirche anstünde, selbst den nötig gewordenen Schritt zur rechten Zeit zu tun, bevor man ihr den Stuhl vor die Türe setzt. Doch wo hat die Kirche von sich aus einmal einen Schritt vorwärts getan und in einer vorwärtsdrängenden Entwicklung Gottes Willen erkannt?

Wir begreifen, daß altgenferisches Empfinden durch die Beseitigung seiner Staatskirche schmerzlich berührt wird, glauben aber, daß Calvin heute auf Seite der siebzehn Pfarrer stünde, die sich durch einen trennungs*freundlichen* Aufruf an die Bevölkerung wandten, und nicht auf Seite des Konsistoriums und seiner Anhänger; sie handelten aus dem Glauben, nicht aus der Furcht und haben der Kirche damit Ehre gemacht. Es tritt übrigens in diesen Trennungsdebatten so viel Unklarheit über die in Frage kommenden Begriffe zu Tage (Verwechslung von Religion und Kirche, Volk und Staat u. s. w.), daß auch dadurch, wie durch vieles andere, klar wird, wie sehr wir uns ein Denken nach Prinzipien und weiten Gesichtspunkten abgewöhnt haben.

Hocherfreulich und für die Weissagungen der Trennungsgegner ebenso beschämend wie für ihre Freunde ermundernd, sind die Berichte über den Geist der Einigkeit und Entschlossenheit, der sich nun in der Genfer Kirche zeige. Das ist der Segen des Leidens. Dieser ganze Weg wird überhaupt ein Segensweg, wenn wir ihn richtig gehen, d. h. tapfer und vertrauensvoll. Doch darüber einmal ausführlich.

R.

Ein für die soziale Bewegung in der Schweiz, besonders auch nach ihrer geistigen Seite hin, wichtiges Ereignis war der Delegiertentag der **evangelisch-sozialen Arbeitervereine,** der am 2. Juni in **Winterthur** stattfand. Es handelte sich, wie wohl die meisten unserer Leser wissen, darum, ob die evangelisch-sozialen Arbeiter sich den christlich-sozialen, d. h. katholischen, oder den freien, d. h. nominell politisch neutralen, tatsächlich in ihrer großen Mehrheit sozialdemokratischen Gewerkschaften zuwenden sollten. Einstimmig entschied man sich für die freien. Es hieß: wenn einer ein Christ ist, der wirklich Glauben hat, so soll er nicht jedes Lüftchen des „Unglaubens“ scheuen, sondern gerade durch seine ganze Haltung im sozialen Kampf seinem sozialdemokratischen Gewerkschaftsgenossen Achtung vor seinem Glauben einflößen. So ist's recht. Wenn diese Gesinnung in „christlichen“ Kreisen allgemein würde, wäre das Problem „Religiös-Sozial“ bald auf einem andern Punkt als jetzt. Möchte das Beispiel in Deutschland Nachdenken erregen und vor dem (offenbar auch von Harnack befürworteten) Anschluß der evangelisch-sozialen Arbeiter an die Christlich-Sozialen, der die Kluft zwischen evangelischer Kirche und Sozialdemokratie noch weiter machen müßte, warnen. Das Hauptverdienst an dem Winterthurer Beschluß haben offenbar einige tapfere, weitblickende Männer auf beiden Seiten: Greulich, Lauterburg, Frey, Prediger Schmidt u. a. Der Letztgenannte hat seine Stellungnahme in einer trefflichen Flugschrift: „Der evangelische Arbeiter und die Arbeiterorganisationen“ begründet, die wir hiemit empfehlen möchten. R.

Aus **Deutschland** wird wieder ein neuer „Fall“, d. h. Maßregelung eines Geistlichen gemeldet; es handelt sich diesmal nicht um theologische, sondern politische Ketzerei. Als in Leislau (Sachsen-Meiningen) bei den Reichstagswahlen einzelne sozialdemokratische Stimmen abgegeben wurden, erklärten einige Gutsherren, man kenne die roten Wähler und werde es sie merken lassen. Der Ortspfarrer Vogl wollte zur Versöhnung wirken und hielt an einem Familienabend einen Vortrag über die politischen Parteien. Er wollte nur objektiv über die verschiedenen Parteiprogramme referieren, verweilte aber dabei am längsten bei der Sozialdemokratie und schilderte ihre Bestrebungen stark von der idealen Seite. Ein Gutsbesitzer, zugleich Kirchenvorsteher, nach dessen Meinung die Gemeindeabende vor allem der Bekämpfung der Sozialdemokratie dienen sollten, verlangte nun von Pfr. Vogl, er müsse auch die Umsturzbestrebungen und verwerflichen Ansichten der Partei über Religion und Ehe beleuchten. Als der Pfarrer darauf nicht einging, auch, da Diskussionen an Familienabenden nicht üblich sind, dem Gutsbesitzer das Wort nicht erteilte, verließ dieser mit den Worten: „Pfui, schämen Sie sich, als Pastor so etwas zu sagen!“ den Saal und verklagte Vogl beim meiningischen Oberkirchenrat: er habe das sozialdemokratische Programm vorgetragen, als sei es seine eigene Anschauung und habe für die Partei Reklame gemacht. Der Oberkirchenrat wies die Angelegenheit an das aus lauter hohen juristischen Beamten bestehende Oberverwaltungsgericht. Dieses lehnte zwar den Antrag des Oberkirchenrates auf Amtsentsetzung ab, bekundete aber in seinem Urtel eine Weisheit, die ungefähr auf der Höhe seines Stils steht: „Mußte man annehmen, daß der Vortrag, der ohnehin ein wenig, ein sehr wenig geeignetes Thema für den Geistlichen, insbesondere eines Ortes der Grafschaft (!) abgab, nachdem durch das Eintreten der gesamten bürgerlichen Parteien in schwerem Kampf der Sieg über die Sozialdemokratie errungen worden, unter der Form eines Referates Propaganda für diese Partei hat machen wollen und sollen, dann wäre die Beschuldigung, Pfarrer Vogl habe sich des Vertrauens, das sein Amt erfordere, und des Ansehens, welches das Amt verlange, nicht würdig erwiesen, kaum von der Hand zu weisen.“ Da die Absicht der Propaganda nicht angenommen werden kann, bleibt Vogl im Amt, da aber seine Ausführungen von Vielen nicht als objektives Referat, sondern als seine eigene Anschauung aufgefaßt werden konnten und aus einigen Aeußerungen „der Gegensatz des Vortragenden zu örtlichen Verhältnissen (!) hervorgeht“, so trifft ihn der Vorwurf, „in einseitigster und daher schiefer und sachwidriger Weise Anschauungen seinen Zuhörern mundgerecht gemacht zu haben,

die so, wie geschehen, der Mißdeutung begegnet sind, ja begegnen mußten". Vogl hat somit seine Amtspflichten verletzt, erhält einen Verweis und hat die Kosten zu tragen.

Was geht dieser Fall uns an? Er wird weit über die Grenzen von Sachsen-Meiningen hinaus, auch bis in unser Land, die Ansicht bestätigen, daß nicht nur die Kirche, sondern auch das Christentum selbst mit der Regierung und dem Geldsack im Bunde stehe; er zerstört so wieder, was Viele gebaut haben, welche die Ueberwindung dieses Irrtums als eines ihrer wichtigsten Ziele erstreben. Ein schwacher Trost besteht darin, daß der Meiningische Pfarrverein gegen das Urteil öffentlich protestierte, insbesondere gegen die Ansicht, der Pfarrer müsse für die bestehende Wirtschaftsordnung eintreten.

L.

## Vom Büchertisch.

**L. Ragaz. Der sittliche Kampf der heutigen Frau.** (Basel bei C. F. Lendorff, 24 Seiten. Preis: 50 Cts.)

Ueber den sittlichen Inhalt der gegenwärtigen Frauenfrage orientiert in vortrefflicher Weise dieser gedruckte Vortrag. Ist es auch vorläufig noch schwer zu sagen, auf welchem Weg die Frauen aller Schichten in die ihrer geistigen und ethischen Bedeutung entsprechende wirtschaftliche Stellung eintreten sollen, so ist's schon ein großer Gewinn, die Einsicht in die Not und Unwürdigkeit bestehender Verhältnisse zu gewinnen. Ragaz möchte dieser Einsicht Bahn machen, nicht als Feminist, sondern als ruhiger Verfechter der Frauenwürde und der sittlichen Bedeutung der Frauen, von denen er sagt: „Die Welt braucht außer Gott nichts so sehr als sie."

B. H.

**Krüger. Das Papsttum.**

In der kirchengeschichtlichen Serie der religionsgeschichtlichen Volksbücher werden wir mit einer außerordentlich lehrreichen Schrift über: „Das Papsttum; seine Idee und seine Träger" beschenkt. Auf 160 Seiten kann natürlich niemand eine ausführliche Papstgeschichte erwarten. Aber in klarer Uebersicht ersehen wir, wie der päpstliche Anspruch auf eine universale Leitung der Seelen, das johanneische „Weide meine Lämmer", im weitesten Sinne gefaßt, sich allmählich durchsetzt und trotz aller Hindernisse von Seiten der geleiteten Völker, aber auch der verweltlichten Päpste, immer wieder die Herrschaft gewinnt. Besonders wertvoll wird das Büchlein noch dadurch gemacht, daß die wichtigsten, auf die Wendepunkte der Papstgeschichte bezüglichen Aktenstücke, wie die durch den deutschen König Heinrich IV. ausgesprochene Absetzung Gregors VII. und die Antwort des Papstes darauf, oder das Wormser Concordat und die Bannbulle gegen Friedrich II., den modernen Menschen im 13. Jahrhundert, in der Hauptsache wörtlich abgedruckt sind. Man kennt diese Dinge ja meist von der Schule her, aber dadurch, daß man die eigenen Worte der Päpste hört, gewinnen sie für jeden eine ganz anders greifbare Gestalt. Auch mag vielen die vorsichtige und abwägende Charakterisierung der jüngsten Päpste, eines Pius IX. und Leo X., sehr erwünscht sein. Und manchem mag mit dem Verfasser zum Schluß die Frage aufsteigen: Was ist wohl die Zukunft dieser uns durch und durch mittelalterlich anmutenden Institution, die doch immer wieder durch das Bedürfnis der Menschen nach einer unbedingten Autorität so gewaltig in die Höhe gehoben wird?

Wer für das Werden unserer Zeit und somit für Geschichte auch nur den geringsten Sinn hat, wird das Heft nicht ohne reichen Gewinn und große Freude lesen.

A. B.

## An die Leser.

Da wir laut Prospekt zwölf Hefte im Jahr ausgeben, der Jahrgang aber mit dem November begonnen hat und mit dem Dezember schließen soll, so haben wir, wie für Januar und Februar so auch für Juli und August nur ein Heft, das aber zwei Bogen enthält, ausgegeben. Aus Versehen ist im letzten Heft davon nicht Mitteilung gemacht worden. Das nächste Heft erscheint Anfang September.

**Die Redaktion.**

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

NEUE WEGE

# Was wir von der Kirche halten?

Motto: Christum frei machen zu helfen von der Kirche, das muß in unsren Tagen eine der Hauptbestrebungen der Gläubigen sein.
Richard Rothe.

Was ist's denn noch mit der Kirche? Was soll aus ihr werden? Von allen Seiten her drängt die Frage sich uns auf. Es ist ja wieder viel von der Kirche die Rede. Das Problem ihres Verhältnisses zum Staate, die Bücher von Kutter und Faber, die neu erwachten freigeistischen Bestrebungen, der Monistenbund, sie alle bringen es mit sich, daß von der Kirche gesprochen und geschrieben wird. Die Wasser schlagen wieder einmal gegen das alte Gemäuer — wird es noch einmal auszuhalten vermögen? Was für ein Recht, was für einen Sinn kann es noch haben?

Die Frage ist besonders dringend für uns Unkirchliche unter den Theologen (das Wort „unkirchlich" in dem Sinne verstanden, der sofort erläutert werden soll!). Jedermann weiß, daß seit einiger Zeit die Kritik der Kirche, wie der christlichen Gesellschaft überhaupt, vorwiegend aus den Reihen der Pfarrer gekommen ist und zwar mit einer Leidenschaft und Tiefe, die die sozialistischen oder freidenkerischen Angriffe nie erreicht hatten. Und zwar darf man nicht meinen, daß Kutter und Faber diese Sache erst aufgebracht hätten, sie haben nur am ausführlichsten und vernehmbarsten ausgesprochen, was in vielen lebte und auch schon etwa gesagt worden war. Sonst hätte ihre Stimme nicht so viel Echo gefunden. An diese unkirchlichen Pfarrer und auch an die ähnlich empfindenden sogenannten Laien, wenn auch an diese in weniger akuter Form, wird von zwei Seiten her die Frage gestellt, ob sie in der Kirche bleiben wollen und, wenn ja, warum? — von kirchlicher und nichtkirchlicher Seite. Die Kirchenleute sprechen zu uns: Wenn ihr doch gegen die Kirche seid, warum geht ihr denn nicht? Es ist doch unerlaubt, ja geradezu unsittlich, als Diener der Kirche die Kirche zu bekämpfen, ja zu zerstören. „Wer die Kirche bekämpft, der versündigt sich am evangelischen Volke", hat im Namen der Kirch-

lichen der Präsident des letzten Predigerfestes in Basel gesagt. Die Nichtkirchlichen aber sagen uns: Wenn wir euch glauben sollen, so ziehet zuerst den Pfarrherrenrock aus. Warum bleibt ihr denn bei einer Sache, deren Haltlosigkeit ihr durchschaut? Sollte es die Sorge ums liebe Brod, die Angst vor dem Schritt ins Ungewisse sein? Nun, wir begreifen dann, begreifen . . . . ! —

Wir haben also alle Ursache, auf diese Frage Red und Antwort zu stehen. Ich möchte es hiemit für meine Person tun. Ich rede dabei nicht im Namen der „Neuen Wege", überhaupt nicht im Namen von irgend jemand, sondern rein auf eigene Faust. Da ich aber weiß, daß eine große Zahl von Pfarrern und sogenannten Laien von ähnlichen Stimmungen erfüllt ist und mit den gleichen Fragen ringt, so ist die Annahme erlaubt, daß mein zunächst ganz subjektives Bekenntnis doch ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfe. Ich rede zwar aus der Atmosphäre einer Stadt heraus, in der das Kirchenwesen noch eine verhältnismäßig große Rolle spielt und seine typischen Formen zeigt, aber die Wahrheit meiner Gedanken ist nicht an dieses zufällige Milieu gebunden. Auch erkläre ich noch, daß ich mich gern von solchen, die tiefer und weiter blicken, belehren lasse, in dieser wie in allen anderen Sachen.

## I.

Zuerst muß eine Vorfrage erledigt sein und damit auch schon eine Andeutung gegeben werden, in welchem Sinne wir uns „Unkirchliche" nennen.

Was verstehen wir denn unter der „Kirche?" Einen genauen Sinn hat dieses Wort eigentlich nur auf katholischem Boden. Dort allein gibt es eine Kirche als notwendige Mittlerin des Heils, die mit dem Kirchenvater Cyprian sagen kann: „Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, kann Gott nicht zum Vater haben." Der Protestantismus anerkennt keine solchen Vermittlungen zwischen Gott und Mensch, darum ist er prinzipiell unkirchlich. Da wir die Sache nicht mehr haben, sollten wir eigentlich auch das Wort nicht mehr brauchen und noch dazu solch ein haßerweckendes, vom Geruch von Kerkern und Scheiterhaufen umschwebtes Wort!

Indeß haben die Reformatoren auf den Trümmern des von ihnen niedergerissenen Teiles der römischen Kirche Notbauten errichtet, die man auch Kirchen nannte und nennt. Obschon sie grundsätzlich etwas ganz anderes waren, als die alte Kirche, behielten sie doch vieles von ihrer Art bei, wie ja der Protestantismus überhaupt ein gut Teil Katholizismus in sich birgt. Sie bekamen bald an Stelle des lebendigen einen papierenen Papst, dazu noch eine Fülle von lebendigen Päpstlein, und auch Blutgerüste für Ketzer gab es bald wieder. Das ist für die heutigen protestantischen Kirchen allerdings vorbei — wenigstens was die Blutgerüste betrifft —; in unseren schweizerischen Kirchen gibt es weder Glaubensbekenntnis noch Katechismus mehr.

Diese Kirchen haben keine Autorität, außer derjenigen, die ihre Anhänger ihnen verleihen; der Subjektivismus hat den Kirchenbegriff vollends zerstört.

Und doch ist das Kirchenwesen auch hier nicht ganz tot. Auch diese Gemeinschaften haben einen Kultus, der vielfach noch als Opfer betrachtet wird; sie haben Sakramente, an denen noch viel von katholischer Auffassung hängt; sie haben Pfarrer, in deren Rock noch einige Fäden vom alten Priestermantel eingenäht sind, kurz: es gibt auch inmitten der protestantischen Christenheit bis tief in die Reihen des Liberalismus hinein (ja hier oft erst recht!) einen gewissen Kirchengeist, der durch ganz bestimmte Merkmale, die wir bald kennen lernen werden, charakterisiert ist. Daß er zum Geist des Protestantismus im Widerspruch steht, macht ihn nur um so widerwärtiger. —

In diesem Sinne also soll in folgenden von der Kirche geredet werden.

## II.

Wir sind gegen alles, was Kirche heißt, sehr skeptisch gestimmt. Warum?

Man kann gegen die Kirche sein, weil man das nicht glaubt, was sie bekennt: das ist die Weise der sogenannten Freidenker; man kann auch umgekehrt gegen sie sein, gerade weil man es glaubt: das ist unser Fall. Aus Religion sind wir kritisch gegen die Kirche. Das sagen wir nicht in der Meinung, daß die, welche hierin anders denken, einer geringeren Religiösität bezichtigt werden sollen; wir richten niemanden, sondern legen bloß unsere Gründe dar. Wir fühlen so. Wir wollen auch nicht den Anschein erwecken, als ob wir nun eine besonders große religiöse Kraft besäßen. Wir sagen nur: nicht irgend ein Freisinn, nicht religiöser Zweifel, die Wahrheit der Religion ist es, die uns gegen die Kirche mißtrauisch macht.

Daß das aber nicht bloß die Weise einiger Querköpfe ist, beweist uns eine Tatsache, die die ganze Geschichte beherrscht: So oft die lebendige Frömmigkeit wächst, nimmt die Kirche entsprechend ab. Die wirkungsvollsten Bestreiter der Kirche sind darum je und je nicht die Freigeister gewesen — die haben ihr im ganzen wenig anhaben können —, sondern die Männer der religiösen Leidenschaft. Ich kann hier keine ausführlichen Beweise liefern, sondern bloß unsere Denkweise illustrieren. Darum will ich nur drei Beispiele nennen. Das Tiefste, Geistvollste und Leidenschaftlichste, was gegen die Kirche geschrieben worden ist, stammt aus der Feder eines Mannes, der von sich sagen durfte, daß er unter dem Zwange des Allmächtigen geschrieben habe. Wer die Anklage der Religion gegen die Kirche vernehmen will, der muß zu Soeren Kierkegaard gehen. — Und doch haben wir noch sehr viel größere Zeugen: Die Propheten Israels. Jeremias ruft der Kirche seiner Zeit zu: „Wie? Ihr stehlet, mordet, brechet die Ehe, schwöret falsch, räuchert dem Baal und folget

andern Göttern nach, die ihr nicht kennet und dann kommt ihr und tretet vor mich in diesem Hause, das nach meinem Namen genannt ist und saget: „Wir sind geborgen“ — um alle diese Greuel weiter zu tun?“ Damit ist das Grundmotiv aller Auflehnung der lebendigen Frömmigkeit gegen die Kirche für alle Zeiten formuliert: es ist die ethische Religion, der Dienst des wirklichen, heiligen Gottes, protestierend gegen den Afterdienst Gottes (mit Kant zu reden), der nicht nur seine Schicksals- und Todesangst, sondern auch sein Gewissen bei Priester und Altar zur Ruhe bringen möchte. Um diesen Gegensatz handelt es sich im Grunde immer, so oft auch der Kampf entbrennt; mögen Kirche und Religion einander in noch so verschiedenen Formen gegenübertreten, immer steht hier die lebendige Wirklichkeit Gottes, dort Tempel, Priester, Opfer, auch wenn es statt Tempel: Kirche oder Betsaal oder Kapelle, statt Priester: Pfarrer oder Pastor oder Prediger, statt Opfer: Gebet oder Sakrament (ich meine beide in magischer Auffassung) oder sacrifizio dell' intelletto) heißt; nur die Namen wechseln, nicht die Sache. — Endlich glauben wir uns auf die allerhöchste geschichtliche Instanz berufen zu dürfen. Daß Jesus keine Kirche gründen wollte, ist allgemach eine Trivialität geworden. Ihn den „Stifter der Kirche“ zu nennen, ist ungefähr ebenso richtig, als wenn man — es sei erlaubt, Kleineres mit Größerem zu vergleichen — Karl Marx den Stifter des Kapitalismus nennen wollte. Denn der Kampf gegen das „kirchliche“ Wesen nimmt in seinem Werke einen breiten Raum ein. Es ist hier nicht der Ort, das Thema „Jesus und die Kirche“ ausführlich zu verhandeln, das mag ein andermal geschehen. Ich will nur zeigen, wie wir Jesus sehen. Jesus steht zwar auch nach unserer Meinung nicht auf Seiten der Kirchenstürmer. Dazu ist er zu groß. Sein Wirken ist mehr positiv, als negativ; seine Sache ist mehr das Ja als das Nein. Aber sein Ja verschlingt eben doch alles Kirchenwesen. Er hat keine Priester und Pastoren, keine Altäre und keine Katechismen, keine Dogmen und Theologien eingeführt, sondern etwas viel Größeres getan: das Reich Gottes verkündigt und gelebt. Dieses ist so laienhaft und weltlich als möglich; es lebt, wo Kindessinn ist. Wenn man aber aus dem Umstand, daß Jesus nicht sehr oft ausdrücklich gegen Tempel und Priester polemisiert hat, das Recht herleiten will, ihn für die Kirche in Anspruch zu nehmen, so führen wir dagegen nur kurz dreierlei an. Zum Ersten: Gehört das Wesen der Pharisäer und Schriftgelehrten nicht zum Kirchentum? Ging aber dagegen nicht Jesu Hauptkampf? Zum Zweiten: Beleuchtet nicht des Meisters Wort über den Tempel: „Wahrlich ich sage euch: nicht ein Stein wird hier auf dem andern bleiben“ (Vgl. Matth. 22, 1—3), blitzhell seine Gedanken über die Kirche? Zum Dritten und Wichtigsten: Wir rufen die Kirchenleute selbst als Zeugen auf. Sie haben ihn „vernichtet“, zum Teil in gutem Glauben, nicht wissend, was sie taten, weil sie durch ihn die Kirche gefährdet glaubten. Der Kirchenratspräsident war Vorsitzender des Gerichtshofes. Keiner kommt um

*die Tatsache herum, daß es die Kirche war, die Jesus ans Kreuz brachte.*

Mit diesem Kreuze schmückte sich bald eine neue Kirche, die ihn von Zeit zu Zeit wieder daran schlug. Doch wir wollen nicht weiter ausführen, weder, was die Kirche alles gesündigt, noch wie zu allen Zeiten der Geist Jesu gegen sie aufgestanden ist, sobald er lebendig wurde, so z. B. besonders machtvoll und weltgeschichtlich wirksam im Täufertum. Es wird schwerlich zu bestreiten sein: die schöpferische Frömmigkeit wendet sich fast regelmäßig gegen die Kirche, diese aber gewinnt Macht in den Zeiten der Erstarrung. Darum geschieht es nicht zufällig, daß heute, wo im Stamm des Menschheitsbaumes wieder die religiösen Lebenssäfte frischer steigen und im Zusammenhang damit ein Sehnen nach Realität auch in der Religion kräftiger durch die Herzen von „Gläubigen“ und „Ungläubigen“ geht, die Kritik der Kirche und des christlich-religiösen Wesens überhaupt mit einer Wucht eingesetzt hat, wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Vom Hauch neuen Lebens umweht erkennnen wir, was innerlich tot und — weil es doch tut, als ob es lebendig wäre — unwahr ist.

Was haben wir gegen die Kirche? Ich will versuchen, möglichst ruhig und objektiv einiges von dem anzudeuten, was uns tagtäglich mit Schmerz und Zorn erfüllt.

Es kann sich hier also nicht um eine vollständige Darstellung aller kritischen Einwände gegen die Kirche handeln. Eine solche ist nach allem, was die letzten Jahre uns gebracht haben, ganz unnötig. Unsere Absicht ist bloß, zu zeigen, einmal: daß wir nicht die alten Trivialitäten vorbringen, sodann: daß wir nicht bloß Kutter und Faber nachschwatzen. Man soll sehen, daß unsere Kirchenkritik nicht eine Tagesmode oder ein Erzeugnis der Ueberkritik oder gar Pietätlosigkeit ist, soll, soweit das möglich ist, in die Tiefe ihrer Beweggründe blicken und erkennen, warum wir unter Schmerzen um eines Größeren willen gegen das Kirchentum reden *müssen*.

Wir meinen, es bestehe schon an sich ein Widerspruch zwischen Kirche und Religion, es liege hier eine jener Antinomien vor, die uns im geistigen Leben auch sonst oft genug begegnen. *Die Kirche ist organisierte Religion.* Damit ist alles gesagt. Wie kann Religion organisiert werden, da sie doch das Subjektivste und Intimste ist, das es gibt? Es kann nicht anders sein, als daß es da zu einem Gegensatz zwischen Form und Gehalt, Außen und Innen kommt. Aus persönlichem Fühlen und Schauen wird Mechanismus und Schablone, aus Glaubenserfahrung eine objektive Lehre; was nur als ein sich stets Erneuerndes und Entwickelndes lebendig und wahr bliebe, wird in einem bestimmten Stadium konserviert.

Doch ist das nicht das Schlimmste. Dieser Prozeß ist allem Leben gemeinsam. Ein Anderes ist es, das die Sache so furchtbar macht. *Die Kirche tut,* bewußt oder unbewußt, *als ob sie das Evangelium wäre* und diese Verwechslung ist der Fluch der Christenheit

geworden. Auch wir haben Tempel und einen Kultus, auf dessen richtigen Vollzug viel mehr Gewicht gelegt wird, als auf den Gottesdienst des Lebens; wir werden durch Taufe und Konfirmation zu Christen und durch das Abendmahl zu Extrachristen; durch kirchliche Trauung und gelegentlichen Besuch eines „Gottesdienstes" vollzieht auch der Gleichgiltigste noch seinen Anschluß an die kirchliche Gemeinschaft und erfüllt so seine „religiöse Pflicht". Wir haben Pfarrer, die dafür bezahlt sind, die „Religion" zu besorgen; durch den Religionsunterricht pflanzen wir das Christentum fort — mit bekanntem Erfolge! Das alles ergibt die Sinnestäuschung (mit Kierkegaard zu reden), als ob das Christentum da sei. Aber wenn du ganz nahe trittst, so zerfließt alles zu Luft. Es ist ein Phantasiespiel, das sich für Wirklichkeit ausgibt. Da drinnen in diesen feierlichen Hallen wird von großen Dingen geredet: vom Glauben, der die Welt überwindet, von der Bruderschaft, dem Gottesreiche, der Ewigkeit — hoch begeistert horchst du auf und greifst nach der Hand des Bruders, des Kampfgenossen, sie zu drücken, greifst nach der Fahne und schaust dich um nach der Schar der Gottesstreiter — und merkst, daß es ein Spiel war! Wir haben das Christentum so wenig, daß vielmehr echte Nachfolge Christi unter uns als Utopie belächelt, wenn nicht als Frevel gebrandmarkt würde. Das weiß jeder, der über Sinnestäuschungen hinaus ist. Unsere Reden von Glauben, Weltüberwindung, Nachfolge Christi sind ein Kampfspiel auf der Bühne. Es fehlt nicht an Schwertern und Panzern und grimmigen Mienen — aber die Schwerter sind von Holz, die Panzer von Pappe und die grimmigen Mienen Theatergebärden. Es gilt nicht im Ernste. Wer kann auch so etwas meinen?! Die Kirche selbst macht am wenigsten ernst mit ihren Worten. Religiöse Leidenschaft ist ihr von jeher verdächtig gewesen. Sie hat sie stets offen oder heimlich als Unsinn verlacht. Am meisten fehlt es ihr an dem, was sie am lautesten predigt: am Glauben. Ueber den „rechten Glauben" gestritten haben die Kirchen viel, aber in rechtem Glauben etwas gewagt selten. Sie haben es lieber mit der Schlangenklugheit gehalten, die geriebensten Diplomaten gestellt und sich mit der Welt wunderbar gut abzufinden gewußt. Wie viel ungläubige Angst zeigt gerade gegenwärtig ein sehr großer Teil der Kirchenglieder vor der sogenannten Trennung der Kirche vom Staate — womit ich aber nicht gesagt haben will, daß alle Trennungsgegner es aus Angst seien. Die Kirchen sind ein Teil der Welt. Sie verteidigen die Welt oft leidenschaftlicher, als die Weltleute selbst. Das beweist u. a. die Stellung großer Kirchen nicht nur zum Sozialismus, sondern auch zum Nationalismus, zur Machtpolitik und Kolonisation. Diese Verweltlichung scheint ein Gesetz aller Kirchen zu sein.

Sie werden dadurch aber schlimmer als die Welt. Diese gibt doch ihre Armseligkeiten nicht für Religion aus. Man vergleiche einmal die politische mit der kirchlichen Presse. Auch in der politischen Presse sieht es wahrhaftig nicht erhebend aus und doch — so kon=

zentriertes Gift, solche verhaltene oder offene Leidenschaft des Hasses, solche feinste Kunst der Verleumdung, wie in der kirchlichen, habe ich darin nicht getroffen. Eines blieb jedenfalls dieser vorbehalten — die andächtige Miene zu Haß und Verleumdung. Und das ist es eben, was viele immer deutlicher empfinden: die fromme Lüge! Darum mögen sie nicht mehr aus den kirchlichen Behältern trinken. Nichts hat der Sache der Religion so sehr geschadet als ihre Verwechslung mit dem Kirchenwesen. Wir erschrecken vor der heiligen Lüge im Kirchentum. Man kann darüber ja auch lachen, aber uns ist es nicht zum Lachen. Denn etwas Entsetzlicheres gibt es nicht, als wenn das Heilige zu Spiel oder zu Trug wird. Das ist die furchtbarste Finsternis, in die die Welt geraten kann, schlimmer als „Unglauben" oder Laster. Das ist das Antichristentum: das Gegenteil des Christentums im Gewand des Christentums. Darum haben die Männer Gottes dagegen gekämpft bis auf den Tod. Sie empfanden es mit verzehrender Gewalt, daß es gelte, hier im Zentrum dem Reich der Wahrheit Bahn zu schaffen.

Das ist es, was wir gegen die Kirche haben. Es gilt ja nicht nur von der Kirche, sondern von der ganzen Christenheit. Aber in der Kirche konzentriert sich die „Sinnestäuschung" der Christenheit. — Man soll uns zur Widerlegung nicht vorhalten, was alles die Kirche Gutes getan hat und noch tut, wir wissen es wohl. Aber es kann uns nicht veranlassen, das Auge von dieser furchtbaren Gefahr abzulenken. Auch soll ja niemand meinen, daß wir aus Mangel an Liebe zur Kirche redeten. Wir haben für sie geglüht, wir lieben noch in der Entstellung ihr ideales Bild, wie wir es einst im Geiste geschaut haben. Wir haben ein volles Verständnis für ihre geschichtliche Größe, ihre Mysterien, ihren ästhetischen Zauber. Aber Gottes Wahrheit ist uns mehr.

Nur möchten wir recht verstanden werden. Unsere Anklage gilt dem Kirchengeist, dem System, wenn wir so sagen dürfen. Selbstverständlich soll damit nicht geleugnet werden, daß es in der Kirche immer zahlreiche Menschen gegeben hat, die, in Glauben und Liebe lebendig, Gott mit ganzer Hingabe im Sinne Jesu und der Propheten dienten. Die Kirche hat die lebendige Religion nie ganz unterdrücken können. Es gilt auch hier, daß Systeme nie die Menschen und Zeiten ganz ausfüllen. Das System ist trotzdem falsch. Wir kommen von allen Seiten her immer zu dem Ergebnis: die Kirche (in dem bestimmten Sinn, den wir festgestellt haben) hält vor dem Evangelium Jesu und der Prüfung des religiösen Gewissens nicht stand. Sie bricht zusammen, wenn die Wahrheit der Religion sich erhebt. Es gehört zu der religiösen Arbeit, die wir zu tun haben, daß wir uns das unerbittlich klar machen. Alle Zeichen der Zeit sagen es uns eindringlich, daß Kirchenwesen und formale Religion dem Zerfall geweiht sind und dafür die Realitäten des Evangeliums eine neue Entfaltung erleben. Es gilt, die Wege zu suchen und zu gehen, die diese Entwicklung uns weist.

III.

Was für Wege sind das? Sollen wir seitab gehen, die kirchliche Gemeinschaft verlassend, unsere religiöse Stellung als eine reine Privatsache betrachten, uns aus unserem persönlichen Verkehr mit Gott, oder, wenn wir Stärckung von außen her nötig haben, aus der Bibel, der religiösen und philosophischen Litteratur, durch den Umgang mit einigen gleichgesinnten Menschen erbauen, dagegen mit den übrigen nur verkehren auf Grund menschlich-ethischer Beziehungen?

Das ist der Weg des Individualismus. Er hat sich von jeher als gangbar erwiesen.

Aber doch nur für Wenige! Es ist ein Seitenpfad im Gebüsch für einige Philosophen, Träumer und Spaziergänger des Geistes, nicht die Straße, auf der der Heerzug der Menschheit vorwärts kommt. Es erhebt sich gegen den religiösen Individualismus ein in jeder lebendigen Religion mächtig wirkendes Moment: der Gemeinschaftstrieb. Jedes starke Gefühl will sich mitteilen; ganz besonders aber das religiöse. Gerade weil es so persönlich, so subjektiv ist, bedarf es des Kontaktes mit Gleichgesinnten. Darin findet es eine Bürgschaft seiner Wahrheit. Novalis hat mit seinem genialen Blick diesen Zug des religiösen Gefühls erkannt. Eine Ueberzeugung, sagt er, gewinnt mit dem Augenblicke unendlich an Kraft, wo wir erfahren, daß eine andere Seele sie teilt. Besonders eigen ist dieser Zug den monotheistischen Religionen. Wenn Gott Einer ist, so müssen auch alle Menschen in ihm eins werden. So weissagen die ersten großen Verkündiger des Monotheismus, die Propheten Israels, in gewaltigen Bildern die einstige Einheit der Menschheit in einem Friedensreiche. Darum entfalten diese monotheistischen Religionen: Judentum, Islam und Buddhismus (auch er gehört daher!) eine lebhafte Mission. Ihr Weltgott verlangt die ganze Welt zum Reiche. Im höchsten Grade gilt dies vom Christentum. Wer an den Vater glaubt, muß den Drang in sich spüren, sich mit allen seinen Kindern in ihm zusammenzuschließen. Zum Evangelium gehört die Botschaft, daß einmal eine Herde sein werde unter einem Hirten. Diesem Einheitsdrang folgend, hat schon Jesus selbst sich mit seinen Jüngern zu einer engeren Gemeinschaft der das Reich Gottes Verkündigenden und darauf Wartenden zusammengeschlossen und das Entstehen der ersten Gemeinden empfinden wir nicht als Abfall von seinem Geiste. Es liegt in jedem tiefen religiösen Gefühl, insbesondere aber in dem Empfinden, das dem Evangelium kongenial ist, ein Moment des Katholizismus. Das ist eben das religiöse Recht der katholischen Kirche. Sie wollte die Oekumene, d. h. die ganze bewohnte Erde, umspannen. Darin wirkte in ihr die Kraft der Gottesreichshoffnung, die auf die ganze Menschheit geht. Es ist für einen Menschen, der an den Vater glaubt, geradezu eine Beunruhigung, solange noch irgend ein Mensch außer dem Kreise steht, der von ihm weiß. Hier ist — wir haben es schon

angedeutet — der Punkt, wo der Missionsdrang entspringt, aber auch die Intoleranz und der Ketzerhaß. Diese sind Ausartungen des katholischen Triebes, aber sie empfangen von ihm her doch wie eine Art Entschuldigung, die sie weniger unmenschlich erscheinen läßt. Denn alle Wahrheit wird von ihrem Schatten, dem Mißverständnis, begleitet.

Alle lebendige Religion, so sehr sie gegen die Kirche geht, so sehr sehnt sie sich doch nach Einheit und Gemeinschaft. Es mag einzelne geben, die diesen Trieb nicht empfinden, wir empfinden ihn, die Menschheit empfindet ihn immer wieder und es scheint uns, als ob er sich gegenwärtig wieder mit neuer Kraft in den Gemütern rege. Wir möchten in dieser zerrissenen Welt wieder eine tiefe Verbindung zwischen den Geistern finden. Was uns als solche Verbindung heute angeboten wird, genügt uns nicht. Die weltliche Kultur kann sie uns nicht geben. Dazu ist sie selbst viel zu bunt und zwiespältig. Die staatliche Gemeinschaft ebensowenig. Denn sie ist selbst durch die sozialen Gegensätze innerlich schwer bedroht und bleibt ja auf alle Fälle nur auf einen kleinen Kreis beschränkt. Oder soll der Sozialismus uns diese Gemeinschaft geben? Das kann er doch nur dann, wenn er selbst eine tiefere Grundlage hat als Materialismus, Nützlichkeitsmoral oder auch bloße Humanitätsideale — aber um diese tiefere Grundlage handelt es sich eben. Wir möchten uns im Tiefsten und Höchsten mit den Brüdern zusammenschließen, uns so mit ihnen an einen Ort erheben, der über den Trennungen liegt, die uns gerade heute so bedrängen: Rasse, Nationalität, Konfession, Partei, sozialen und kulturellen Unterschiede; wir möchten uns mit andern Worten in Gott finden. Aus der Tiefe her schafft und treibt diese Sehnsucht allüberall und in sehr verschiedenen Formen in lebendigen Menschenherzen, zu ihrer Freude und Qual.

Wo finden wir in der heutigen Welt diese höchste Form der Gemeinschaft? Nirgends. Aber eine Andeutung davon finden wir allerdings — in der Kirche! Und nun gelangen wir zu der paradoxen Behauptung, daß die Kirche in gewissem Sinne eben doch das Schönste und Größte ist, was die heutige Welt uns zeigt. Sie vertritt eben doch noch ganz allein in der heutigen Welt die Wahrheit, daß es etwas Größeres gibt, das den Menschen verbinden soll, als alle Politik und Kultur, daß es über alle Zerrissenheit hinweg eine Einheit der Menschheit in Gott gibt — geben soll. Daß sie diese Wahrheit vertreten hat in rohen, dunklen Zeiten und sie noch immer vertritt, das war und ist das Recht besonders der katholischen Kirche. Etwas davon schattet auf alle protestantischen Kirchen und Kirchlein ab. Die Kirche vertritt diesen Gedanken ungenügend, sie macht ihn zeitweilig zur Fratze — wir haben es gesehen — aber er liegt doch in ihr und wirkt in ihr. Die Kirche ist nicht die Religion, wir wissen es, sie muß endgiltig vorgehen, wenn die lebendige Religion einmal Wirklichkeit ist, aber sie ist

es, die in schattenhafter Gestalt, in Entstellung und Schwäche doch auf den religiösen Sinn der Geschichte hinweist. Im Hebräerbrief wird von den kirchlich-kultischen Formen des alten Bundes: Tempel, Priestertum, Opfer, tiefsinnig gezeigt, daß sie Schatten, Typen d. h. Vorbilder dessen seien, was im neuen Bund Leben und Wahrheit geworden sei. So möchte ich die Kirche eine Weissagung nennen, die in äußerlicher, sinnlicher, schattenhafter Form auf ein Größeres hindeutet, das kommen soll. Es soll ja eine Zeit kommen, wo es keine Kirche mehr gibt, wo die Einheit der Menschen in Gott so real geworden ist, so das ganze Leben durchdringend und damit so natürlich und selbstverständlich, daß keine besonderen Organisationen zur Pflege religiösen Lebens mehr nötig sind. Es wäre Verrat an den Propheten und an Jesus, wenn wir dieses Ideal nicht vor Augen hätten. Wenn dieses volle Leben da ist, wird die alte Form unnötig sein. Ihr Gehalt wird sich in größere, wahrere, freiere Formen ergossen haben. Aber inmitten einer noch so zerrissenen, trägen, vom individuellen, staatlichen, sozialen Egoismus beherrschten Welt ist die Kirche die Mahnerin an dieses Größere und vorläufig doch noch seine beste Darstellung.

## IV.

Nun können wir es begreiflich machen, warum wir, die wir prinzipiell unkirchlich denken, doch in den sogenannten kirchlichen Gemeinschaften bleiben, ja darin sogar als Pfarrer tätig sind. Der gleiche Zug in uns, der sich auf der einen Seite gegen das Unlebendige und Unreale wendet, das uns in der Kirche entgegentritt, drängt uns auf der andern Seite zur Gemeinschaft hin. Wir sehnen uns nach einer echten religiösen Gemeinschaft, von der eine bessere soziale nur ein Teil sein, in der sie ihre allein ganz genügende Grundlage finden sollte. Diese echte religiöse Gemeinschaft finden wir nun freilich in unsern jetzigen sogenannten Kirchen nicht, aber einerseits finden wir sie auch sonst nicht, anderseits vermitteln sie uns doch den Zusammenhang mit der einzigen derartigen Gemeinschaft, die es überhaupt gibt. Diese trümmerhaften kirchlichen Gebilde, an denen wir teilnehmen, in denen wir arbeiten, bezeichnen eben doch am besten die Richtung, nach der unser Wollen und Sehnen geht, den Ort, von woher wir das Beste erwarten. Hier finden wir uns doch noch mit unseren Volksgenossen, wenigstens einem großen Teil von ihnen, zusammen zur Besinnung auf das Tiefste, das uns gemeinsam ist. Hier wird doch noch der größte Anspruch erhoben, hier wird das Gottesreich verkündigt, hier schlagen doch immer noch junge und alte Herzen, denen es damit ernst ist, von hier kann doch noch das Große ausgehen, wenn auch nicht von hier allein. Diese Form ist noch wertvoll, sie kann erst zerbrochen werden, wenn wir weiter sind als jetzt. Sie wird dann vielmehr von selbst brechen.

Die Frage ist, ob wir als prinzipiell Unkirchliche (in dem nun genügend klargestellten Sinn) in diesen sogenannten kirchlichen Gemein-

schaften bleiben dürfen. Sollte das moralisch und rechtlich nicht möglich sein, so müßten wir allerdings austreten. Ich glaube aber, daß wir mit gutem Gewissen dürfen. Das religiöse Recht, das wir dazu besitzen, habe ich durch die vorstehenden Ausführungen zu beweisen versucht. Das äußere, formale Recht aber gibt uns die ebenfalls festgestellte Tatsache, daß der Protestantismus seinem Wesen nach nichts von einer wirklichen Kirche weiß. Alles Kirchenwesen folgt nicht aus seinem Prinzip, sondern streitet dagegen. Der Protestant ist als solcher prinzipiell unkirchlich. Wir haben dann auch gezeigt, daß die sogenannten kirchlichen Gemeinschaften, wie wir sie etwa in der Schweiz haben, prinzipiell betrachtet, gar keine Kirchen mehr sind; wenn auch noch viel Kirchenluft in ihnen weht. Sie sind, prinzipiell betrachtet, Vereine zur Pflege religiöser Erkenntnis und Gemeinschaft, „wir Pfarrer“ ihre mit einer gewissen geistigen Leitung Beauftragten. Wir sind keine Priester. Im Gegenteil muß es unser Bestreben seiu, uns auch als Pfarrer nach Kräften unnötig zu machen und diesen Gemeinschaften den Charakter möglichster Laienhaftigkeit zu geben. Darin sind unsere hauptsächlichsten Gegner bekanntlich die sogenannten Laien. Sie sind es, die dem Pfarrer in religiösen Dingen am liebsten eine Generalvollmacht erteilen. Er soll gleichsam stellvertretend für die andern „Religion treiben“. Den sogenannten Laien steckt nachgerade das Kirchentum mehr im Blute als uns Pfarrern. Diese Bekehrung der Laien zu Trägern des allgemeinen Priestertums ist ein Weg, den wir trotz aller Mißerfolge gehen müssen. Inzwischen erfreuen wir uns in diesen Gemeinschaften einer solchen Freiheit der Bewegung, daß wir darin auf unsere Weise für das, was uns die Hauptsache ist, wirken dürfen. Wäre das einmal nicht mehr der Fall, so sprächen wir: Exitus patet.*)

Den Namen „Kirche“ sollten wir für diese Gemeinschaft nicht mehr brauchen. Er führt immer noch falsche Vorstellungen mit sich. Auch versteht es sich von selbst, daß wir nicht, wie man so sagt, „für die Kirche“ wirken können. Eher gegen sie. Dürfen wir das? Dazu sind wir m. E. sogar wesentlich da. Da, wie wir sahen, allen religiösen Gemeinschaften als Hauptgefahr die Erstarrung zu Kirchen droht, muß es auch eine Hauptsorge für sie sein, daß diesem Prozeß entgegengewirkt werde. Das können gerade wir Theologen, wenn wir auf der Höhe unserer Aufgabe stehen. Wie unsere Theologie hauptsächlich den Wert hat, daß sie die Religion von der Theologie befreit, so soll sie uns befähigen, die religiöse Gemeinschaft vor der Verkirchlichung zu beschützen. Wir wirken also für das Gottesreich gegen alle Hindernisse, Nachahmungen und Hemmungen desselben, und damit für die wahre religiöse Gemeinschaft, überhaupt für das, was die Kirche selbst als ihr höchstes Ziel bekennt!

Dabei meinen wir nicht, daß die bestehenden Gemeinschaften so

*) Der Ausgang ist frei.

bleiben müßten, wie sie sind, weil an ihnen doch nichts zu bessern wäre. Wenn wir auch das Vollkommene nicht haben, wollen wir doch das Bessere nicht verschmähen. Wir hoffen, daß wir zu immer freieren und innigeren Gemeinschaften gelangen werden — wie wir uns das denken, davon soll ein andermal geredet werden — und wir arbeiten auch dafür. Nur sind wir uns bewußt, daß zwischen Geist und Form immer Konflikte da sein werden und daß jede Gemeinschaftsform ein Ungenügen in sich tragen wird, an dem sie zu ihrer Zeit wieder zerbrechen muß, um in besseren Formen wieder aufzuleben, solange es solche Einzelformen- und Organisationen des religiösen Lebens überhaupt geben wird.

„Die Kirche ist aus" — dieses einst viel zitierte und viel bekämpfte Wort Gottfried Kellers bezeichnet nach unserer Meinung die religiöse Entwicklung der Gegenwart. Man mag sich darüber freuen oder härmen. Wir freuen uns, denn mag die Kirche aus sein — das Reich Gottes wächst mit Macht. Dieses Reich Gottes ist in Jesus und seinem Evangelium in sonniger Höhenklarheit erschienen. Es ist hoch über uns — zu ihm geht durch Kirchen und über Kirchentrümmer der Weg.

In diesem Sinne und auf solche Weise bleiben wir „unkirchlichen" Theologen und sogenannten Laien bis auf weiteres in unseren religiösen Gemeinschaften. Wir tun es nicht aus Sorge ums Brot — wir könnten unser Brot anders verdienen und leichter —, wir tun es auch nicht aus Angst vor den bürgerlichen Folgen eines Austritts — was hätten die heutzutage zu bedeuten! — wir tun es einer starken inneren Nötigung folgend. Das Kirchentum, das noch in diesen Gemeinschaften lebt und alle die natürlichen Mängel jeder solchen Organisation tragen wir als eine Last, als eine jener menschlichen Unzulänglichkeiten, die wir auch sonst tragen müssen — tragen sie nicht in Apathie, sondern in innerem und äußerem Ringen um das Höhere. Denn wir harren auf das Größere. Wir geben das Ideal nicht auf, das schon im Jahr 1848 in der deutschen Nationalversammlung ausgesprochen wurde: „Eines schönen Morgens wird man die Kirche suchen und die Religion (wir sagen lieber: das Gottesreich) finden."

L. Ragaz.

---

# Religiöse Kultur.

## 2. Die Zeit der religiösen Kulturlosigkeit.

Kultur ist etwas Ganzes, Kulturlosigkeit ein Durcheinander und Ineinander von Erscheinungen. Eine Kulturzeit läßt sich im Umriß zeichnen, eine kulturlose nicht. Man muß sich darauf beschränken, an einzelnen Beispielen zu demonstrieren. Nichts wird

schwerer sein, als in hundert Jahren den religiösen und sittlichen Charakter der vergangenen Jahrzehnte zu schildern. Wo man ansetzt, zerfließt das Bild unter der Feder, weil sofort eine ganze Menge von widersprechenden Zügen sich dreinmischen. So geht es heute dem, der die religiöse Lage der erwähnten Epoche zeichnen soll, und die Distanz von hundert Jahren wird wenig dran ändern. Die Zeit der Kritik wird mans nennen: des Suchens. Aber was ist damit gesagt über das, was sie hatte?

Es ist unmöglich, das religiöse Leben der letzten Jahrzehnte mit kurzen Worten wiederzugeben. Wir machen auch hier nicht den Versuch, sondern greifen einfach einige Merkmale heraus und schätzen sie ab nach ihrer symptomatischen Bedeutung.

Wenn ich richtig sehe, so handelt es sich in der Hauptsache um vier Erscheinungen. Alle sind die Erkennungszeichen einer Zeit, wo Religion und Leben sich nicht mehr recht zusammenfinden wollten, d. h. eben, wo bei noch so starkem religiösem Suchen die religiöse Kultur gefehlt hat.

* * *

Ich beginne mit der Haupterscheinung, dem Scepticismus. Darunter verstehe ich alle religionsverneinenden Kräfte, sowohl die aus der Wissenschaft als auch die aus dem populären Materialismus und aus ungesunden sozialen Verhältnissen stammenden. Strikte Verneinung und Abneigung, Atheismus und religiöse Gleichgültigkeit, Kritik und Zweifel — alles sind nur Nuancen desselben Skepticismus. Der schärfste Gottesleugner ist eben doch nicht mehr als ein Skeptiker, ein Zweifler. Ich weiß sehr wohl, daß man während der Hochflut des Materialismus vor zwei bis drei Jahrzehnten anders dachte, und das vulgäre Urteil ist heute noch damit belastet. Man meinte wirklich, man könne Gott, die Religion verneinen, nicht nur bezweifeln. Heute hat der Wind doch schon umgeschlagen. Man gewöhnt sich allmählich zuzugeben, daß Religion wenigstens eine psychologische Tatsache ist, und daß kein noch so selbstbewußtes Machtwort über Sein und Nichtsein Gottes etwas dran ändern kann, daß es immer wieder Gottsuchende giebt und Gottesgläubige. Sämtliche Strömungen gegen die Religion sind nichts anderes als irgend ein Grad von Zweifel und Unsicherheit.

Nun aber ist es ein wichtiges Kennzeichen jeder zerfallenden Kultur, daß sie nicht mehr den Mut hat, sich bejahend dieser Welt gegenüberzustellen und sie geistig zu einer Einheit zu machen. Man sieht keinen Weltzweck mehr, sondern nur eine immense Summe von Ursachen und Wirkungen. Man hat nicht mehr die innere Spannkraft, mehr zu sehen, als was das Auge bietet und die Berechnung zu Tage fördert.

Wohl kann es scheinen, als ob das Auge des Menschen in solchen Zeiten sich verschärft und seine geistige Kraft sich gesteigert hätte. Es

ist mehr als überraschend, daß gerade Perioden kulturellen Zerfalls nicht selten die größten exakten Entdeckungen produziert und das „Wissen“ ins bisher Ungemessene gesteigert haben. Was sich verschärft hatte, war aber eben nur eine einzelne menschliche Fähigkeit, der reine Intellekt, die Berechnung. Der größte Skeptiker kann ein großer Forscher sein, aber auch der größte Forscher braucht noch keineswegs ein großer Repräsentant der Kultur zu sein.

Noch eine Täuschung muß hier beim Namen genannt werden, auf der sich eine Unsumme von populärem Denken aufbaut. Man meint, gerade die Skepsis, der konsequente Zweifel gegenüber dem Unsichtbaren, führe zu einer Bejahung der sichtbaren Welt und erst zur vollen Wertschätzung des Lebens. Sie steigere erst die Erlaubnis zum Genuß und die Genußfähigkeit. Bekanntlich sind raffinierte Genußmenschen in der Regel cynische Skeptiker, und es ist die Meinung von Tausenden, man bejahe das Leben in dem Maß, als mans genießt. Die Eingeweihten, und ich möchte fast sagen alle ehrlich denkenden, wissen aber, daß das Gegenteil zutrifft: Je intensiver und schrankenloser der reine Lebensgenuß, desto geringer die Meinung vom Leben und seiner Bedeutung.

Nicht genug aber kann gesagt werden: Wirkliche Kultur ist Lebensbejahung, daher geht sie direkt gegen allen Skepticismus. Die allerstärkste Lebensbejahung nun ist immer die religiöse gewesen. Wir kennen kein mächtigeres Ja hineingeworfen in die Welt der Erscheinungen, als das paulinische Wort: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“. Oder man nehme das berühmte Kapitel vom „Ewigen Ja“ in Carlyles Sartor resartus! Das ist Kultur im intensiven Sinn, wo man sich in die Welt der Erscheinungen stellt und den Mut hat, sein ganzes Selbst und diese Welt in Einklang zu bringen, von einem ewigen Willen zu reden und einem eigenen bleibenden inneren Wert. Jede Art von Skepticismus, mag sie sich beim größten Forscher finden oder beim letzten Kopisten eines modernen Handelsgeschäftes, ist ein Mangel an diesem Mut der Lebensbejahung, eine Unschlüssigkeit, seelische Schwachheit, geistige Hypochondrie. Sie untergräbt die Religion, im gleichen Maß aber die Kultur überhaupt.

Im letzten Jahre hat man den Wiener Arzt und Popularphilosophen Feuchtersleben (geb. 29. April 1806) gefeiert. Den Verfasser der „Diätetik der Seele“ und des frommen Liedes: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden“. Der war einer der letzten Repräsentanten einer kühnen Lebensbejahung vor der breiten Lücke der Unkultur, die mit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich auftut. Die Art, wie der einfache Mann im Frühjahr 1906 gefeiert wurde, nehme ich wohl kaum mit Unrecht als Beweis, daß seine Gemeinde wieder im Wachsen ist. Auch was sich neuerdings um den Amerikaner Ralph Waldo Trine schart, gehört zu dieser Gemeinde. Mit andern Worten, wir fangen

an auf dem ewig fließenden Grenzgebiet des Philosophischen und Religiösen an bessere Traditionen anzuknüpfen, ähnlich wie die Vertreter der ästhetischen Kultur, von denen wir im ersten Kapitel unserer Auseinandersetzung sprachen.

Ist nun aber der religiöse Skepticismus ein Merkmal der Unkultur gewesen, so gilt dies nicht minder von seinem Gegenstück, der religiösen Apologetik. Darunter verstehen wir das Verteidigungssystem, das man in gut gemeintem Eifer um die Religion herumgebildet und aufgebaut hat. Es hat in den letzten fünfzig Jahren so ungeheuer viel Kraft absorbiert, Zungen und Federn in Bewegung gesetzt und doch so wenig genützt. Man meinte, den furchtbar überhand nehmenden Skepticismus mit seinen eigenen Waffen besiegen zu müssen und zu können. So hat man emsig Gottesbeweise aufgestellt, Beweise für göttliche Schöpfermacht, Walten der göttlichen Liebe in allem, Freiheit des Willens und Verantwortung, Beweise hier und dort, vom scharfdurchdachten bis zum sentimentalsten. Man meinte, je wissenschaftlicher man rede von Gott und Religion, desto sicherer werde man den Skeptiker überzeugen, und man versuchte es. Der Eifer war ehrwürdig, der Erfolg gleich Null. Je eifriger man „bewies", desto ungeheurer schwollen die Wogen des Skepticismus an, und unvermerkt wurde man selbst von ihnen davongetragen. Man löste ja seine eigene Religion auf in Einzelerscheinungen und nahm ihr das mutig Bejahende zu Gunsten mühsamer, gewundener Gedankengänge. Mit der Einheit von Empfinden und Denken wars zu Ende, kaum daß man noch ein Verständnis bewahrte für die Frömmigkeit Ludwig Richters oder des Matthias Claudius. Nur als Ahnung blieb es noch bei vielen, als Erkenntnis bei verhältnismäßig wenigen, daß Religion nie etwas anderes sein kann, als die kühne oder demutsvolle Bejahung von Gott und dem eigenen Lebenszweck, ein entschlossener Affront gegen den reinen Intellekt mit seinen Einwänden. Wir bestreiten gewiß nicht, daß hinter dieser Apologetik viel echte Frömmigkeit stand. Aber ihr fehlte das Unmittelbare, Sonnenhafte. Sie war „von des Gedankens Blässe angekränkelt", und wo sie sich einmal von dem Gedanken losrang, da gieng sie auf der einen Seite über in bewußte Rechtgläubigkeit, auf der andern in Sentimentalität. Es war kein sicheres Erfassen der Welt mit Gott.

* * *

Nun aber zeigte sich ein Weiteres daneben, auch ein Merkmal der Armut an eigener Kultur, dazu ein ganz besonders wichtiges. Ich meine die Flucht aus der Gegenwart, die man selbst nicht mehr bemeistern konnte, in die Vergangenheit. Wir haben die Erscheinung bereits an anderm Orte Historismus genannt. Hier ist die Parallele zwischen dem, was auf religiösem Gebiet geschah, und der Misere in der ästhetischen Kultur eine verblüffende.

Man traute sich selbst nichts mehr zu. Man kapitulierte vor

den sogenannten exakten Wissenschaften wie die Weiber von Weinsberg, nämlich unter der Bedingung, das mitnehmen zu dürfen, was einem im Laufe der Zeit lieb geworden. Wie sollte man auch im Stande sein, im Zeitalter der Eisenkonstruktionen und des Zements, der hoch gespannten Nützlichkeit und der dominierenden Hygiene einen eigenen Stil zu finden! Man floh zu den Vätern und hielt es immer noch für eine hohe Kultur, wenn man den Bauten unserer Tage das Kleid oder auch nur die Kappe der Gothik, der Renaissance überwarf.

So ging's im Aesthetischen und wenig anders im Religiösen. Man flüchtete zu den Helden der Religion. Die Propheten, Paulus, der heilige Franz, Luther, wohl auch Muhammed und Buddha u. a. m. Ihre Frömmigkeit sollte nachempfunden werden. Bei ihnen wollte man die Religion holen, die man selbst nicht aus der wirren Gegenwart zu schöpfen wagte.

Wir verkennen gewiß den ganz großen Segen dieser Bewegung nicht. Ja, sie war nach unserer Ansicht ein Stück Glück im Unglück. Sie hat das Hauptverdienst daran, daß Tausenden wieder die Augen aufgingen für das, was Religion in Wirklichkeit ist, persönliches Leben und persönliche Kraft. Und gerade das Dunkle, das Geheimnisvolle und Unmittelbare der religiösen Erscheinung ist durch diesen Historismus neu zu Ehren gekommen. Man hat gelernt von den Vertretern vergangener Tage. Auch läßt sich ja nicht bezweifeln, daß jede Kultur, also auch die religiöse, aus Kulturen schöpft, die ihr vorangegangen sind. Es war noch immer viel mehr wert, sich an der Religion vergangener Zeiten und längst verstorbener Repräsentanten zu stärken, als an den Beweisen für Gottes Dasein und die Gerechtigkeit des Weltgeschehens.

Aber genügen konnte das nie und nimmer, wenn's auch mehr war, als ein romantisches sich Versenken ins Vergangene. „Gott in der Gegenwart und aus der Gegenwart" ist eine Forderung, die immer lauter anklopfen mußte. Der Gott der Väter Abraham, Isaak und Jakob oder auch noch Luthers Gott kann nicht so ohne Weiteres der Gott des Menschen sein, der zwischen Maschinen lebt und in einer hintern Gasse stirbt, wo ihn kein Sonnenstrahl erreichte und kaum noch das Läuten der Kirchenglocken (vergl. F. Naumann). Und dann, man denke an Zeiten, die wirklich eine religiöse Kultur hatten, etwa die Tage des dreißigjährigen Kriegs. Wie klein war da die Bedeutung des historisch weit Zurückliegenden, oder wenigstens seine bewußte Pflege. Wie wenig wußte ein Mensch wie Paul Gerhardt von den „Repräsentanten der Religion" zu erzählen, und doch, wie groß und in sich abgeschlossen ist die religiöse Kultur seiner Lieder! Kultur ist eben nicht die Bejahung des Vergangenen, sondern der Gegenwart.

* * *

Es wäre ungerecht, wenn wir bestreiten wollten, daß es an Versuchen gefehlt habe auch im abgelaufenen Zeitraum, die Gegen-

wart sittlich und religiös zu bemeistern. Ich nenne hier in erster Linie das, was sich unter dem Sammelnamen der ethischen Kultur zusammenfassen läßt. Darunter ist einmal die geistige Strömung zu verstehen, die sich selbst diesen Namen gab im bewußten Gegensatz zur religiösen Kultur früherer Zeiten. Dann aber rechne ich hieher Erscheinungen wie die Antialkoholbewegung, die Friedensvereine und den Teil des Sozialismus, der sich sittlich begründet und eine sittliche Regeneration im Auge hat. Bei Allem ein Suchen nach einem neuen Lebensinhalt, nach einer Einheit des Denkens und Empfindens. Und man fand diese Einheit, glaubte sie wenigstens gefunden zu haben, im sittlichen Handeln und in sozialen Zielen.

Man erlaube mir auch hier die Parallele mit dem ästhetischen Leben der letzten zwei Jahrzehnte. Man spürte seine eigene Armut, sah die gähnende Leere, die bei allem Glanz mit dem neuen technischen Zeitalter sich aufgetan hatte, und suchte — man wird mir den Ausdruck nicht als Geringschätzung deuten — nach einem neuen Stil fürs Leben, fürs allgemeine Empfinden. Nur daß man hier von der vorgefaßten Meinung ausging, die Religion habe ihre Schöpferkraft verloren, sei gleichsam nur ein veralteter Stil des geistigen Lebens, der ersetzt werden müsse durch den ethischen, sozialen. Auch hier aber, abgesehen von diesem nach unserer Ansicht verfehlten Ausgangspunkt, ein energisches Ablehnen der glänzenden Beispiele und Repräsentanten vergangener Tage. „Die Gegenwart hat ihr Recht. Sie soll ihre geistige Welt selbst gebären. Wir müssen ihr ihren höchsteigenen Stil geben. Der aber ist eine religionsfreie Ethik auf sozialer Grundlage."

Gewiß, nur eins ist vergessen worden: Neue Stile schafft man nicht. Die werden stets von selbst, fast unbewußt, wenn ihre Voraussetzung da ist, die Kultur. Die muß man reden lassen, schaffen lassen von Innen nach Außen.

Es ist ein ehrliches und hochachtbares Bestreben in dieser ethischen Kultur und allem dem, was mit ihr zusammenhängt. Ich denke etwa an die Abstinenzbewegung auf Grund der sozialen Verpflichtung und der Verantwortung gegenüber der kommenden Generation, an die Bekämpfung der Unsittlichkeit im engeren Sinn auf Grund eines neuen Frauenrechts u. s. w. Nur eines Gedankens kann ich mich bei diesen Dingen nicht erwehren: Sie schweben in der Luft, der Boden unter den Füßen fehlt. Ein Stil, der nicht gewachsen ist, sondern erdacht. Alles ist gut und recht, aber man glaubt nicht an seinen Bestand.

Vor wenig Monaten hat einer, der etwas von Religion und Sittlichkeit versteht, H. Kutter in Zürich, den Satz aufgestellt, daß alles Moralpredigen nicht viel tauge, so lange nicht der lebendige Gott den Leuten zurückgegeben sei. Gemeint ist damit etwas ähnliches, wie das, was wir hier aussprechen möchten, ohne die Verdienste der oben genannten ethischen Bestrebungen einfach in Frage zu stellen: Aus der Kultur entwickelt sich der Stil, das Material, die Linienführung; aus der Religion, der religiösen Kultur die Führung

des Lebens, die Sittlichkeit. Schaffen wir diese religiöse Kultur, so wird allein die Lebensbejahung da sein, die stark genug ist, das zu bemeistern, was lebenhemmend von allen Seiten uns umdrängt: Sittliche Gleichgültigkeit, Egoismus, Unmäßigkeit, Verlotterung.

Die ethische Bewegung mit all ihren Abarten und Ablegern ist noch nicht Kultur. Um das zu sein, ist sie viel zu sehr System, Konstruktion. Ich möchte manches dran vergleichen mit einer kühnen Eisenkonstruktion. Die Abstinenzbewegung wurde zur Rassenveredlungstheorie, die Weltfriedensbestrebungen wurden zu einer Theorie des diplomatischen Verkehrs unter den Völkern. Wie stark der Sozialismus in Theorien ist, weiß jedermann. Endlich läßt sich dieser Konstruktionscharakter der Bestrebungen für ethische Kultur im engeren Sinne wohl nirgends so klar erkennen, wie in Försters Jugendlehre. Das Leben wird zur philosophischen Theorie und zum sozialen System. Wer es am besten kenne, müsse auch sittlich handeln, daher der Name „Lebenskunde". — Eine kühne Eisenkonstruktion vielleicht eine genial erfundene Maschinerie. Aber es gilt hier dasselbe, was wir oben in der ästhetischen Kultur konstatierten: Auch die scharfsinnigste Konstruktion kann kulturlos sein und bietet keinerlei Gewähr für Lebensreichtum, Einheit des Denkens, Schaffens und Empfindens. Der begabteste Konstrukteur kann in einer häuslichen Unkultur leben, die zum Erbarmen ist. Erst die Aufgabe der wirklichen Kultur ist es, diesen kühnen Konstruktionen die Seele einzuhauchen, Leben und Technik in Eins zusammenzuschaffen. Gleichermaaßen werden die ethischen Konstruktionen wie Moralunterricht, Abstinenzbewegung, Weltfriedensbestrebungen u. a. m. doch erst mit dem Leben in Verbindung gebracht durch eine religiöse Einheitskultur. Es ist ebenso unrichtig, eine Moral für sich zu predigen (man mag sie religionslos nennen oder autonom, oder wie man will), wie es verfehlt ist, einen Baustil für sich zu vertreten. Nie hat man mehr von Baustilen geredet, als in kulturarmen Zeiten, die unfähig waren, einen Stil von innen heraus zu produzieren. Ebenso hat man nie dickere Bücher über Moral geschrieben, als in Zeiten einer verarmten religiösen Kultur, einer zerfallenden Kultur überhaupt.

* * *

Es bleibt uns, ein Letztes zu erwähnen als Merkmal religiöser Unkultur. Gewiß nicht zufällig finden wir neben der besprochenen ethischen Bewegung ein religiöses Gegenstück, hervorgebracht von den Vertretern der Religion selbst. Ihm einen Namen zu geben, ist nicht leicht. Weils denn aber einen haben muß, so nennen wirs Methodismus. Mit der gleichnamigen Sekte ists nicht zu verwechseln. Was ich darunter verstehe, ist alles, was man an künstlichen Mitteln praktisch anwandte, um der Religion aufzuhelfen, von der Arbeit der Stadtmission bis zu den freireligiösen Vereinen und Zusammenkünften, von den Jünglingsvereinen bis zur Produktion

religiöser Tendenzliteratur jeder Richtung und jeden Tones. Und immer noch neue Methoden tauchen auf, die Menschen religiös zu bearbeiten und die Entkirchlichten heranzuziehen. Meist sind es Dinge, die an und für sich unsern Tadel nicht herausfordern und mit Recht unsere Ehrfurcht genießen. Wir wissen zu gut, wie viel ehrliche Arbeit dabei ist, und wie manchen Einzelnen ein Dienst erwiesen wurde.

Nur Eines mußten wir stets fragen: Sind diese Dinge eigentlich bodenständig? Sind sie nicht trotz ihres zum Teil recht nennenswerten Alters stets etwas Fremdes geblieben in einer fremden Welt? Mit dem Volk und dem Leben des Volkes verwachsen sind sie nicht. Das Volk von sich aus unternimmt sie auch nicht. Geistliche sind die Treiber, die Konstrukteure, heute noch fast genau so, wie vor fünfzig Jahren. Diese aber wieder kommen nie aus der Klage heraus, daß der Laie nicht mittut, wenigstens lange nicht in dem Maße, wie man's nachgerade erwarten möchte. Es soll zwar da und dort anders sein. Ich habe mich selbst nicht davon überzeugen können mit einer einzigen Ausnahme. Es gibt Gegenden, wo die Heidenmission wirklich eine Sache der Laienkreise geworden ist. Das dient nun aber gerade als Beweis für die Richtigkeit unserer Ausführungen. Die Heidenmission ist eben etwas ganz anderes. Sie ist nicht eine Methode, um die Entkirchlichten und religiös Gleichgültigen zu gewinnen, sondern ein großer Gedanke, der in den Religiösen selbst schafft. Sie ist nicht Verteidigungssystem, nicht Apologetik, sondern impulsive Religion. Man lasse sich auch nicht täuschen, wenn da und dort kirchliche Kämpfe zur Befreiung oder auch zur Verteidigung des Hergebrachten außer der Geistlichkeit auch die Laien eine Weile im Atem halten. Das ist ein Stück geistiger Kampf ums Dasein. Mit religiöser Kultur hat es nur wenig zu schaffen.

Kultur ist weder Defensive noch Offensive, sondern ruhiger Besitz und ein Ausleben aller Kräfte, die sich zur Einheit zusammengefunden haben. Und religiöse Kultur ist nicht ein Kampf um Gott, um die Religion, sondern ein Frohsein in Gott. Ein mutiges Bejahen. Etwas, das mit der Urkraft der Bodenständigen, ja des Selbstverständlichen aus dem Leben herauswächst und in das Leben sich eingliedert. Man kann und muß es überall hineindenken und in alle Verhältnisse. Es ist der natürliche Abschluß alles Denkens und Empfindens; nirgends drängt es sich auf, aber auch nirgends schämt es sich, hervorzutreten.

Wir schauen gegenwärtig zurück auf eine Zeit, der es gewiß nicht gemangelt hat an religiösem Eifer und Uebereifer, am Kampf um die Religion mit allen erdenklichen Waffen. Was ihr aber fehlte, ist die religiöse Kultur.

B. Hartmann.

(Fortsetzung folgt.)

# Theorie und Leben.

Matth. 21, 28—31. „Was dünkt euch aber? Es hatte ein Mann zwei Söhne und ging zu dem ersten und sprach: „Mein Sohn, gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberg.“ Der antwortete aber: „Ich will es nicht tun;“ darnach reute es ihn und ging hin. Und er ging zum andern und sprach gleich also. Der antwortete: „Herr, ja,“ und ging nicht hin. „Welcher unter den Zweien hat des Vaters Willen getan?“ Sie sprachen zu ihm: „Der erste.“ Jesus sprach zu ihnen: „Wahrlich, ich sage euch, Zöllner und Huren mögen eher ins Himmelreich kommen denn ihr!“

Wir haben von Jesus gelernt, daß man jeden nach seiner innersten Gesinnung beurteilen soll, nach dem was er liebt und haßt, was ihn freut und betrübt. Denn ist die Gesinnung richtig, so wirds mit Worten und Taten von selbst auch in Ordnung sein. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen.

Auch dieser wie überhaupt jeder Wahrheit folgt ihr Mißbrauch wie ihr Schatten. Man hält manches für „Gesinnung“, was diesen Namen nicht verdient, was nicht wirksame Kraft, sondern bloße Theorie ist, sein Dasein bloß in Worten und Gedanken fristet. So bildeten sich Jesu Gegner etwas darauf ein, daß sie die wahren religiösen Anschauungen und rechten strengen sittlichen Grundsätze besäßen und dadurch Wächter der guten Gesinnung seien. Jesus mußte ihnen aber vorwerfen, daß sie die Lasten, die sie andern auflegten, selbst nicht anrührten, daß sie bei aller Beschlagenheit in der Bibel und Beschäftigung mit religiösen Fragen die Hauptsache in der Religion dahinten ließen.

Dieser Fehler stellt sich bei denen besonders leicht ein, die sich berufsmäßig mit Religion beschäftigen. Er droht aber auch jedem Anderen, besonders in unserer Zeit, welche über der Virtuosität im abstrakten Denken die Naivetät, über dem historischen Verständnis den klaren Wirklichkeitssinn so leicht verliert.

Nicht die Warnung vor äußerlichem Nachsagen von Glaubenssätzen ist heute am nötigsten; Alles dringt ja auf eigenes Erleben und eigene Ueberzeugung. Aber man verwechselt gar leicht Erlebnis mit Nachempfinden, Ueberzeugung mit Theorie. Was andere von dem, was unter Jesu Eindruck durch ihr Herz geht, aussprechen, hört und liest man mit innerer Teilnahme, mit erhobenem und begeistertem Herzen; man beteiligt sich auch sonst an allerlei „Heldenverehrung“. Aber solange es dadurch in unserm Leben nicht anders wird, solange dabei unser Gewissen nicht spricht: incende quod adorasti, adora quod incendisti*) und unser Wille diesem Befehl nicht gehorcht, solange ist das vermeintliche Erlebnis bloß ästhetischer Genuß und romantisches Spiel geblieben.

---

*) Verbrenne, was du verehrt hast, verehre, was du verbrannt hast.

Wir bewundern Jesu Gottvertrauen und sind selbst haltlos im Leiden. Wir rühmen die Gewißheit der Vaterliebe Gottes als unsern wertvollsten Besitz und geraten außer uns, wenn uns Geld verloren geht oder Ehre vorenthalten wird. Wir bekennen unsere Sündhaftigkeit und lassen nicht den geringsten Vorwurf auf uns sitzen. Und wie unsere Theologie besser ist als unsere Religion, so ist auch unsere Ethik besser als unsere Sittlichkeit. Alles klingt ganz vortrefflich, vielleicht sehr rigoristisch, solange wir unsere Grundsätze darlegen oder unsere Mitmenschen beurteilen, aber unser Verhalten schlägt diesen Grundsätzen ins Gesicht. Wir gleichen dem Sohn, der seinem Vater mit Wort und Gebärde Ehre erwies, aber durch die Tat den Gehorsam versagte. Und wenn wir, mit Jesu Gegnern, dem andern Sohn, dessen Leben besser war als seine Theorie, den Vorzug geben, so haben wir uns selbst gerichtet.

Wir begreifen aber vielleicht doch Jesu heftige Verurteilung der in diesem Fehler Befangenen nicht; ist derselbe nicht die einfache Folge unserer angeborenen Schwäche, der Abstand des Vollbringens hinter dem Wollen? Das ist doch noch besser, als wenn, wie bei „Zöllnern und Huren", das Wollen überhaupt fehlt. So entschuldigen wir uns gerne, aber fehlts nicht doch auch am rückhaltlosen Ernst des Wollens? Die Verantwortung für diesen Mangel ist umso schwerer, je größer unser Stolz auf die Wahrheit unserer Anschauungen und auf die Schönheit unserer Grundsätze ist, viel schwerer als bei denen, die noch nie der überwältigenden Kraft wahrhaft christlicher Gesinnung begegnet sind. Wir schauen herunter auf die, welche unsere Grundsätze rundweg von der Hand weisen; und doch haben sie den Vorzug der Ehrlichkeit vor uns, die wir uns auf diese Grundsätze etwas einbilden und sie für eine religiöse Leistung halten, aber praktisch sie auf der Seite liegen lassen. Diese innere Unehrlichkeit rächt sich dadurch, daß sie immer mehr in die Selbsttäuschung hineintreibt, bis die Möglichkeit innern Vorwärtskommens abgeschnitten ist. In den Verkommenen kann die Sehnsucht immer noch erwachen, Selbstzufriedenheit aber ist ein hoffnungsloser Zustand.

Leute nach der Art des ersten Sohnes im Gleichnis, welche besser sind als ihre Theorien, welche keine Christen sein wollen, uns aber durch Edelsinn und Gefaßtheit im Leiden beschämen, sind uns höchst unbequem, denn sie zerstören unsere schönen Behauptungen von der durchgängigen Ueberlegenheit des Christen über den Nichtchristen. Sie sind aber höchst heilsam; Gott hat sie uns geschickt, um uns immer wieder auf den Zwiespalt zwischen unsern Theorien und unserm Leben aufmerksam zu machen. Liechtenhan.

# Zum neuen päpstlichen Syllabus.

Der Papst hat gesprochen. 65 Sätze einer „falschen" Wissenschaft werden verurteilt und geächtet. Ein Beispiel genügt. Geächtet wird u. a. der Satz: „Simon Petrus hat niemals auch nur geahnt, daß ihm von Christus der Primat in der Kirche übertragen worden sei." Also mit andern Worten: Petrus wußte ganz genau, daß er der erste Papst war. So werden Punkt für Punkt meist Ergebnisse historischer Wissenschaft durchgenommen und abgeurteilt. Eine solche Kundgebung von der obersten Stelle der Kirche geht nicht ins Blaue. Welche Geistesrichtung und damit welche Leute sind mit alledem gemeint? Da kann kein Zweifel sein, daß der Syllabus in allererster Linie die Ansätze der katholischen Theologie in Deutschland, den scholastischen, d. h. kirchlich vollkommen gebundenen Betrieb der Wissenschaft zu durchbrechen, verhindern will. Daß dabei auch die ganze protestantische Theologie, vor allem die dogmatisch-ungebundene, getroffen wird, ist eine praktisch zum Glück wenig ins Gewicht fallende Nebensache. Sehr klar verteidigt nach dieser Richtung den Syllabus ein katholischer Pfarrverweser im „Tag":

„Die Abweisung religiöser Abenteurer ist noch lange nicht Aechtung der Wissenschaft, es ist Ausübung des Hausrechtes des vom göttlichen Stifter der Kirche bestellten Statthalters und seiner Stammesfürsten und Verteidigung der Wahrheit; Verdammung des Irrtums ist keineswegs Verdammung der Irrenden."

Also: „Abenteurer werden abgewiesen", d. h. in der bekannten Weise werden theologische Lehrer, die gegen den Syllabus verstoßen, vor die Frage gestellt: Unterwerfung oder Austritt. Daß die „Verdammung der Irrenden" nicht weiter geht, also bis zu Einkerkerung und Verbrennung, liegt doch wohl mehr am heutigen Staat als an der Kirche. Aber soviel steht fest: Das „Nein" einer ehrlichen Gewissensüberzeugung, das „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" das erträgt die Kirche genau so wenig wie zur Zeit Luthers. Sie „wahrt ihr Hausrecht" gegen solche „religiöse Abenteurer", so gut sie kann. Das ist ja begreiflich. Jeder Verein hat seine Statuten, und wer sich ihnen nicht unterwerfen will, muß austreten. Träte nur nicht dieser Verein, katholische Kirche genannt, zugleich mit dem Ausspruche auf, alle Seelen zu umfassen und zu leiten. Wüßte man nur nicht ganz genau aus der Geschichte, wie übrigens auch aus dem ersten Syllabus Pius IX., daß die katholische Kirche grundsätzlich nicht tolerant sein kann, wo sie die Macht hat.

Eine höchst merkwürdige Tatsache bleibt auf alle Fälle dieser Erlaß des Syllabus in der heutigen Zeit. Das Echo, resp. das Schweigen, dem er auf den verschiedenen Seiten begegnet, ist bezeichnend genug: Von gut katholischer Seite Jubel, daß um die „eine und alleinige Wahrheit" ein sicherer Zaun gezogen ist; auf Seite der

Betroffenen in der katholischen Kirche resignierte Unterwerfung unter das Machtwort des Papstes und Auslassen des Grimmes an den Werkzeugen des Papstes; bei protestantischen Orthodoxen ein geheimes Seufzen, daß man nicht die Macht und Einigkeit zu einem eigenen Syllabus hat, der in gar vielen Dingen mit dem päpstlichen Aehnlichkeit hätte; moderner denkende Menschen mit einiger Kenntnis der Vergangenheit fühlen sich in alte graue Zeiten versetzt und zerbrechen sich den Kopf darüber, wie so etwas heutzutage noch möglich sei und denkenden Katholiken dürfe geboten werden; schließlich eine große Menge Menschen, die von dem Syllabus noch Notiz nehmen, werden mit dem besten Willen nichts anders als Spott und Lachen übrig haben. Sie können so etwas nicht mehr verstehen.

Wie eigentümlich muß es um die heutige Menschheit bestellt sein, wenn ein sehr großer Teil dasselbe Schriftstück für die Rettung der Wahrheit hält, das ein vielleicht ebensogroßer Teil gar nicht mehr ernst nehmen kann. Worauf beruht jene große Ehrfurcht einerseits, diese gänzliche Respektlosigkeit und dieses Unverständnis anderseits?

Die Wege scheiden sich an einem deutlich erkennbaren Punkte: Ist man davon überzeugt, daß Gott den Menschen irgendwie und irgendwo eine fehlerlose Wahrheit offenbart und die Menschen in deren Besitz habe treten lassen, so gibt es gar keine höhere Pflicht, als diese Wahrheit mit allen Mitteln zu schützen und zu verteidigen. Das beste Mittel aber heißt Organisation. Während also die protestantische Orthodoxie einfach auf die Bibel weist: Das ist oder hier ist enthalten die göttliche Wahrheit, aber über die Deutung und Umgrenzung dieser Wahrheit zu keiner Einheit gekommen ist, hat die katholische Kirche ihre im unfehlbaren Papste gipfelnde Organisation geschaffen, die die Auslegung und Abgrenzung der Wahrheit von Amtswegen besorgt. Ein Ausfluß dieser Aufgabe — nichts anderes — also etwas durchaus Logisches und Konsequentes, ist dann der Syllabus.

Ganz anders müssen die Leute den Syllabus ansehen, die nicht glauben können, daß Gott uns eine absolute Wahrheit für Wissen und Leben geschenkt hat, sondern die aus der Geschichte oder aus andern Ursachen erkannt zu haben glauben, daß es sich nicht um einen Besitz, sondern um ein ewiges Suchen und Näherkommen zu einer absoluten Wahrheit handelt; daß Gott bald die Menschen einen hellen Einblick tun, bald sie mehr im Dunkeln tasten läßt. Alle Mittel aber, der Wahrheit näher zu kommen, sind dann aber erlaubt. Das aber ist heute nicht nur die Stimmung aller Menschen, die sich mit ganzem Herz und ganzer Kraft um die Wissenschaft mühen, sondern einer gewaltigen Masse. Für sie ist der Syllabus eine Antiquität oder eine Lächerlichkeit. Zwischen der ersten und zweiten Art freilich steht eine Menge Menschen, die von beiden ein wenig haben wollen: ein Stück absolute Offenbarung und ein Stück absolute Denkfreiheit. Die Bibel, ein Teilchen der Bibel, die Uebereinstimmung der ersten vier christlichen Jahrhunderte oder irgend ein Teil des geschlossenen katho-

lischen Systems soll die absolute, vom Denken unantastbare Wahrheit sein. Und doch: keine Kirche wird sich auf einer so schiefen Ebene halten können. Entweder es geht in der Richtung nach Rom (Anglikanische Kirche) und dann bis zum Syllabus oder in der Richtung zur unbeschränkten grundsätzlichen Freigabe jeder wissenschaftlichen Forschung im festen Vertrauen, daß nur das Gewissen da Richter sein kann und daß ein solches gewissenhaftes Wahrheitssuchen vorwärts führen muß — und aufwärts. Das scheint mir auf die Dauer der einzige Weg für den Protestantismus zu sein, wenn er sich selber treu bleiben will.

So können auch wir vom Syllabus lernen: Zwar ist er uns kein Wegweiser, wohl aber eine Warnungstafel, die anzeigt, wohin das menschliche Autoritätsbedürfnis geleitet wird, wenn es sich auf Gnade oder Ungnade einer geistlichen Obrigkeit irgendwelcher Art unterwirft. Principiis obsta! A. Barth.

---

# Ein zerstörtes Idyll. Herz-Verstand.*)

In Basel, an der äußern ........ straße hat die Firma Herz-Verstand vor fünfzehn Jahren zweiunddreißig Arbeiterwohnungen erstellen lassen, ein kleines Dorf. In schattigem Wiesengrunde lag es, in der Nähe des Erlenparks. Der rebenbekränzte Tüllingerberg sandte freundliche Grüße herüber, und ein großer, von mächtigen Bäumen beschatteter Rasenplatz lud an milden Abenden die Jugend zu fröhlichen Spielen ein.

In einem besondern Gebäude befanden sich Bibliothek, Kindergarten und Sonntagschule. Für alle Bedürfnisse war gesorgt, alles war vorgesehen, nur nicht — das Wirtshaus. —

Die Herren Herz und Verstand hatten es sich nicht leicht werden lassen. Erst nach mehreren Reisen ins Ausland und nach gründlichen Studien verschiedener Architekten kamen die Zweierhäuser mit den heimeligen Giebeln zustande, und daß Herr Herz bei all' diesen Arbeiten die Hauptrolle spielte, ist jedem Menschenkenner selbstverständlich. Er setzte den großen Garten, die gedeckte Laube durch; e r war's, der dem Ganzen den Stempel des Heimeligen und Wohnlichen aufdrückte. So entstand die Kolonie — ein Idyll.

Nun zogen die Familien ein; im verflossenen Juli waren's just vierzehn Jahre.

Ueberall emsige Arbeit. Du mußtest stille stehen, staunen mußtest du über die Geschicklichkeit und Erfindungsgabe einfacher Fabrikarbeiter. Was die alles hervorzauberten!

*) Ein Echo zu den in diesen Blättern erschienenen Abhandlungen von Frl. Mentona Moser. Heft 3 und 8.

Vor dem Hause Bohnen, Erbsen, Frühkartoffeln und Salat. Da Spalierobst und Johannisbeeren, dort Aprikosen und Reben.

An alles dachten sie: An wärmende Pfeffermünze und schweißtreibenden Holunder, an Salbei für den Hals, Rosmarin gegen den Schlaf in der Kirche, an das Universalmittel Kamille. Die Buben fanden irgend eine verlorene Ecke für den Kaninchenstall, und jener weise Ehemann leistete sich sogar einen Bienenstand.

Frauen und Töchter wetteiferten in der Blumenpflege; von den Fenstern winkten Primeln, Geranien, Nelken, Blumen aller Arten bis zur stolzen Kalla und der honigtriefenden Asklepias.

Die Kolonie war ein Idyll.

Nun aber die Zerstörung? S'pressiert nicht, nur Geduld.

Für zweiunddreißig Familien war die soziale Frage gelöst. Der Armenpfleger erschien wunderselten. Die Schrecken des Quartalwechsels kannte man nicht; denn da brachte der Vater die Quittung nach Hause, und — es fehlte das Wirtshaus. Während der oft eintönigen Fabrikarbeit winkten freundliche Bilder, Lieblingsarbeiten, die morgens und abends in Haus oder Garten der Erledigung harrten.

Das Leben war ein Idyll.

Und Schatten, Wölklein gab es denn keine? Freilich gab es. Auch in der Kolonie redeten Frauen und Männer hie und da ein Wörtlein zu viel, oder die Kinder grüßten nicht deutlich genug, oder die Katze nahm es mit der Ehrlichkeit nicht gar so genau.

Wenn dann aber solche Trübungen chronisch zu werden drohten, trat Herr Herz als Schiedsrichter auf, und das Leben war wieder ein Idyll. —

Da auf einmal wurde alles anders. Und wie? Der mächtigen Staatsbahn war es zu eng geworden im weiten Raume. Geleiseanlagen, Güterschuppen, Bahnhof, alles war ihr zu klein, zu drückend. Platz! schrie sie in ihrer Not, und — sie war dazu gezwungen — schüttelte ihr eisern Kleid, pustete, stürzte sich auf grünende Matten, über friedliche Haine, blühende Gärten — wegfegend, zerstampfend, vernichtend. Armes Idyll, so tapfer sich auch Herr Herz zur Wehre setzte, da sankst du klagend hin und wurdest zur Wüste.

Wo einfache Menschen glücklich wohnten, ist jetzt ein Trümmerhaufe, wo schön gezogene Bäumchen köstliche Früchte trugen, wuchert das Unkraut.

Ein zerstörtes Idyll.

Und wo sind nun die Menschen? Was ist aus ihnen geworden? Was sagen sie? Dort, in jener langen Häuserreihe mit dem prahlerischen Eckwirtshaus, dort wohnen sie. Im Traume nur sind sie noch in ihrem alten, lieben Heim, bei den selbstgepflanzten Bäumen, selbstgezogenen Blumen, selbstgezimmerten Bänklein; aber beim Erwachen — ach — es war ein Traum.

Sie vermissen viel, die guten Leute, nur eines nicht, den schweißtreibenden Holunder; hiefür ist stets Ersatz vorhanden — im Haus-

zins. An Sonntagen ziehen sie etwa hinaus auf die Trümmerstätte, um sich wieder alles zu vergegenwärtigen. „Da stand der Kirschbaum, da der Rosmarin, da waren die Johannisbeeren — und da meine Kaninchen.“ In der neuen Wohnung aber hängt eine Photographie. „So war's, so kriegen wir's nie mehr! Es war doch schön allein im kleinen Haus!“

Zerstörtes Idyll!

Und noch ein zweites Idyll ist dahin. Auf der Steinwüste verrichten etliche Streikbrecher dürftige Arbeit unter dem Schutze der Polizei! Trauriges Bild! Wer hilft uns heraus aus der großen Not? Was können wir tun?

Nur nicht verzagen! Hoffen wir, und wir haben Grund zu hoffen, daß die Idee der Arbeiterkolonien wieder kräftig Wurzel fasse, und daß so neue Idylle entstehen — ohne Wirtshaus.

Jb. Müller-Landolf.

---

# Vom Tage.

„Aus dem Reiche der Lüge“ — möchte ich eigentlich die nachfolgenden Betrachtungen überschreiben.

Da ist einmal die Festwoge, die wieder unser liebes Vaterland überschwemmt hat. Wir haben nicht im Sinne, hier etwas gegen die Festseuche zu sagen. Wer in sittlichen Dingen unter uns überhaupt noch mitzählt, weiß, daß es sich in dieser Sache um die Seele unseres Volkes handelt. Mit Schelten wird hier so wenig als in andern Dingen geholfen, aber das sollte sich doch von selbst verstehen, daß die Kreise, die Anteil an der geistigen Führung unseres Volkes haben wollen, diesem Wesen ein entschlossenes: Nein! entgegensetzen. Sie dürften einfach nicht mehr mitmachen. Was sollen wir nun sagen, wenn sogar Pfarrer über ihre synodalen Tagungen Berichte veröffentlichen, die an feuchtfröhlicher Fidelität und Lob von Küche und Keller sogar jenen Zeitungsmann in Schatten stellen, der sich unlängst rühmte, von seinen Vaterlandsgelagen an die 9½ Kilo Menus heimgebracht zu haben. Wir mögen es ja allen herzlich gönnen, aber — „wenn das am grünen Holze geschieht!“

Schlimmer als all der alkoholische und andere Radau, der für die meisten die Hauptsache an diesen Festen bildet und die moralische Verlotterung, die davon ausgeht, dünkt uns — und damit kommen wir auf unser Stichwort — der Geist der Lüge zu sein, der bei diesen Anlässen seine Paraden hält. Wie sind in Zürich stromweise die Reden von Solidarität, sozialer Gerechtigkeit, eidgenössischem Brudersinn geflossen! Haben die Redner wohl daran geglaubt? Jedenfalls wurden sie schon am Tage nach dem Feste verleugnet. Denn

wann waren unsere Zeitungen so vom Geiste der Zwietracht, des Mißtrauens und der höhnischen Geringschätzung gegen ihre andersdenkenden Volksgenossen erfüllt, wie in den letzten Wochen?

Eine glatte Lüge, oder sagen wir milder: eine Festlüge, d. h. eine halb vom Alkohol oder Festsuggestion eingegebene Rede, die der Sprechende nicht ernst nimmt und der Hörende nicht ernst nehmen sollte, sind die Schmeicheleien der fremden Gesandten, die uns bei diesem Anlaß vorgesetzt werden. Der Schweizer aber wird nicht satt, diese süße Speise zu verschlucken und läßt sich so tiefer und tiefer in den Wahn einlullen, daß er an der Spitze der Völker marschiere, während er in Wirklichkeit immer weiter im Zuge zurückstehen muß. Das muß sich rächen. Wahrheit macht und erhält gesund und frei, nicht Schwindel.

Darum dünkt uns zuletzt fast das Allerschlimmste, daß seit einiger Zeit unsere höchsten Behörden angefangen haben, sich an diesem „nationalen“ Spektakel offiziell zu beteiligen. Man kann nichts dagegen haben, wenn unsere Bundesräte und andere hohe Magistrate sich bemühen, volkstümlich zu sein. Aber ob gerade das der rechte Weg dazu ist? Uns dünkt, sie hätten solidere Gelegenheit dazu, die sie wenig benützen. Und ob sie es verantworten können, mit der Agitation für bestimmte Gesetzesvorlagen in eine solche Festversammlung zu gehen, wo doch auch die Gegner derselben, ein wichtiger Teil des Schweizervolkes, vertreten sind? Nun haben sich die Basler zu diesem Zwecke sogar den Bundespräsidenten für ihr St. Jakobsfest verschrieben. Es heißt in dem betreffenden Bericht: „Herr Bundesrat Brenner wird ihn begleiten.“ Da ist jeder Kommentar überflüssig!

* *
*

Ja, die Militärorganisation! Wir haben unserseits nichts dagegen und betrachten die Aktion der Sozialdemokratie in dieser Sache als zwar sehr begreiflich, aber wenig glücklich. Aber die Art, wie nun dafür auf bürgerlicher Seite gekämpft wird, könnte wohl auch einen Anhänger in einen Gegner verwandeln. Da heißen alle Sozialdemokraten kurzweg „Antimilitaristen“ und wenn das Wort „vaterlandslose Gesellen“ oder gar „Vaterlandsfeinde“ nicht gebraucht wird, so wird doch in diesem Sinne täglich geschrieben und geredet. Man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß in gewissen Kreisen mehr oder weniger bewußt gehofft wird, man könnte vielleicht bei diesem Anlaß die Sozialdemokratie ganz zu Boden werfen, da sie so unklug ist, die nationalen Gefühle gegen sich aufzureizen — unbelehrt durch die deutschen Reichstagswahlen! Aber ist das denn nicht auch Geist der Lüge?

* *
*

Unsere Presse tritt immer skrupelloser in den Dienst des Machtkampfes und verzichtet immer entschlossener auf die Ehre, eine Stimme der Wahrheit zu sein. Das hat sich letzthin wieder gezeigt, als sie

wenige Ausnahmen abgerechnet (ich denke hier natürlich an die bürgerlichen Blätter), sofort mit Vertuschungen bei der Hand war, als ein blutjunger Lieutenant sich die unglaubliche Torheit hatte zu Schulden kommen lassen, einer Wachtpatrouille die „Schulaufgabe“ zu stellen, Streikposten auszukundschaften. Anstatt diese militärische Versündigung mit aller Schärfe, die ihr gebührte, zu verurteilen, fand man sie „harmlos“! Harmlos soll es sein, wenn der Arbeiter, der doch einen großen Teil unseres Heeres bildet, zu der Ueberzeugung gebracht wird, daß unser Militär gegen den „innern Feind“ förmlich geschult werde. Da mag man lange sagen, Streikaufgebote dienten ja nur der Erhaltung der Ruhe, der Arbeiter betrachtet (und nicht ohne Grund!) alles als gegen sich gerichtet und es sammelt sich in ihm ein Groll, der noch zu schlimmen Dingen führen kann. Ich will aber zu bemerken nicht unterlassen, daß die Art, wie die sozialdemokratische Presse jedes wirkliche oder erdichtete Vorkommnis, das gegen unser Militär zu sprechen scheint, breitschlägt und ausbeutet, mit dem Geist der Wahrheit ebensowenig zu tun hat. Verblendung überall!

* * *

Was für lächerliche Blüten der Geist der Unwahrhaftigkeit im Klassenkampfe treibt, möge folgende Notiz zeigen, die unlängst, zum Teil in Form eines Telegramms, durch die bürgerlichen Blätter ging: „Der 20jährige Arbeiter Rosenberg, Vorsitzender des sozialdemokratischen Turnvereins zu Kirchsteitz, ermordete den Arbeiter Funke zu Döschwitz und wurde flüchtig.“ Diese besondere Hervorhebung des „sozialdemokratisch“ hat natürlich den Zweck, zu zeigen, welcher Dinge diese „Sozi“ fähig seien! Ist das nicht geradezu läppisch? Man stelle sich vor, es heiße eines Tages in einem sozialdemokratischen Blatte: „Der 24jährige Präsident eines freisinnigen Kegelklubs in X. beging Unterschlagung“; „Der Aktuar des konservativen (bezw. liberalen) Quartiervereins in Y. ist wegen Beteiligung an einer Schlägerei eingesperrt worden“ u. s. f. mit Grazie! Das käme hübsch heraus!

Aber auch hier muß, nicht bloß damit Licht und Schatten pedantisch gleich verteilt werden, sondern weil die Tatsachen dazu drängen, die sozialdemokratische Presse teilweise unter dieselbe Anklage gestellt werden. Wenn sie jeder wüsten Schimpferei irgend eines nichtsnutzigen Kameraden bereitwillig ihre Spalten öffnet und dann jeden Augenblick schimpfliche Richtigstellungen oder gar Revokationen publizieren muß, so dient sie auch nicht dem Geist der Wahrheit und darf keinen vollen sittlichen Kredit beanspruchen. Die Redaktoren selbst können diesen Schimpfereien unmöglich immer Glauben schenken. Und wenn in manchen Organen der Sozialdemokratie immer wieder der Satz variiert wird: „Die Pfarrer stehen alle im Dienste des Kapitalismus“, so ist das einfach gelogen. Denn die Redaktoren können und müssen wissen, daß das nicht der Fall ist. Macht nichts, wenn's nur geglaubt wird.

Ueberall der Glaube an die Kraft Lüge und damit die Entstellung der besten und heiligsten Sache.

* * *

Nun zum Schlusse einen raschen Blick über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus. Die letzten Wochen brachten in Deutschland die Debatte über den Fall Peters. Wir maßen uns nicht an, in der Sache ein Urteil zu fällen, weil wir den Dingen viel zu ferne stehen, aber merkwürdig war es doch, was für Theorien über Kolonialpolitik und Moral bei diesem Anlaß zum Vorschein kamen, u. a. auch in der „Hilfe". Die Frauen, die in München Peters zujubelten, der, wie man über ihn als Kolonisator auch denken mag, nach dem übereinstimmenden Urteil aller, die ihn kennen, doch ein brutaler Gewaltmensch und Wüstling zu sein scheint, stehen ungefähr auf der Höhe des gebildeten Pöbels, der in Karlsruhe aus einem Menschen wie Hau fast einen Abgott machte. Ueberhaupt dieser Fall Hau und seine Behandlung durch die Presse — wie weit sind wir gekommen!

Doch zurück zur Kolonialpolitik! Während man in Deutschland über Moral und Kolonialpolitik verhandelte, wurde in Marokko koloniale „Moral" gehandhabt. Und auch was für eine Art! Daß für die Ermordung der acht oder neun Europäer in Casablanca Vergeltung gefordert wurde, wollen wir natürlich in der Ordnung finden, trotzdem die christliche Moral von anderm redet, aber diese Vergeltung! Zur Bestrafung eines Dutzend Schuldiger wird eine ganze Stadt in Trümmer geschossen und mit den paar Schuldigen Tausende (wie berichtet wird) von Unschuldigen getötet und Anlaß zu Greuel und Jammer gegeben, deren Schilderung zu lesen das Auge sich weigern will. (Vgl. z. B. Basler Nachrichten Nr. 22, Beilage.) So wird dem Moslem die Ueberlegenheit des Christentums demonstriert. Ob es wohl nach Analogie gewisser deutschen Theologen auch in Frankreich solche gibt, die diese „schweren Wirklichkeiten" (um das beliebte Wort zu brauchen) als den Willen des „französischen Gottes" hinstellen? Eines der Kriegsschiffe, das sich am eifrigsten an diesem Greuel der Verwüstung beteiligte, heißt: Galilée = Galiläa! Kürzer und treffender könnte unsere „christliche Kultur" nicht charakterisiert werden. Daß das Wort auch „Galilei" heißen kann, ändert daran nichts!

* * *

Unsere Welt ist voll schwerer Spannungen und Herausforderungen der sittlichen Weltordnung. Die Entladung in Gewittern und Katastrophen wird nicht ausbleiben. L. Ragaz.

# Umschau.

**Was wohl Goethe dazu sagen würde?** „All unser Fühlen und Handeln danken wir Goethe, mit seinen Augen sehen wir die Welt, er schuf die Sprache, mit der wir ihn jetzt preisen können, und das Wort „Mensch“ ist uns ein Jubelschrei, weil er ein Mensch gewesen.“ „Kommen wird die Zeit, da unsere Kinder und Enkelkinder den Namen Goethe aussprechen, wie die Frommen unter uns heute „Jesus Christus.“ Eine neue Kirche, in der die Menschheit zu Goethe betet und durch ihn zur Wahrheit gegen sich selbst erzogen wird, wollen wir bauen.“ So zu lesen in der sonst von vorzüglichen Kräften geleiteten Berner Rundschau, im ersten Heft des zweiten Jahrgangs, Seite 36, bei Besprechung des Buches „Goethe im Gespräch“. Der nämliche Goetheverehrer, K. G. Wndr. ist es, der unmittelbar hernach bei Besprechung von Heinrich Mann's „Die Schauspielerin“ sich folgendermaßen ausdrückt: „Hier trennen sich Mann und Weib, die sich lieben und begehren, weil der Mann weiß, daß seine Liebe zu Ende ist, wenn er die Geliebte körperlich besessen hat. Wundervoll! Wer hat das noch nicht erlebt?!“ Läßt sich Goethe mehr kompromittieren und besudeln als durch die abgöttische Verehrung aus solchem Herzen und Geschmack heraus?

P. W.

**Das Schulgebet** ist in letzter Zeit öfters der Gegenstand von Streitigkeiten gewesen; bald konnten sich Katholiken und Protestanten einer Ortschaft nicht auf ein neutrales Gebet einigen, bald weigerte sich ein freidenkerischer Lehrer, seine Schüler beim Beginn des Unterrichts beten zu lassen, bald ergriff ein religionsfeindlicher Vater Rekurs gegen die Schulbehörden, weil er seine Glaubens- und Gewissensfreiheit beeinträchtigt glaubte, wenn sein Kind am Schulgebet teilnehmen mußte. Der Zuschauer dieses widerwärtigen Schauspiels, daß eine heilige Sache, wie das Gebet, zum Zankapfel gehässiger Händel entwürdigt wird, kommt da leicht auf den Gedanken, es wäre am besten, durch Verzicht auf das Schulgebet den Schwierigkeiten ein radikales Ende zu bereiten.

Man kann gegen diesen Vorschlag einwenden, daß die Vertreter der Religion nicht gut tun, ihren Gegnern ohne weiteres das Feld zu räumen. Man kann sagen: allzugroße Bescheidenheit ist schwächlich; das gerade ist der Wert des Schulgebets, daß es dem Kindergemüt den Anspruch der Religion auf Herrschaft über das ganze Leben eindrücklich macht. Religion selbst darf man ja niemand aufzwingen, aber doch Achtung vor der Religion, als einer berechtigten Lebensmacht. Verzichtet man darauf, so heißt das auch verzichten auf die Forderung der Religion: eigentlich solltet ihr mich alle annehmen. Lebendige, wirklich überzeugte Religion besteht aber nicht ohne

diese Forderung. Für viele Kinder ist vielleicht die Schule der einzige Ort, wo diese Forderung an sie herangebracht wird; das Schulgebet ist für sie das Vorbild, das ihnen die Pflicht einprägt, jedes Werk in Gottes Namen zu beginnen und zu schließen.

Das sind die einzigen Argumente, die mir einigen Eindruck machen. Aber sie scheinen mir doch die Gegengründe nicht zu entkräften. Das Schulgebet könnte die oben genannten heilsamen Wirkungen haben, wenn es wirklich in Geist und Wahrheit gebetet würde. Ist es aber nicht in den meisten Fällen zu einer leeren Ceremonie entartet, von der ein ganz kleiner Schritt zur bewußten Heuchelei führt? Und wo es dazu gekommen ist, da wird es den Eindruck, den man von ihm erhofft, eben nicht machen. Ich denke nicht nur an Lehrer, deren Atheismus den Schülern bekannt ist und die dann auch ihre innere Nichtanteilnahme an dem vorgeschriebenen Schulgebet ostentativ zur Schau tragen; ich frage auch, wieviele Schüler wirklich mitbeten? Gewöhnt man sie nicht an die Meinung, schon das Gebet als bloße Formalität sei eine religiöse Handlung? Ich kann mich auch nicht erinnern, daß, als der Uebergang vom untern zum obern Gymnasium den Wegfall des Schulgebets mit sich brachte, dies von mir und meinen Mitschülern als Geringschätzung der Religion empfunden wurde. Religion wird ja nur übertragen von Person zu Person, nicht durch Institutionen. Ein religiös lebendiger Lehrer wird mit und ohne Worte, auch ohne Schulgebet, seinen Schülern die Herrschaftsansprüche der Religion als Lebensmacht viel tiefer und wirksamer einprägen, als ein religiös gleichgiltiger, der diese Formalität erfüllt. Daß das Gebet etwas Tiefinnerliches ist und nur Wert hat, wenn es von Herzen kommt, das wird so leicht vergessen, wo man es zur Ceremonie werden läßt; man sollte sich drum wohl hüten, es jemand und sei es auch „nur“ ein Kind, aufzudrängen. Form ohne Leben kommt überall vor und ist immer vom Uebel; am häufigsten ist sie und am schlimmsten zugleich auf dem Gebiet der Religion.

Man kann einwenden, da sollte auch das Kirchengebet wegfallen. Ohne Zweifel wird dasselbe auch unendlich oft zum leeren Spiel und deshalb zum Schaden. Hier wird aber niemand gezwungen und man setzt bei den Beteiligten voraus, daß sie den Willen zur innern Anteilnahme mitbringen, und es geschieht auf ihre eigene Verantwortung hin, wenn diese Voraussetzung nicht zutrifft. L.

In den „Schweiz. Blättern für Wirtschafts- und Sozialpolitik“, Heft 7, finden wir einige statistische Notizen über die **Entwicklung der Trusts in Amerika.** In den Branchen, in denen die Trusts 75 % der Produktion in Händen haben, sank die Zahl der Produktionsstätten seit 1897 um 13 %, während der Wert der produzierten Waren um 16 % stieg. Wo die Trusts 50—75 % der Produktion beherrschen, betrug die Abnahme der Betriebe 10 %, die Zunahme der Produktion 33 %. In den von Trusts unabhängigen Branchen steht einer Produktionssteigerung von 30 % eine Zunahme der Betriebe um bloß 3 % gegenüber. Der Bericht schließt mit den Worten: „Es scheint fast, daß auch in Amerika die Zeit vorüber ist, da der Mensch „klein anfangen“ konnte, und auf dem Gebiete der Industrie dürfte der Self-made auf dem Aussterbeetat stehen. Der Theorie zufolge müßte mit der Konzentrierung der Produktion eine Verbilligung des Produktes Hand in Hand gehen. Unzweifelhaft werden auch in der Produktion große Ersparnisse erzielt, leider merkt aber der Konsument nichts davon. Einer soeben vom Bureau of Labor herausgegebenen Statistik zufolge sind die Engrospreise von 258 der meistgebrauchten Warenarten in der Zeit von 1897 (Beginn der Trustgründungsepoche) bis jetzt um nicht weniger als 36,5 % gestiegen. L.

**Vom immer fauler und begehrlicher werdenden Arbeiter.** In einer Diskussion des Großen Stadtrates von Zürich über die Einführung des Neunstundentages für die städtischen Arbeiter bemerkte Spenglermeister Schultheß, daß die Arbeiterschaft sich in den letzten 40 Jahren *bedeutend gebessert* habe. Früher sei die halbe Woche „Blauen“ gemacht worden, jetzt komme das Blauenmachen nur selten vor. Dagegen spiele die Bierflasche im Leben des Arbeiters noch eine zu große Rolle. — Dieses Votum wurde in den bürgerlichen Blät-

tern (und auch in einem Arbeiterblatte!), die mir zur Hand kamen, übergangen. R.

Eine **weibliche Erziehungsanstalt,** die uns in manchem geradezu vorbildlich zu sein scheint, ist das weibliche Erziehungsheim oder sozialpädagogische Seminar (auch „Evangel. Fröbelseminar") in Cassel (Parkstraße 22). Erziehung des Mädchens zu einem persönlich entwickelten Frauentum, das aber nicht im „Ausleben", sondern im sozialen Dienen auf Grund sozialen Verständnisses sein Lebensziel erkennt, ist der Leitgedanke des Werkes, das seine Devise: „Mit Gott vorwärts" mit Recht zu tragen scheint. Auskunft erteilt u. a. Frau L. Kolbesch, Les Gonelles bei Vevey. R.

## Vom Büchertisch.

**Augustins Bekenntnisse.** Gekürzt und verdeutscht von Else Zurhellen-Pfleiderer. Göttingen, Vandenhöck & Ruprecht. Preis kart. Fr. 2.20, geb. 2.70.

Augustins Bekenntnisse — seine Selbstbiographie in Form einer Beichte vor Gott — sind ein klassisches religiöses Dokument. Augustin hat neben Paulus und Luther am weiteſten und tiefsten auf die Christenheit gewirkt. Nicht seine Schicksale sind es, die besonderes Interesse erwecken oder den Leser in Spannung versetzen; es gäbe aus jener Zeit der Völkerwanderung viel dramatischere Lebensbilder zu erzählen. Aber seine reiche und tiefe Natur wurde von den äußern Erlebnissen bis ins Innerste ergriffen, die zwei Seelen in seiner Brust haben mit einer Gewalt gegeneinander gekämpft, wie in wenig andern und hauptsächlich besaß er eine wunderbare Gabe, auszusprechen was sein Herz durchtobte, die gewaltigsten Erschütterungen und die zartesten Empfindungen. Und da es sich in seiner Religiosität vor allem handelt um „Gott und die Seele, die Seele und ihren Gott", so hat dieses Innenleben bei allem uns Fremdartigen doch wieder etwas wunderbar Zeitloses an sich. Es wird niemand ohne Gewinn sich den Blick in die Seele dieses Mannes öffnen lassen. Aber etwas stand im Wege, daß Augustin nie eine „populäre" Gestalt geworden ist. Vielleicht gerade die Tiefe dessen, was er ausspricht; aber nicht sie allein. Er schreibt auch in einer Breite, die unsere Zeit nicht mehr erträgt und schon Viele in der Lektüre des lateinischen Originals wie der deutschen Uebersetzungen stecken bleiben ließ. Deshalb hat Frau Zurhellen sehr starke Kürzungen vorgenommen, ohne doch dem Ganzen seine charakteristische Art zu rauben. Vor allem ist die Uebersetzung vorzüglich; sie verbindet gutes Deutsch mit einer vortrefflichen Wiedergabe des ganz persönlichen Stiles Augustins. Es konnte schon die zweite Auflage erscheinen; das läßt hoffen, daß Augustin in dieser Form auch unserer Zeit wieder näher gebracht werden kann. L.

**Die sittlichen Weisungen Jesu** von **W. Herrmann.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2. Auflage, Preis Fr. 1. 30.

Dieses Schriftchen, aus einem am evang.-sozialen Kongreß zu Darmstadt (1903) gehaltenen Vortrage erwachsen, hat in Bezug auf das Verständnis der sittlichen Botschaft Jesu geradezu Epoche gemacht. Die Frage nach dem Sinn der Bergpredigt, um es kurz zu sagen, gehört zu denen, die am lebhaftesten die Suchenden unserer Tage bewegen. Auch in unserem Blatte hat sie sich schon geäußert (Vgl. Nr. 2). Was Johannes Müller in seinem Buche über die Bergpredigt versucht, leistet Herrmann auf 72 Seiten m. E. viel gründlicher und richtiger. Mag auch seine Auffassung historisch anfechtbar sein, da sie Jesus wohl zu sehr nach Kant auslegt, so wirkt sie doch befreiend. Das Büchlein sei Lesern, die ernsthaften Denkens fähig sind (und die „Neuen Wege" rechnen nur mit solchen) lebhaft empfohlen. R.

---

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

NEUE WEGE

# Religiöse Kultur.

## 3. Das Neuwerden.

Es bleibt uns die schwierigste Aufgabe unserer Auseinandersetzung, der Ausblick, der Nachweis, daß religiöse Kultur heute noch möglich ist, so wie sie vor Zeiten wirklich war.

Wir möchten aber nicht an diesen Versuch gehen, ohne noch eine Vorfrage erledigt zu haben, die wir von verschiedener Seite her erwarten. Man frägt mich: Bist du nicht am Ende schon vom ersten Augenblick an auf falscher Fährte? Du kannst doch nicht vergessen haben, daß Kultur und Religion überhaupt divergierende Kräfte sind, Gegensätze! Ich zweifle gar nicht, daß manchem Leser schon allein der Titel meiner Ausführungen eine Behauptung ist, zu der er sich nicht bekennen kann.

Ich will das Problem „Religion und Kultur" nicht aufrollen. Es ist lang und kompliziert. Denen aber, welche meine Themastellung von Anfang an mit Mißtrauen verfolgt haben, bin ich eine Beruhigung schuldig, ehe ich meinen Ausblick in die Zukunft gebe. Ich weiß, daß es kulturfeindliche Formen der Religion gab und giebt, und lasse ihnen willig etwas von Berechtigung. Es genügt, an das Mönchtum zu erinnern und an gewisse ähnliche Erscheinungen im Protestantismus, pietistische und rein asketische. Immer wird es Menschen geben, die daran verzweifeln, aus dem Diesseits, aus der sichtbaren Gegenwart, eine Gotteswelt zu machen, denen Gott und die Welt feindliche Begriffe sind, und immer werden sie ein Quantum Wahrheit auf ihrer Seite haben. Man kann aber anders denken, ohne in Kulturseligkeit zu zerfließen. Es gibt ein Sehnen hinaus aus dieser Welt, das den mutigsten Verfechter einer religiösen Gegenwartskultur anwandeln kann. Man kann dieses Leben betrachten als „eine Brücke zu dir, Herr, überm Strom der Zeit," und dennoch zu ihm eine sehr positive und energische Stellung einnehmen. Ich erinnere nur an Paul de Lagarde, dessen herrliches Sehnsuchtslied das 5. Heft der „Neuen Wege" brachte. Dieser Mann war ein Verfechter sogar einer nationalen religiösen Kultur. Ja, ich meine gerade in dem, der eine religiöse

Kultur will, muß sich die Empfindung steigern für den ewigen Rest, der nicht in der Zeit aufgeht, weil er die Religion nicht in einem Garten hinter dem Haus pflegt, sondern seine ganze Persönlichkeit und seinen ganzen Ernst einsetzt. Nicht das mönchische und pietistisch-orthodoxe Reden vom Himmel und der andern Welt ist das, in dem man das Zittern der Seele spürt, von der Augustin gesprochen: Unser Herz ist unruhig, bis daß es Ruhe findet in dir, o Gott. Man muß solche Worte aus dem Munde von Menschen gehört haben, die an das Diesseits geglaubt und seine Bemeisterung als ihre gottgegebene Pflicht betrachtet haben und noch betrachten, wenn man spüren will, welch unwiderstehliche Wahrheit darin liegt.

Es läßt sich denn auch nicht nur vereinzelt beweisen, daß religiöse Kultur und pochende Sehnsucht über diese Welt hinaus sich keineswegs ausschließen müssen. Das Luthertum ist — wenn auch nicht in unsrem modernen Sinn — durchaus kulturfreundlich gewesen und hat zugleich in Männern, wie Meyfart und Paul Gerhardt seine tiefste Sehnsucht aus dem Diesseits heraus kundgegeben. Oder sollen wir an Zwingli erinnern, der doch gewiß bei keinem im Verdacht steht, die Eierschalen mönchischer Weltverneinung mit sich weitergetragen zu haben. In seinem Buch über die göttliche Vorsehung findet sich eine Stelle, wo er von den ewigen Scheunen spricht, in die wir einst als reife Früchte eingesammelt werden, und dann das Schlußwort: „interim rebellat caro."*) Und das war Zwingli, dessen kühne Gegenwartsgedanken nicht nur das politische Leben seiner Stadt Zürich, sondern die europäische Politik in religiösem Sinne zu umfassen wagten. Umso elementarer ist heute noch die Wirkung solcher Sehnsucht über die Kulturwelt hinaus. Nein, man werfe uns nicht monistische Kulturseligkeit vor, wenn wir die Parole einer religiösen Kultur auszugeben wagen.

So viel zur vorläufigen Beruhigung nach der einen und zur Abwehr nach der andern Seite.

Nun aber unser Ausblick. Unsere ästhetische Kultur hat sich zu regenerieren begonnen durch die Anknüpfung an die ästhetischen Traditionen des beginnenden 19. Jahrhunderts. Wir werden hier schwereren Stand haben. Uns ist es unmöglich, die Spuren dessen auszuwischen, was zwischen uns liegt und der letzten geschichtlichen Epoche, der wir eine religiöse Kultur nachreden können. Die Sache liegt bei uns komplizierter, weil wir eben nicht einfach auf die drei Dinge: Wahrhaftigkeit, Zweckmäßigkeit und Gefühl abstellen können. Dennoch halte ich es für notwendig, daß auch wir zurückgreifen und uns durch die Vergangenheit Mut machen lassen.

Religiöse Kultur gegeben hat es in mehr als einer Zeit und Form. Ich will das Mittelalter ganz weglassen, mit ihm die katholische religiöse Kultur überhaupt, obschon sich auch da allerlei

*) Inzwischen kämpfen wir beständig mit unsrem irdischen Wesen.

lernen ließe. Der Leser würde uns dabei doch nicht ohne Mißtrauen folgen, und in Romantik verlieren wollen wir uns nicht. Immerhin halten wir es der Erwähnung wert, daß ein Mann, wie Lagarde, der so bewußt auf eine neue religiöse Kultur hintrieb und nichts weniger als ein Freund des ultramontanen und in Glaubenssätzen erstarrten Katholizismus war, von der religiösen Kultur des Mittelalters gesprochen hat wie von einer Sache, die niemals einfach zum Ueberwundenen gehört.

Von einschneidender Bedeutung ist für das, was ich religiöse Kultur nenne, die Reformation gewesen, vor allem Luther selbst. Nicht seine Anfechtung von Ablaß und guten Werken, von Sakramenten und Priestermacht, sondern seine Stellung zum Weltleben. Das ist wohl das Modernste an Luther, daß er eine durchaus positive Stellung zur Welt eingenommen und gebrochen hat mit der einseitigen Wertung des „Geistlichen Lebens." Allein in seiner These, daß der Christ ein freier Herr aller Dinge sei, liegt der Ansatz zu einem vollständig neuen Ineinanderwachsen von Weltgeschehen, Weltarbeit, Weltfreude und religiösem Empfinden. Es war nicht Luthers Hauptarbeit, auch konnte er sie nicht zu Ende denken, weil er zu sehr in den Banden des Mittelalters lag. Aber es war eine Anregung von äußerster Fruchtbarkeit, und das Luthertum, so rasch es erstarrte, hat stets vor andern evangelischen Richtungen den Vorzug gehabt, daß es nicht das Leben unterjochte, sondern seine natürlichen Kräfte und Regungen hineinzog in das religiöse Denken. Am hellsten zeigt sich dieser Zug an Luthers Auffassung der Ehe, seiner Naturfreude und seinem Sinn für echte Lebenslust. Man wird mir nicht ganz gerne zustimmen, aber ich habe mich mit dem besten Willen nicht eines andern überzeugen können: Kaum je hat eine protestantische Art so ins Volksleben eingegriffen, wie die Luthersche. Man lese Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

Die von Calvin ausgehende Reformation hat bekanntlich zur Welt, d. h. zur sichtbaren Gegenwart, sich nie so harmlos gestellt. Dazu haftete ihr zu viel vom alten Judentum an, d. h. von der Art Religion, die das Leben und seine Einzelerscheinungen unter sich zwingt. Dennoch gab es eine calvinistische religiöse Kultur in unsrem Sinn. Eine Kulturerscheinung, die der Calvinismus in einzigartiger Weise verarbeitet hat, ist die Arbeit. Erst neuerdings ist der Nachweis geleistet worden, wie groß der Anteil des Calvinismus an der Entwicklung des Kapitalismus war dadurch, daß er die Arbeit zum Selbstzweck erhob, d. h. aus dem Stadium der „Sorge für das tägliche Brot" heraushob. Calvinistische Länder sind die Pflanzstätten des modernen Kapitalismus geworden und durch ihre kapitalistische Kraft ins vorderste Glied der europäischen Kulturstaaten getreten. Man mag das heute im Hinblick auf einen überentwickelten Kapitalismus bedauern. Das Große daran bleibt und schlägt in der neuern Zeit zu Gunsten der Arbeiterbewegung aus: Der Respekt vor der Arbeit

und dem der Arbeit tut; Arbeit als eine heilige Sache im religiösen Sinn des Wortes. Robert Burns, Thomas Carlyle sind calvinistischer Abkunft gewesen.

Der dreißigjährige Krieg kam. Aus seinen Trümmern ist die religiöse Kultur des Pietismus herausgewachsen. Wir wollen sie hier nicht als Beispiel anführen. Der Pietismus enthält zu viel kulturfeindliche Elemente. Wenn wir ihm dennoch den Namen einer religiösen Kultur nicht vorenthalten, so geschichts darum, weil er ein Ganzes war von oft bewundernswerter Geschlossenheit. Es wäre vollständig falsch, in ihm einfach ein System der Weltflucht zu sehen. Nicht wenige der pietistischen Aera sind mit ganz anderer Sicherheit durch die „Welt" geschritten, als je ein Mönch oder eine Nonne: Die Vergöttlichung der Welt und des gesamten Weltwesens hat ihnen zu viel gegolten. Ja man hat immer wieder einen und den andern unter ihnen im Verdacht gehabt, sie brächten Gott und Welt gar zu nahe zusammen. Man lächelt etwa darüber, daß der Pietist in Allem Gott finden wollte, was sein Leben brachte. Daß er das Wort „Zufall" verdammte und seinen kleinsten Erfolg Gott zuschrieb. Daß er in jedem Naturereignis und in jedem politischen Auf und Ab ewige Zusammenhänge witterte. Ich halte es für ersprießlicher, diesem durch und durch abgeschlossenen Denken die Bewunderung zu zollen, die ihm gebührt.

Wir haben von der Reformation unseren Ausgang genommeu. Zu ihr müssen wir noch einmal zurück, d. h. nicht zu ihr selbst, sondern dem für das geistige Leben der europäischen Völker gleich bedeutsamen Ereignis, das zeitlich fast mit der Reformation zusammenfällt. Ich meine die Renaissance oder den Humanismus, wie mans auch nennt. Hat die Reformation das Denken ganzer europäischer Völker auf Jahrhunderte hinaus bestimmt, so hat die Renaissance ihm auf Jahrhunderte hinaus zu schaffen gemacht, es angefochten und unterwühlt, es gewaltig befruchtet und bereichert, bis es seine größten Söhne schuf in Goethe und Schiller, ohne doch vorläufig den Frieden zu schaffen mit dem andern Geist, der von Luther und Calvin ausgegangen war. Nur einmal noch hat die religiöse Kultur der europäischen Völker einen so furchtbaren Stoß empfangen, in der großen Zeit der exakten Forschung, des Siegeslaufs der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert.

Als Luther seine 95 Thesen schrieb, saß Leo X. auf dem päpstlichen Thron, der Mann, den seine eigenen Zeitgenossen des Heidentums bezichtigten, nicht weil er ein vollständig weltlicher Mensch war, sondern weil er der Geistesrichtung angehörte, die mit griechischem Wesen erfüllt war. Man hatte die Griechen neu entdeckt und ihre ganze unermeßliche Kulturwelt, und feine Geister schwelgten drin. Mit Staunen hatte man wahrgenommen, zu welcher geistigen Höhe einst fast zwei Jahrtausende zuvor die Menschen aufgestiegen waren ohne Christentum und Kirche. Und das Erwachen dieses rein mensch-

lichen Hochbewußtseins eigener Kraft, zugleich die Auferstehung griechischer Form in bildender und darstellender Kunst, das war die Renaissance. Im Gegensatz zum christlichen Denken hat man sie das Menschliche genannt, Humanismus, Menschentum.

Aber die Kirche hat ihm einen andern Namen gegeben; in diesem Stück haben sich Katholizismus und Protestantismus auch in jenen Zeiten höchstgespannter gegenseitiger Erregung brüderlich die Hände gereicht. Ihnen wars das Heidentum, was dort das Haupt erhob. Sie haben willig soviel davon in sich aufgenommen, als man ohne Gefahr für das kirchliche Denken konnte, auf protestantischer Seite soviel dazu, als man zur Kenntnis des Bibelworts und der Kirchengeschichte brauchen konnte, ja die katholische Kirche hat ihr Hauptsymbol zur Niederwerfung jeder Regung freien Denkens, den Barockstil der Gegenreformation, dieser verwerflichen Renaissance entnommen. Aber im übrigen hat man den ganzen Geist des Humanismus als Heidentum verdammt und in Männern wie Serwede und Giordano Bruno verbrannt. Wohl hats an anderen Regungen nicht ganz gefehlt. Bekannt ist Zwinglis Wort von den großen Philosophen des Altertums, die er im Jenseits einmal in Gottes Nähe zu begrüßen hofft — aber man darf aus diesen Anzeichen eines weiteren Blicks nicht Kapital schlagen. Die Kirche hat in der griechischen Geisteswelt das Heidentum gesehen. Und wir wollens auch nicht in törichtem Ingrimm brandmarken. Die Zeit war nicht reif zu einer religiösen Verarbeitung dieser rein außerchristlichen Gedankenwelt.

Wir müssens uns versagen, zu beschreiben, wie nun durch Jahrhunderte hindurch diese „heidnische“ Kultur mit der religiösen Kultur der protestantischen Kirchen — und Sekten — gerungen hat. Man konnte sie nicht einfach ignorieren. Dazu war sie viel zu gewaltig und übte immer wieder eine magische Anziehungskraft gerade auf die begabtesten Geister aus. Aber zum Verarbeiten fehlte vorläufig Mut und Kraft. Man spielte damit auf den Schulen, an den Höfen, in den Ateliers der Maler und in der Poesie. Aber Ernst machen durfte man nicht. Das mußte an der religiösen Kultur fressen, wie ein Wurm. Ja es hat zeitweilig der gesamten abendländischen Kultur etwas Frivoles, für uns geradezu Widerwärtiges gegeben, daß man als Christ das Griechentum verdammte und als Mensch mit ihm spielte. Die Stunde mußte kommen, wo abgerechnet wurde und das Weltgesetz der Wahrhaftigkeit, die allein besteht, ein Entweder — oder rief.

Sie kam im 18. Jahrhundert. Lessing, Goethe und ihre besten Zeitgenossen haben die zweite Renaissance eingeleitet, die sittlich weit über der ersten steht, weil sie Ernst machte mit dem Griechentum, dem Humanismus. Es war ein frevles Beginnen in den Augen derer, welche noch drin standen im Geist der Reformationszeit. Wie oft man unsere großen Dichter Heiden genannt hat und noch nennt, wissen auch die, welche nicht im Pietismus aufgewachsen sind. Wenn man heute etwa von den „letzten Stunden“ des christlichen Denkens

spricht, muß man ja nicht vergessen, daß vor reichlich hundert Jahren die Dinge für das Christentum viel schlimmer standen. Eine Schulstube an deren kahler Wand die Bilder von Wilhelm Tell und Heinr. Pestalozzi in kümmerlichen Lichtdrucken ein kaum beachtetes Dasein fristen, eignet sich tausendmal besser zur Erteilung des Unterrichts in der christlichen Religion, als die einstige Wirkungsstätte der Pädagogen Basedowscher Schule in Marschlins, an deren kürzlich erst verschwundenen Aula-Wänden allein die Weisen der Griechen aus ihren ovalen Nischen hervorguckten.

Und doch war's ein Glück, die erste Vorstufe zu einer modernen religiösen Kultur, daß damals in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Ernst gemacht wurde mit den Griechen, daß Lessing den Laokon, Goethe die Iphigenie und Schiller die Götter Griechenlands schrieb. Mag in der Popularisierung dieses Griechentums noch so viel Lächerliches mit untergelaufen sein, der Kern der Sache war, daß der Ernst dieser griechischen Kultur erfaßt wurde und zugleich für jeden Denkenden, der kein Fanatiker war, die Unmöglichkeit entstand, sie mit dem Namen „Heidentum" abzutun. Warum und mit welchem Recht sollte sie länger ausgeschlossen bleiben aus Gottes positivem Weltplan? Warum sollte in Platons Apologie des Socrates, in der straffen Wahrhaftigkeit der griechischen Kunst nicht eine Kraft stecken, die ebensogut Gottes ist, wie die irgend eines krausen protestantischen Andachtsbuchs des 17. Jahrhunderts? Aber sie waren doch nicht christlich — da hängts. Gewißlich, wir wollen diese großen Griechen nicht einmal zu Vorläufern Christi stempeln, wie mans etwa in Gnaden getan. Sie sind, was sie sind, Repräsentanten einer vorchristlichen Welt, aber Träger religiösen Geistes im Besten, was sie schufen. Es hat auch Geltung auf jene Zeit, daß wirkliche Kultur und Lebensbejahung nur möglich ist mit Gott.

Man erhebt Goethe in den Himmel und beweist damit eigentlich seine Unwissenheit. Wir betrachten Goethe willig als einen der Größten, die wir gehabt, aber doch nicht als einen Offenbarer einer Weltanschauung. Seine Wirkung auf den Laien ist bis heute gleich Null — ich rede hier nicht von seiner Bedeutung als Dichter. — Aber für den Suchenden hat er den Beweis geleistet, wie ernst das Griechentum ist, wie wenig ausgeschlossen das Zusammenfließen von griechischer und christlicher Kultur ist.

Wir eilen weiter. Das 18. Jahrhundert ging zu Ende, in Deutschland furchtbar unpolitisch in jeder Hinsicht. Aber man hatte seine Kraft ganz nach dem einen Ziel aufgebraucht, zu leisten, was drei volle Jahrhunderte nicht gekonnt: Ernst zu machen mit der Renaissance, dem Humanismus, dem Menschentum, ohne mit dem christlichen Denken aufzuräumen. Es kam 1800 und ein protestantischer Prediger, Schleiermacher, ein Schüler der alten Griechen wie wenige, schrieb seine hinreißende Verteidigung der Religion, die Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern, und Novalis, ein zweiter

Griechenschüler, sang seine innig frommen Lieder, die nie mehr aus unseren Gesangbüchern verschwinden werden. Die Zeit einer neuen religiösen Kultur war im Werden, einer Kultur, welche nicht mehr an dem Widerstreit von Griechentum und Christentum krankte und sich selbst untergrub.

Unterdessen aber waren noch andere Kräfte entfesselt worden. Wenn man genau zuschaut, ist zwar auch hier eben der Geist der alten griechischen Humanität die entfesselnde Macht. Aber diese Kräfte treten für sich gesondert auf, und für sich bestehend waren auch ihre Wirkungen.

Zuerst die Befreiung der Vernunft, die exakten Wissenschaften. Die Entdeckung des Copernicus, daß die Sonne stillsteht, war das Vorspiel gewesen. Es war ein Riß in die religiöse Kultur der Reformationszeit, aber es gelang noch, ihn für 200 Jahre zu verkleben. Dann kamen die französischen und englischen Forscher des 18. Jahrhunderts, mit ihnen Schlag auf Schlag Kenntnisse und Wissensbestandteile, die aufs schärfste mit der reformatorischen Kultur in Konflikt gerieten. Das Freidenkertum griff um sich, mit ihm eine Geringschätzung der Religion, aber auch arger kultureller Zerfall. Immerhin hat das Freidenkertum jener Tage noch ein gewisses Maß von imponierender Einheitlichkeit. Es kannte noch nicht die Kurzlebigkeit wissenschaftlicher Ergebnisse, die Religion schloß sich entweder dagegen ab und wurde kulturverneinend, oder sie löste sich auf in ein Quantum Moral, dem ein Gott in himmelweiter Ferne noch einen Rest von Autorität verlieh.

Da kam der große Ueberwinder des Freidenkertums, Kant, der deutsche Philosoph. Ihm war es vorbehalten, auf diesem Gebiet zu schaffen, was Goethe und Schiller auf einem andern vollbracht, den Weg zu zeigen, auf dem exaktes Forschen und religiöses Denken zusammengehen können. Er öffnete den Blick in die ungeheuren Weiten menschlichen Lebens, in denen die reine Vernunft niemals die Herrschaft antreten kann. Auch Kant war kein religiöser Offenbarer, so wenig wie Goethe, aber er hat den Weg gewiesen zu einer neuen religiösen Kultur, die nicht mit der Wissenschaft ewig um ihr Dasein kämpft, sondern souverän und im Gefühl ihrer Kraft jedwedes Ergebnis wissenschaftlicher Forschung sich zu eigen machen kann.

Allein es gibt keine geradlinige Entwicklung. Wenn wir heute auf eine religiöse Kultur hinarbeiten, müssen wir zurück auf Kant und Goethe. Und was zwischen ihnen liegt und uns, die vollen hundert Jahre? Haben sie denn nichts getan, die Menschheit weiterzubringen nach der Richtung, die wir hier verfolgen? Es wäre töricht, einfach Nein zu sagen. Sie haben uns unendlich bereichert, aber in den Prinzipien einer Einheitskultur nicht. Das Jahr 1800 bezeichnet kulturell einen Wendepunkt, der in seiner Bedeutung nicht hinter der Reformation zurücksteht. Aber es ist, als hätte sich damals die Zeit und die eigentliche Kultur für Augenblicke erschöpft, Augenblicke, wenn

wirs an der Ewigkeit messen. Es wurden Jahrzehnte daraus. Man könnte sagen: Es folgte nun eine Repetition all dessen, was vorher drei Jahrhunderte durchgemacht. Die Ursachen sind hauptsächlich im politischen Leben zu suchen. Ganz heftige politische Kämpfe sind der Kultur nie für den Augenblick förderlich gewesen, denn Kultur ist nicht Kampf, sondern Besitz. So durchaus unpolitisch im vulgären Sinn des Wortes Männer wie Goethe und Kant gewesen sind, so politisch wurde die Zeit, die ihrem Kulturwerk auf dem Fuße folgte. So kam die Reaktion und mit ihr die erneute Abwicklung des Fadens. Das aber führt uns auf die dritte Kraft, die es furchtbar schwer machte, zu einer religiösen Einheitskultur zu gelangen. Auch sie streckt ihre Wurzeln, genau genommen in den Humanismus, in die vorchristliche griechische Kultur. Wir meinen das Entstehen der Demokratie.

Aus dem Naturrecht war sie emporgestiegen, die französische Revolution hatte ihre Kräfte entfesselt. Er war teilweise die Schuld der Kirche, aber nicht sie allein, daß die reine Demokratie durchaus religionsfeindlich auftrat, ja bekanntlich zeitweilig von glühendem Haß gegen jede religiöse Reminiscenz erfüllt war. Sie konnte nicht anders. Sie hatte in der religiösen Kultur früherer Zeiten, mag sie nun katholisch oder protestantisch gewesen sein, so wenig Platz, wie Griechentum und exakte Forschung. Wohl gab es bereits im alten Katholizismus (Franz von Assisi) und im späteren Protestantismus (die englischen Puritaner, die Pietisten) sehr demokratische Strömungen. Aber sie waren dem politischen Geist fremd und haben auch nur vorübergehend die Politik beeinflußt.

Nun brach es los wie entfesselte Wogen, und nie seit den Tagen der römischen Kaiser hat die christliche Religion eine so furchtbare Anfeindung erfahren. Drum kamen nun auch die Zeiten, wo manch ein Wohlmeinender wähnte, in dem Maß die Religion zu beschützen, als er die Demokratie unterdrückte oder unterdrücken half. Das Unglück wollte es, daß diese erwachende Demokratie einen Mann auf den Schild erhob, der unter dem Vorwand der Völkerbefreiung Europa auf Jahre hinaus in Krieg und furchtbare Unruhe versetzte. Kein Wunder deshalb, daß mit Napoleons, dieses Mannes, Sturz alles in Mißkredit kam, was in irgendwelcher Weise mit der Demokratie wesens- und geburtsverwandt war. Nie hat es eine solche Reaktion gegeben wie in den Jahren 1815 bis 1848. Die Gegenreformation war nicht entfernt so reaktionär gewesen. Man wollte die Zeiten zwingen, sich zurück zu bewegen. Es kamen Tage, wo Goethe vergessen war, Kant vergessen, alles vergessen, was kurz zuvor eine neue Aera der Kultur und der religiösen Kultur eingeleitet hatte. Nichts hat schwerer darob gebüßt, als die Religion. Aus jenen Tagen stammt der Vorwurf, der noch heute auf sie drückt, daß sie eine vergangene Welt vertrete, daß sie alles verstehe, nur die Gegenwart nicht. Die haben ihn am lautesten erhoben, die am meisten unter dem ganzen reaktionären Treiben litten, die Vertreter des demokratischen Gedankens.

Und nach dem Gesetz, daß erlittene Unbill weiterwurmt, auch nachdem längst andere, weit bessere Verhältnisse eingetreten sind, ist bis heute das Mißtrauen der Demokratie gegen die Religion nicht ausgetilgt worden.

Es war eine gebrochene, zerfallende religiöse Kultur, die auf dem Boden der Reaktion wuchs. Was halfs, daß man mit Gepränge das Reformationsjubiläum anno 1817 und 1821 feierte, daß man alle guten Geister der Reformationszeit anrief, wo man die Gegenwart nicht mehr verstand, wohl auch mancherorts nicht verstehen wollte.

1848 kam, mit ihm die Demokratie in neuer Gestalt, nicht schwächer, aber tiefer wurzelnd. Und dann ihr Wachstum ins Ungeheure über die alten Formen hinaus infolge der industriellen Entwicklung, die Sozialdemokratie mit ihrem leider nur zu gerechtfertigten Haß gegen eine Religion, die ihr kein Verständnis und wenig guten Willen entgegentrug. Von religiöser Kultur konnte gar nicht mehr geredet werden. Umso machtloser stand man da, wie nun auch in fieberhaftem Wetteifer sämtliche Zweige der exakten Forschung nie geschaute Blüten trieben, wie Technik und Verkehr die Welt umkehrten, und die sozialen Fragen in nicht enden wollender Reihe aus der Tiefe stiegen. Ein kurzes Anhalten noch in den kriegerischen sechziger und siebziger Jahren und dann das namenlose Chaos, das wirrste Durcheinander menschlichen Geisteslebens, das vielleicht je vorgekommen ist. Eine tolle Jagd über die Felder alter religiöser Kulturen hinweg. Wer aber noch seine Religion sich wahrte, brach entweder in ein verdammendes Urteil aus über die gottentfremdende Weltentwicklung oder er hatte irgendwo an stiller Stätte noch seinen Blumengarten, wo er seine Seele labte; im Lärm des Tages, in der Gasse wußte er mit seinem Glauben wenig anzufangen. B. Hartmann.

(Schluß folgt.)

---

# Die Hauptrichtung des Lebens.

In seinen soeben erschienenen „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung" äußert sich Rudolf Eucken auch über Erziehung und Unterricht. Dieses Gebiet, bemerkt er, „wird mit besonderer Stärke von den Schwierigkeiten betroffen, welche der Mangel einer Hauptrichtung des Lebens und einer innern Ueberlegenheit gegen die Zeitoberfläche erzeugt."

Einen Augenblick macht uns dieser Satz betroffen, da wir von Hauptrichtungen des Lebens alle Tage mit großer Bestimmtheit schreiben sehen und sprechen hören. Die Bildung betonen die einen, das selbsteigene Schaffen die andern, das sittlich-religiöse Empfinden die dritten,

verleihe die wahre Lebensrichtung. Dieser sucht sie aus den individuellen Kräften, jener aus den sozialen Werten zu entwickeln.

Und soeben ist ein Werk erschienen, das hinsichtlich der Erziehung und des Unterrichts eine Hauptrichtung geltend macht, von der man wohl sagen darf, daß sie eine innere Ueberlegenheit gegen die Zeitoberfläche involviere. Wir meinen Dr. F. W. Foersters „Schule und Charakter*)," dessen Titel schon darauf hinweist, daß der Verfasser das Schwergewicht auf die Charaktererziehung legt. Und das Buch ist es wert, wieder und wieder gelesen zu werden; es bedeutet nicht bloß eine weitgehende Ergänzung seiner „Jugendlehre," es ist vielfach eine Art Bekenntnis der Stellungnahme des Autors zu den höchsten Fragen des Lebens. Und es wird andere zur Stellungnahme drängen.

Schon der erste Satz, daß keineswegs die gesellschaftliche Entwicklung den Charakter, sondern umgekehrt dieser die gesellschaftliche Entwicklung bestimme, fordert zum Nachdenken auf. Nicht minder das erste Kapitel, welches auf die Gefahren einseitiger Erziehung hinweist. Er verurteilt die moderne Intellektschule, die isolierte Kunsterziehung, die einseitig physische Pflege des Sportlebens. Ihnen allen macht er zur Grundbedingung echte Charakterbildung. Erst der Charakter, so führt er aus, ermöglicht durchgängig logisches Denken; er veredelt und verfeinert den Kunstgenuß; er weist die physischen Kräfte höhern Zielen zu. Ein durch Charakterstärke gefestigter Wille ist ungleich höher zu stellen als angehäuftes Wissen. Charakterbildung bedingt echte Gesittung, diese ein abgeklärtes Ethos. Denjenigen gegenüber, welche über das Ethos die Religion oder gar die Konfession stellen, gibt er zu bedenken, daß die Religion nicht durch die Moral ersetzt, vielmehr durch letztere unersetzlich werde.

So stellt denn Foerster Charakter und Charakterbildung ins Zentrum aller Schulbildung und schafft sich so eine breite, unerschütterliche Grundlage für die folgenden Auseinandersetzungen. Sie sind den Problemen des Gehorsams und der Disziplin gewidmet und gehören ohne Widerrede zu dem besten und feinsinnigsten, was über dieses Gebiet je geschrieben worden ist. Lehrer, Geistliche, Erzieher in jeder Gestalt werden die größte Förderung in ihrer Aufgabe verspüren, das Werk zu studieren und dutzend scharfsinnige Hinweise und Ratschläge zu beherzigen. So sehr man versucht wäre, kapitelweise den Inhalt wiederzugeben, man muß es unterlassen, schon aus Furcht, dem Zusammenhang durch eine abgebrochene Angabe zu schaden und die Zahl der Leser zu vermindern. Ein echter Erzieher, sagt Nietzsche, ist ein Befreier, und Foerster befreit in der Tat von vielfachen Irrtümern, Unklarheiten und der Verödung einseitiger Lebensführung.

Freut es uns also zu betonen, daß wir mit den Grundauffassungen Foersters bezüglich der Charakterbildung und Wertung völlig

---

*) Zürich 1907, Verlag von Schultheß & Cie. Preis Fr. 3. 80.

einig gehen, so möchten wir doch einige Einwendungen und kritische Bemerkungen bei dieser Gelegenheit nicht ganz unterdrücken.

Wir halten es, um damit zu beginnen, nicht für zulässig, Seele und Leib in gegensätzlichem Sinne allzu scharf auseinander zu halten, da eines ohne das andere, so lange wir von Erziehung reden, nicht zu denken ist. Desgleichen ist zu vermeiden, das Ethos den physischen Lebenskräften, dem Intellekt, der Phantasie gegenüberzustellen oder gar das eine dem andern Moment unterzuordnen. Die eine Veranlagung ist nicht mehr- oder minderwertig als die andere; vielmehr ist jede anderswertig und läßt eine direkte Vergleichung schwerlich zu. Ferner scheint es uns, Foerster äußert sich allerdings nicht mit Bestimmtheit darüber, daß er den Wert des Spieles, der Handfertigkeiten, des Experimentes, der Beobachtungen, gerade in Hinsicht auf die Charakterbildung nicht hoch genug anschlage. Desgleichen halten wir dafür, daß das Beispiel des Erziehers, das nachahmungswürdige Beispiel in die Charakterförderung der Jugend bestimmend eingreife.

Ueber zwei weitere Punkte fürchten wir, wird man sich schwerlich verständigen. Einmal über die Wertung der Askese für das Leben. Uns scheint ein weitgehendes Bedürfnis nach Askese nicht auf Charakterstärke, sondern auf einen Zweifel in die Charakterstärke hinzudeuten. Wohin sie führt, hat uns H. v. Eicken in seinem Werk: „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung“ trefflich dargestellt. Und wie sich, um das eine zu berühren, eine ausgeprägte Neigung zur Askese mit künstlerischem Schaffen befreunden soll, ist uns unvorstellbar. Man studiere diesbezüglich die Bestrebungen des Puritanismus.

Der andere Punkt berührt die Herauskehrung des Autoritativen. Hier wird behauptet, nur das monarchische Prinzip in Erziehung und Schulung führe zu Charakterbildung; andere, und mit ihnen Foerster, neigen zum demokratischen Prinzip. Er weist es sogar (pag. 191) von der Hand, mit sich selber in Widerspruch zu geraten, wenn er gelegentlich die autoritativen Erziehungsmittel schärfer herauskehrt. Jedenfalls wird der verehrte Verfasser zugeben, daß hierin jede Einseitigkeit von Uebel ist. Auch die Schulen des Jesuitenordens und jegliche Drillmethode schwören auf das Autoritative. Mit diesen sich in der Schulung des Charakters zu verassocieren, wäre weder förderlich noch wünschbar.

Die gefallenen Bemerkungen, seien sie zustimmender oder kritischer Art, mögen dem Verfasser den Beweis liefern, mit welch hohem Interesse wir seinen Auseinandersetzungen gefolgt sind. Mögen seine Bestrebungen jener Hauptrichtung des Lebens, von der wir anfänglich sprachen, die Wege bahnen und den Erziehern die Aufgabe, diese Wege zu gehen, erleichtern. Hagmann.

# Ueber Patriotismus.

Bumm! Bumm! — Morgens um sechs Uhr! Was ist denn los? Ach, wieder ein Tag des Patriotismus. Der erste August ist kaum vorbei, nun das St. Jakobsfest — bumm, bumm, bumm — fünf-, zehnmal — sie werden zweiundzwanzigmal schießen — also zweiundzwanzig — aber nein, vorwärts geht's, dreißigmal, fünfzigmal — sie werden denken, je größer die Zahl der Kanonenschüsse, desto größer der Patriotismus — bumm, bumm! Wie dieses Bumm charakteristisch ist. Der Patriotismus, der gegenwärtig im lieben Schweizerlande im Schwunge geht, ist leider zum guten Teil Knallpatriotismus — bumm, bumm! — — — — — — — — — —

Ich habe das Wort Patriotismus schon lange nicht mehr so oft gelesen, wie diesen Sommer. Warum denn eigentlich diese Schwärme von patriotischen Zeitungsartikeln, diese Beschwörung und Entfesselung des vaterländischen Gemütersturmes, diese Hochflut nationaler Phrasen, die von allen Tribünen strömt? Ist denn das Vaterland in schwerer Gefahr? Steht ein Krieg vor der Tür? Sind wir in der Ehre schwer gekränkt worden? Dann begriffe ich's wohl. Nichts von alledem! „Du vergissest ja die Militärorganisation.“ Ach ja, die Militärorganisation! Ein recht wichtiges Werk! Ich verstehe, daß sie namentlich den Militärs am Herzen liegt und werde wahrscheinlich auch dafür stimmen. Aber steht dieser betäubende patriotische Lärm in richtigem Verhältnis zu dieser Ursache?

Aber der patriotische Rausch hat ja zur Abwechslung auch die andern Völker befallen. Es ist auf den ersten Blick fast rätselhaft, daß in einem Zeitalter, wo die internationalen Beziehungen jeder Art so reißend zunehmen, der Geist des Nationalismus, ja Chauvinismus in gleichem Maße wächst. Ich stehe nicht an, diese Erscheinung, die zum Teil ja eine berechtigte Reaktion gegen kosmopolitische Verflachung sein mag, zum größeren Teil auf Rechnung der religiösen Verarmung der Völker zu setzen. Der Patriotismus tritt an Stelle der Religion und erzeugt bis zu einem gewissen Grade auch die Wirkungen einer Religion. In Frankreich liegt das offen zu Tage. Dort soll der Kultus des Vaterlandes in den Schulen hauptsächlich den Religionsunterricht ersetzen. Herr Chauvin tritt an Stelle der Maria und aller Heiligen. Fast noch bezeichnender ist die Entwicklung in Japan. Dort ist, wie Kenner des Volkes uns berichten, in den letzten Jahrzehnten geradezu eine neue Religion geschaffen worden, das Buschido, das nichts anderes ist als eine Religion des Patriotismus. Dieses Buschido wird unter anderm Namen auch unter den „christlichen“ Völkern gelehrt und geübt. Wir wollen uns diese neue Religion, die im Schweizerland nun auch immer eifriger propagiert wird, ein wenig genauer ansehen.

I.

Man erlaube mir, mit der Kritik dessen zu beginnen, was sich gegenwärtig so laut als Patriotismus geberdet und dann zu fragen, was für ein Recht doch in ihm liegen mag.

Woher mag wohl das Wort stammen? Es ist ein Fremdwort — das sei zunächst festgestellt. Unseres Wissens ist es von Frankreich her zu uns gekommen und zwar im Gefolge der französischen Revolution. Dieser Ursprung ist bezeichnend. Es erinnert, wie die ganze Periode, deren Kind es ist und deren Leistungen wir im übrigen keineswegs verkennen, doch ein wenig an Pose und Phrase, es mahnt an Festreden, Fahnenweihen, Verbrüderungen beim Vaterlandsgelage, „Rufst du, mein Vaterland" und „Von ferne sei herzlich gegrüßet." Die vierziger Jahre waren bei uns die erfreulichste Zeit dieses schweizerischen Patriotismus. Gottfried Keller ist sein Sänger, das „Fähnlein der sieben Aufrechten" seine klassische Verkörperung, die Sänger-, Schützen- und Turnfeste seine großen Kulttage. Wie sehr es sich um ein Produkt der neuern Zeit handelt, wird uns sofort klar, wenn wir uns die Frage vorlegen: „Waren die alten Schweizer Patrioten?" Ein Patriot ist der begeisterte Staatsbürger, ein Schweizer Patriot der Mann mit dem weißen Kreuz im roten Feld vor Augen, dessen Ideale Tell und die drei Eidgenossen sind. Das sind so die Vorstellungen, die das Wort, wie es landläufig gebraucht wird, erweckt.

Was ist von diesem geistigen Gebilde zu halten? Welchen ethischen oder politischen Wert besitzt es?

Ich kann in unserm gewöhnlichen Patriotismus keine besondere sittliche Leistung erblicken, eher das Gegenteil. So ungern man es hören mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß er seine Wurzeln zum guten Teil in der Eitelkeit hat. Man ist überzeugt, daß das eigene Volk das freieste oder mächtigste oder kultivierteste sei und wer davon am meisten durchdrungen ist, gilt als der beste Patriot. Scharfe Kritik des eigenen Volkes, auch wenn sie noch so berechtigt und nötig ist, wird nie als Patriotismus gerühmt. Dieser ist Freude an den Tugenden des nationalen Gesamt-Ich, von dem man ein Teil ist. Diese Freude an sich selbst hat ja auch ein gewisses Recht, sie ist aber dem Menschen so natürlich und hängt so sehr auch mit seinen Schwächen zusammen, daß es doch eigentümlich wäre, wenn wir sie als eine Haupttugend einschätzen wollten. Es wird vielmehr eine sittliche Aufgabe sein, über diese naive Selbstgefälligkeit hinauszukommen. Das kann uns eine Analogie klar machen. Es gibt eine Freude an der eigenen Familie, eine naive Ueberzeugung von ihren Vorzügen, die wir etwa Familiensinn nennen. Wir mögen diese Freude jedermann gönnen, halten sie aber nicht für eine besondere Tugend, sind vielmehr eher geneigt, darin die Gefahr des Familienhochmutes und der bornierten Abschließung gegen andere zu sehen. Ebensowenig ist die Freude an der eigenen Volksfamilie etwas sittlich besonders Großes, vielmehr

liegt hier die Gefahr des nationalen Egoismus erst recht nahe und wird zu einem der schlimmsten Hemmnisse einer menschlich-ethischen Kultur. Tatsächlich liegt an der Wurzel des Nationalsinns mehr oder weniger bewußt immer auch Geringschätzung, Verachtung, ja Haß anderer Völker. Wenn der Grieche den Barbaren verachtet, der Chinese den Europäer, so ist das nicht schlimmer, als wenn der Engländer oder der Deutsche meint, sein Volk sei von Gott zur politischen oder geistigen Weltherrschaft berufen. Das ist der Nationalismus, die modernste Form des Patriotismus der um die Herrschaft, sei's über die Welt, sei's über ein einzelnes Reich, ringenden Völker. In seinem Namen werden die Greuel der Kolonialpolitik gerechtfertigt. Auch Frenssen in seinem neuesten, im übrigen sehr schönen Buche*) kommt schließlich doch auf dieses Resultat hinaus: „Wir Deutschen müssen nun doch einmal groß werden, es ist Gottes Wille — dieses Ziel rechtfertigt die Ausrottung des ganzen Hererovolkes." Diese dünkelhafte nationale Selbstsucht, die unsere Welt mit Streit und Rohheit erfüllt, sollen wir noch als ein besonders edles sittliches Gut preisen?

Aber nicht nur der ethische, sondern auch der politische Wert dieses Patriotismus scheint mir sehr fraglich, mindestens in der Form, wie er jetzt bei uns und anderwärts gepflegt, fast hätte ich gesagt, gezüchtet wird. Ja, er führt direkt zu Trug und Verblendung und damit zu einer Katastrophe. Er erhält nicht bloß unser Volk — ich denke jetzt an die Schweiz — in dem Aberglauben, als ob wir das fortgeschrittenste der Völker wären und hindert damit alle Selbstkritik und Umkehr, er erzeugt und erhält auch eine schlimme Oberflächlichkeit des Urteils. Wenn man unsere Zeitungen liest und unsere Festreden hört, möchte man meinen, der Patriotismus bestehe darin, daß man für die neue Militärorganisation stimme, am 1. August wacker mitlärme und in seinem Verein alle Wochen ein paar Vaterlandslieder singe. Eine bequeme Sache, dieser Patriotismus! Man tut, als ob die Annahme dieser Militärorganisation für die Schweiz geradezu die Rettung und ihre Verwerfung die schwerste der Gefahren bedeute. Nun, ich wiederhole, die Militärorganisation mag ganz gut sein, aber der Bestand und die Wohlfahrt unseres Vaterlandes hängen doch von anderen Dingen ab. Unsere großen Gefahren sind neben dem bornierten Eigendünkel der allzusehr bloß auf den Erwerb gerichtete Sinn, der Mangel an Ideen und Idealen, an Weitblick, echter Bildung, Verständnis der Zeit und sittlichem Pathos in unseren leitenden Kreisen; die Verflachung und Verwilderung; die moralische Feigheit; die Trunksucht; die geschlechtlichen Laster. Wo hört man in den „patriotischen" Betrachtungen ein Wort gegen diese Volksfeinde? Wer wagt es z. B. auf eine der allerschlimmsten Gefahren für unser Volkstum aufmerksam zu machen, den Fremdendienst, gewöhnlich Fremdenverkehr genannt, der unser Volk mehr entnationalisiert, erniedrigt und

*) **Peter Moors Fahrt nach Südwest.**

korrumpiert als irgend etwas sonst? Was haben, verglichen mit dieser Gefahr, die paar Dutzend „Antimilitaristen“ zu bedeuten? Aber es ist billiger, durch Schimpfen über diese sich patriotische Lorbeeren zu holen, als dadurch, daß man sich das Hotel- und Alkoholkapital zu Feinden macht.

Man begreift nun vielleicht, wie Menschen, die in die wirkliche Not unseres Volkes hineinsehen, dieses patriotische Getue als Schwindel erscheint. Man liest diese Reden von eidgenössischem Brudersinn, Opferwilligkeit, Sorge für die Schwachen, diese Berichte über vaterländischen Gemütersturm und sieht sich dann die Leute an, wenn sie wieder daheim sind, erfährt jeden Tag, was von ihnen zu erwarten ist, wo es ernst gilt und wird von Eckel erfaßt. Unwillkürlich denkt der Geschichtskundige an die Leistungen, die dieser Patriotismus in vergangenen Tagen vollbracht hat. Am 25. Januar 1798 versammelten sich die Abgeordneten sämtlicher eidgenössischen Orte auf dem Schützenplatz zu Aarau, unter Glockengeläute und Kanonendonner und dem Zulauf gewaltiger Volksmassen. Man beschwor den alten Bruderbund der Eidgenossen von neuem, zitierte die Geister des Grütli, gelobte sich treues Zusammenstehen (das „Einer für Alle, Alle für Einen“ in damaliger Sprache), ein Sturm patriotischer Begeisterung riß die Herzen fort — und im März zogen die Franzosen ein, die „Brüder“ ließen sich schmählich im Stiche, die Wahrheit trat an Stelle der Phrase und die alte Eidgenossenschaft ging unter.

Die Art, wie wir jetzt in Patriotismus machen, ist tief unwahr. Man bläst in die nationale Posaune, daß dem Bürger die Ohren gellen, aber es steckt nicht der rechte Ernst dahinter. Der Verdacht steigt in vielen auf — ich habe das schon an anderer Stelle angedeutet — daß man auf den Sack schlage und den Esel meine, d. h., daß man tue, als ob es sich um die Militärorganisation handle, während man eigentlich der Sozialdemokratie einen Schlag versetzen will. Das wäre aber Mißbrauch des Vaterlandes zu Gunsten von Parteiinteressen. Ich fürchte, die Folge werde sein, daß man das patriotische Gerede nicht mehr ernst nehme. Die Arbeiterschaft, die offen oder versteckt als vaterlandsfeindlich hingestellt wird, wird dadurch jedenfalls nicht patriotischer. Es ist ganz die gleiche Sache, wie wenn auf dem religiösen Gebiete eine Partei der andern den rechten Glauben abspricht. Man entleidet den Leuten durch das patriotische Tamtam noch das Vaterland.

Aber die Gefahr ist fast noch größer, wenn die jetzige nationale Agitation ernst genommen wird. Man befindet sich in einem verhängnisvollen psychologischen Irrtum, wenn man meint, je mehr und je kräftiger man auf dem Instrument des nationalen Gefühls spiele, desto stärker werde der Patriotismus. Es ist eine sehr große Gefahr, wenn man die höchsten und stärksten Gefühle ohne Not aufruft, anreizt und verbraucht. Sie sind dann nicht mehr da, wenn man sie dringend nötig hätte.

Ich fürchte, daß wir dahin treiben. Wir verpuffen das bischen Idealismus, das wir an schweren Tagen brauchten, in Festbegeisterung und Phrase. Wir spannen den Bogen zu oft, ohne daß geschossen werden soll. Wenn einmal furchtbarer Ernst da ist, könnte die dadurch schlaff gewordene Sehne leicht versagen. Dann erhebt die Wahrheit ihr Gesicht. Wir werden wahrscheinlich diese Erfahrung machen.

## II.

„Wie denn — sollen wir zu den vaterlandslosen Gesellen gehen, wenn es doch mit dem Patriotismus nichts ist?“

Nun, halte es damit jeder, wie er will und mag. Ich für meinen Teil lasse mir mein Verhältnis zum Vaterland so wenig durch eine patriotische Orthodoxie zensurieren, wie mein Verhältnis zu Gott durch eine kirchliche, sondern erlaube mir, auf meine Weise das Land und Volk, in das ich hineingestellt, aus dem ich vielmehr herausgewachsen bin, zu lieben.

Denn es handelt sich für uns nicht darum, das Verhältnis eines Menschen zu Volk und Vaterland zu entwerten. Auch wir erblicken an dieser Stelle sittliche Güter und Pflichten. Es gilt bloß, sie aus der Verflachung und Entstellung, die sie durch den modernen Patriotismus erfahren haben, zu befreien. Der verwüstete Brunnen muß gereinigt und tiefer gegraben werden und die Quelle wird frischer und heller fließen als je zuvor.

Ich möchte zunächst vorschlagen, für das Gute und Berechtigte, das im Patriotismus liegt, ein anderes Wort zu brauchen, ein deutsches Wort. Wir haben ja eines, ein gutes, trautes Wort, es heißt: Heimatsliebe. Wie viel einfacher und doch viel tiefer und vor allem viel echter das tönt! Während aus dem einen Wort Böllerschüsse dröhnen, Festpokale klingen und Festlärm braust, läuten aus dem andern die Glocken der Heimat; während jenes in bengalischem Feuer erglänzt, so dieses im Sonnenschein Gottes, der über den Wäldern und Alpenweiden liegt.

Diese Heimatsliebe nun ist ein unverlierbares Gefühl. Es besitzt die Selbstverständlichkeit aller einfachsten Regungen der menschlichen Seele. Wir können gar nicht anders, als die Stätte lieben, da unsere Wiege stand, das Dörfchen oder die städtische Straße, die unsere Kinderspiele sah, Fluß, Berg, Wald, Platz, um die unsere kindlichen Phantasien flogen, an denen uns das Bild dieser wunderbaren geheimnisvollen Welt allmählich aufging, und nicht zum wenigsten auch die Menschen, mit denen wir aufgewachsen sind, deren Art und Sitte die unsrigen sind, die wir unmittelbar verstehen und deren Fehler wir weniger empfinden, weil sie auch unsere eigenen sind. Diese Gefühle sind genau so allgemein, so unausrottbar und so heilig, wie die Liebe des Kindes zu Vater und Mutter, die Freude des Bräuti-

gams am Antlitz seiner Braut. Man braucht keine Angst zu haben, daß sie je aussterben könnten.

Damit ist aber auch schon gesagt, wie diese Gefühle gepflegt werden sollen. Ich fühle mich fast versucht zu sagen: Am besten ist es, ihr pfleget sie gar nicht. Sie wachsen am gesundesten ungepflegt und unbeschrieen, wie die Alpenrose wächst und die Wiesenblume draußen im Tale. Jedenfalls werden sie durch Begießen mit Festchampagner nicht gefördert. Wenn ihr aber doch etwas für die Pflege und Mehrung wahrer Heimatsliebe tun wollet, so liegen die Mittel auf der Hand: Sorget dafür, daß es allen Kindern unseres Volkes in unserem Vaterlande recht wohl sei, am Leibe und vor allem an der Seele. Schaffet Gerechtigkeit, fröhliche Arbeit, weises und in bestem Sinne populäres Regiment, wirkliche Brüderlichkeit an Stelle der tiefen Abgründe, die Kultur, Religion und vor allem das Geld zwischen den verschiedenen Volkskreisen geöffnet haben. Schaffet eine heimische Kultur, die sich von Volkslied und Volkstracht, Bauart und Schmuck des Bauern- und Arbeiterhauses bis zu einer gesunden, bodenständigen Erziehung erstreckt und stärket dem Schweizer den Rücken gegen fremdes Geld und fremde Anmaßung. Aus diesem Boden wird der nationale Sinn ganz von selber erwachsen, desto gesünder, je weniger ihr davon ein Wesen macht.

Das ist allein auch der Weg zum Herzen der sozialistischen Arbeiterschaft. Mit Schimpfen und Verleumden (denn die Anklage auf mangelnde Vaterlandsliebe ist eine Verleumdung!) macht ihr sie sicher nicht patriotischer. Ihr müßt ihr das eigene Volk, das Vaterland lieb machen. Es ist nun einmal eine Wahrheit in dem Worte, daß der Proletarier kein Vaterland habe, man mag dagegen sagen, was man will. Was helfen dem Arbeiter alle schönen Volksrechte, wenn er in der Arbeit, mit Naumann zu reden, nicht Bürger, sondern Untertan ist, wie soll er ein Vaterland lieben, in dem er, namentlich wenn er eine Anzahl Kinder hat, nur mit Mühe eine schlechte Wohnung bekommen kann? Diese Kinder, wenn es Knaben sind, sollen später das Vaterland mit Begeisterung verteidigen, das den Eltern kaum ein Plätzchen bot, darauf ihre Wiege zu stellen! Schaffet dem Arbeiter eine Heimat in seiner Arbeit und in seiner Wohnung, gebet ihm freudigen Anteil an heimischer Kultur, schaffet soziale Gerechtigkeit und ihr werdet keine Bürger haben, die ihr Vaterland mehr lieben als der Arbeiter. Der kleine Mann liebt im Grunde die Heimat mehr als die Besitzenden und Gebildeten, denn er hängt von Natur viel mehr an der Scholle — *wenn er eine solche hat!* Ich wiederhole: es ist eine Torheit und eine Verleumdung, ihm das Heimatgefühl abzusprechen. Fraget vielmehr, wie es kommen konnte, daß eure patriotischen Reden ihn nicht mehr rühren und schaffet dann Hilfe. Aber freilich — Festphrasen sind billiger.

Um ein echt sittlicher Wert zu werden, bedarf aber diese natürliche Vaterlandsliebe allerdings einer *ethischen Vertiefung*. Sie muß aus

einem Genuß zu einer Aufgabe werden. An Stelle der naiven Selbstgefälligkeit, die sich im Spiegel beschaut und im Rühmen der Vorzüge des eigenen Volkes sich groß vorkommt, muß treten das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Volksganze, die Selbstkritik, das Opfer — das wirkliche, nicht das Phrasenopfer —, das Dieneu. Das alles heißt aber im Wesentlichen Leiden. Davon reden unsere Patrioten wenig und doch liegt hier allein der sittliche Wert, den der „Patriotismus" haben könnte. Für sein Volk schaffen, seine Leiden, seine Sünden als eigene Last auf dem Herzen tragen, ihm die Wahrheit sagen und von ihm verkannt und verlästert wereen — wer das kann, der ist ein „Patriot". Vielleicht wird man ihn dann einen Verräter nennen wie Jeremias. Aber nur soviel als davon in einem Volke lebt, gibt es darin sittlich wertvolle Heimatsliebe.

## III.

Von diesem Punkte aus möge es uns erlaubt sein, noch ein wenig in die Weite zu schauen, auch wenn wir für diesmal nicht lange bei dem uns dort gebotenen Ausblick verweilen dürfen. Wir möchten unseren Gegenstand in das Licht der höchsten Gesichtspunkte rücken. Wie verhalten sich Christentum und Heimatsliebe zu einander?

Wir haben vom heutigen Nationalismus gesagt, er sei eine Art Religion geworden. Das war an jener Stelle mehr ein Bild und Gleichnis. Aber wenn wir tiefer graben, entdecken wir, daß es mehr als das ist. Er ist tatsächlich ein Bestandteil einer Religion und zwar der Religionsform, die wir Heidentum nennen. Es gehört zum Wesen des Heidentums, daß das Volk sich identisch fühlt mit seinem Gott. Die heidnischen Götter sind Volksgötter. Sie sind an ihr Volk gebunden und das Volk an sie. Der Gott ist verloren, wenn sein Volk untergeht nnd umgekehrt. Wuotan kann nur existieren, so lange es Germanen, Zeus, so lange es Griechen, Jupiter Capitolinus, so lange es Römer gibt und diese Völker nur so lange ihre Götter leben. Der Gott schützt sein Volk, kämpft mit ihm und führt es gegen andere Götter und Völker, siegt oder unterliegt mit ihm, das Volk ehrt ihn dafür durch Tempel und Opfer und damit ist die Feindschaft gegen andere Völker von selbst gegeben. Auch schlummert in diesem Verhältnis immer der Anspruch auf Weltherrschaft; wenn er auch nur in den größeren Völkern sich voll auswächst, so hält doch jedes im Grunde sich für das auserwählte Volk und sein Land für das Reich der Mitte. Am stärksten ausgeprägt hat diese Vermischung von Volkstum und Religion sich auf abendländischem Boden in der göttlichen Verehrung, die die römischen Kaiser empfingen. Aber dieses Heidentum lebt, wie manches andere, noch unter uns fort; ein großer Teil unseres Patriotismus, Nationalismus, Chauvinismus ist einfach aus dieser Wurzel entsprungen. Darum enthalten sie auch alle Wirkungen der heidnischen Religion: Hingabe, Berauschung, Fanatismus, hohes Selbst-

bewußtsein, Grausamkeit und Wahn, darum stoßen wir hier auf ein Stück Mystik.

Das Christentum hat den Kampf mit dem Heidentum aufgenommen. Schon die Propheten (wie auch ein Teil des edleren Heidentums) hatten damit begonnen. Während der Jahve (Jehovah) des älteren Israel auch ein Volksgott gewesen zu sein scheint, der mit seinem Volke völlig verwachsen war, so ging in den großen Wendungen und Katastrophen der Geschichte den Propheten zuerst die Erkenntnis auf, daß Israel nur dann „sein Volk" ist, wenn es ihm in sittlichem Gehorsam dient. Das Wort des letzten der israelitischen Propheten: „Bringet nun rechte Früchte der Buße und fanget nicht an zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater; denn ich sage euch, daß Gott aus diesen Steinen Kinder Abrahams erwecken kann," bezeichnet am besten dieses Herauswachsen der Religion des sittlichen Monotheismus über das naturhafte Verwachsensein von Volk und Gottheit. Jesus hat diese Entwicklung vollendet. Es ist klar, daß der Vater im Himmel nicht ein Volk, eine Rasse mehr lieben kann als andere. So hat, im Gegensatz zu den judenchristlichen Aposteln, Paulus Jesus verstanden. Das Christentum war darin dem Evangelium treu, daß es von Anfang an sich seines *internationalen* Charakters bewußt war. Dieses Bewußtsein ist ihm nie ganz verloren gegangen, es ist besonders ein Verdienst der katholischen Kirche, es treu gehütet zu haben. Sogar im Ultramontanismus liegt noch etwas von dieser Wahrheit. Das Evangelium geht in gewissem Sinne sogar *gegen* Vaterland und Nationalität. Denn es will die Menschen, wie von allen natürlichen Ketten und Engigkeiten, so auch von den nationalen befreien; es setzt geistige, sittliche Ziele an Stelle der natürlichen und sein oberstes Ziel, die Gotteskindschaft, liegt weit über allen nationalen Pflichten und Begrenzungen hinaus. Aller Nationalismus, wir sagen es nun noch einmal, ist Rückfall ins Heidentum. Wenn Pfarrer ihm in ihren Predigten huldigen, so sind sie in diesem Augenblicke heidnische Priester, nicht Verkündiger des Evangeliums. Es besteht gerade gegenwärtig, durch Naumann angeregt, unter einem Teil der Theologen Deutschlands eine solche nationalistische Strömung. Es will mir oft fast scheinen, als ob ihnen zuerst der Deutsche käme und dann erst, und zwar ein ziemliches Stück nachher, der Christ. Ihrem „deutschen Gott" muß die Welt gehören und gehe es durch Blut und Gewalt. Diese Theologen werden begreifen, daß wir ihren „deutschen Gott" nicht als den Vatergott Jesu Christi gelten lassen können, sondern höchstens als einen getauften Wuotan. Unser Gott ist in gleicher Weise aller Menschen Vater.

Das Christentum ist im besten Sinne international. Darum sollte ein Christ auch das internationale Moment im Sozialismus begreifen und billigen und nicht gar noch im Namen Jesu dagegen zu Felde ziehen, auch wenn dieses Moment von ihm ein wenig übertrieben werden sollte. Als Jünger Jesu stehen wir hierin ganz auf der Seite

der Sozialdemokratie. Die ganze Entwicklung der neuen Zeit zur Solidarität der Menschheit hin ist gar nichts anderes als eine Entfaltung prophetischer und evangelischer Gedanken.

Der Mensch und die Menschheit stehen über dem Patrioten und dem Volk. Das muß in unsere von nationalem Dünkel berauschte Welt hell hineingerufen werden. Damit ist nun aber nicht gesagt, daß Welt und Vaterland nichts gelten sollen. Volkstum, Vaterland, Rasseneigentümlichkeit gehören zur Natur. Diese ist von Gott geschaffen und soll in seinem Namen nicht zerstört, sondern durch den Geist gebändigt und erhöht werden. Das scheint mir der Geist des Evangeliums zu sein. Es fordert nirgends Uniformität, Schablone, sondern freut sich aller individuellen Eigentümlichkeit. So will es auch keinen „Völkerbrei“, sondern freut sich des Schöpfungsreichtums, der sich in mannigfaltigen Volkseigentümlichkeiten entfaltet. Wie es der Vaterlandsliebe keinen Eintrag tut, wenn einer auch sein Heimatdorf, seinen Heimatkanton, seine Familie liebt, so auch der Menschheitsliebe nicht, wenn einer sein Vaterland liebt. Im Gegenteil: der rechte Dienst an der Menschheit wird vielleicht gerade im eigenen Volk und an ihm gelernt werden müssen. Und umgekehrt wird ein Volk gerade dann am stärksten und schönsten seine Volkspersönlichkeit entwickeln, wenn es sich entschlossen in den Dienst des menschheitlichen Ideals stellt. Das ließe sich aus der Geschichte reichlich beweisen. Israel ist groß geworden durch die menschheitlichen Gedanken seiner Propheten, England durch seinen religiösen Kampf des 17. Jahrhunderts, Deutschland durch die Reformation und seine idealistische, kosmopolitisch geartete klassische Dichtung und Philosophie, Frankreich durch die Ideen der Revolution. Es verhält sich damit wie im individuellen Leben. Je mehr einer über seine „Persönlichkeit“ nachdenkt, redet, sie mit Bewußtsein pflegt, sie vielleicht „ausleben“ will, desto weniger wird er eine Persönlichkeit; er wird es aber, wenn er sich im Dienste einer schwierigen und wertvollen Sache vergißt. In Kunst, Moral, Religion kommt nichts Gutes heraus, wenn man sie bloß um ihrer selbst willen, als art pourt l'art treibt; sie werden groß an großen Aufgaben. Genau so verhält es sich mit den Nationen. Je weniger sie den Nationalismus pflegen und dafür zu geistigen, sittlichen Höhen aufstreben, desto mehr werden sie auch als Nation sein. Es gilt auch hier: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“

*　　*
*

Fassen wir das Gesagte zusammen: Was wir fordern ist gleichsam eine neue Form des Patriotismus (das Wort möge uns nun einen Augenblick gestattet sein!). Dieser neue Patriotismus gründet sich nicht auf nationale Selbstsucht und Eigenliebe, auf ein mystisches Gefühl von einem besonderen Erwähltsein des eigenen Volkes, sondern einer-

seits auf die natürliche Heimatsliebe, andererseits auf das Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft, in die man nun einmal (durch Gottes Willen) hineingestellt ist. Alle Verachtung fremder Völker muß gründlich ausgeschieden werden, an ihre Stelle vielmehr die Liebe zu jeder fremden Volksart treten und der Eifer, von andern zu lernen. Wenn ich das Wort „christlich" gern brauchte, so würde ich sagen: es soll an Stelle des heidnischen ein christlicher Patriotismus treten. Aus dem Heidentum müssen wir heraus — ob wirs nun im Namen des Christentums oder des Menschentums tun, ist gleichgiltig. Volk und Vaterland sind dann nicht mehr ein Zeughaus für den Kampf mit andern Völkern, sondern eine größere Familie, in der wir lernen, Gott und den Menschen dienen und in der wir uns freudig mit den andern Volksfamilien zusammenschließen zu der Gemeinschaft der Menschheit oder, evangelisch gesprochen, des Gottesreiches. In diesem Sinne wollen wir, wenns sein muß auf „unpatriotische" Weise, das Vaterland lieben und ihm dienen. L. Ragaz.

---

# Kurse zur Einführung in weibliche Hilfsarbeit für soziale Aufgaben.

Niemand, der sich mit sozialen Fragen beschäftigt, kann von den wirtschaftlichen Verhältnissen, unter denen wir leben, befriedigt sein. Wir wissen, daß sie sich ändern müssen und werden. Aber der verheerende Klassen- und Bruderkampf wird nie den Sieg bringen über Selbstsucht und Ungerechtigkeit, er gründet sich auf das Fundament des Hasses, welches das gute Werk zerstören muß und die Menschen zerstört, welche ihre Seelen darin verankern. Dies sollten wir bei aller Begeisterung für Reformen nicht übersehen. Es kann deshalb nicht unser Bestreben sein, die Kluft vertiefen zu helfen, welche unser Volk entzweit, sondern Brücken zu bauen, die — soweit dies noch möglich ist — zum Verständnis führen sollen. Ich glaube, daß wir der Zukunft besser dienen, wenn wir in allen Schichten der Gesellschaft diejenigen Kräfte und Eigenschaften pflegen und stärken, welche das neue, bessere, aufbauen sollen, anstatt derer, welche das bestehende, schlechtere, umstürzen.

Die Kurse zur Einführung in weibliche Hilfstätigkeit für soziale Aufgaben sollen ihr kleines Teil dazu beitragen, das Gefühl der persönlichen Verantwortung zu wecken für die anvertrauten Güter an Bildung, an Zeit und an Mitteln, welche wenigstens da rechtmäßiger Besitz Einzelner sind, wo sie freiwillig geteilt werden. Die Kurse sollen den Teilnehmerinnen einen Einblick gewähren in die Sorgen und Lasten, unter denen andere kämpfen und leiden und den Wunsch,

zu helfen, in ihnen rege werden lassen. Vielleicht werden sie die eine oder andere erst den Wert des Lebens erkennen lehren. Der schon vorhandene gute Wille aber muß so gebildet werden, daß er seine Träger zu wirklich nutzbringender Tätigkeit führt. (Vergl. auch die Ausführungen von Frl. Mentona Moser in Nr. 3 der „Neue Wege“.)

Die Kurse sind in erster Linie für solche Mädchen und Frauen bestimmt, welche frei über ihre Zeit verfügen können und freiwillige soziale Hilfsarbeit übernehmen wollen. Doch soll der Weg auch denen offen stehen, welche für ihre Mühe auf eine Entschädigung angewiesen sind. Die Mitarbeit von Berufsschülerinnen wird der Sache nur förderlich sein. Schließlich werden auch solche Teilnehmerinnen zugelassen, welche sich einstweilen nur in ihrer eigenen Familie betätigen wollen.

Der Kurs in Kinderfürsorge ist ein erster Versuch in der angedeuteten Richtung. Neben der Wichtigkeit dieses Spezialgebietes, welches auch naturgemäß der Frau am nächsten liegt, war der Umstand maßgebend, daß den Teilnehmerinnen hier reiche Gelegenheit zu praktischer Uebung geboten werden kann, was auf einem andern Arbeitsfelde weniger einfach sein dürfte. Doch werden auch schwierigere Aufgaben in Aussicht genommen, wenn es sich erweist, daß ein genügendes Verständnis dafür vorhanden ist. Wir hoffen und glauben, daß der Zeitpunkt dazu gekommen ist.

Maria Fierz.

Dem Kurse liegt folgendes Programm zugrunde:

I. Der Kurs in Kinderfürsorge hat den Zweck: a) Jungen Mädchen und Frauen, die sich für Wohlfahrtspflege interessieren, einen Einblick in die Aufgaben der Kinderfürsorge zu gewähren und ihnen eine Anleitung zu rationeller Betätigung auf diesem Gebiete zu geben; b) Kostkinderinspektorinnen, Jugendhortleiterinnen, Vorsteherinnen von Kinderkrippen und Kinderheimen, die im Dienste größerer Gemeinwesen oder gemeinnütziger Vereine stehen, theoretisch und praktisch für ihr Amt heranzubilden; c) eventuell den Teilnehmerinnen auch Gelegenheit zur Einführung in Kinderpflege und Kindererziehung zu bieten zwecks Anwendung des Gewonnenen in der Familie. Besondere Wünsche betreffend die Ausbildung werden nach Möglichkeit berücksichtigt.

II. Der Kurs beginnt am 12. Januar (Pestalozzifeier in Zürich) und endet am 11. Juli 1908. Die Teilnehmerinnen müssen sich verpflichten, den ganzen Kurs mitzumachen.

III. Zur Aufnahme ist das zurückgelegte 18. Altersjahr erforderlich. Die Zahl der Aufzunehmenden wird auf 12—15 beschränkt.

IV. Das Kursgeld beträgt 50 Fr.; es kann in besonderen Fällen ganz oder teilweise erlassen werden. Auf Wunsch wird den Teilnehmerinnen am Schluß des Kurses ein vom Erziehungsrat mitunterzeichneter Fähigkeitsausweis ausgestellt.

V. Der Lehrstoff bezieht sich auf die verschiedenen Altersstufen vom Lebensanfang bis ins schulpflichtige Alter und berücksichtigt sowohl die Erziehungsarbeit an normalen als auch an anormalen Kindern; er gliedert sich wie folgt:

### A. Praktischer Teil.

a) Betätigung bei folgenden Anstalten und Institutionen: 1. Geschlossene Anstalten: Kinderstube der schweizerischen Pflegerinnenschule, Kinderstation an der Winterthurerstraße, Abteilung der kantonalen Frauenklinik für erkrankte Neugeborene, Kinderstube des Krankenasyls Neumünster, Kinderpflege am Lindenbach,

Orthopädisches Institut der Herren Dr. Schultheß und Dr. Lüning. 2. Offene Anstalten: Kinderkrippen, städtische Kindergärten, Jugendhorte, Poliklinik des Kinderspitals u. s. w. 3. Institutionen: Kostkinderkontrolle, Kinderschutzvereinigung, Hülfskolonne. b) Handarbeitsunterricht: Elementarkurs und Fröbelarbeiten. c) Hospitieren in Volksschulklassen, in Spezialklassen für Schwachbegabte, in der Blinden- und Taubstummenanstalt.

B. Theoretischer Teil.

Vortragsserien, Diskussionen, Exkursionen, Lektüre.

a) Vorträge. 1. Herr Erziehungssekretär Dr. Zollinger: Uebersicht über die gegenwärtigen Bestrebungen auf dem Gebiet der Jugendfürsorge. (4 Vorträge.) 2. Herr Dr. Bernheim-Karrer: Ausgewählte Kapitel aus der Hygiene und den Krankheiten des Kindesalters. (Zirka 6 Vorträge.) 3. Privatdozent Dr. F. W. Förster: Charakterbildung und religiöse Erziehung. (Zirka 6 Vorträge.) 4. Frl. Mentona Moser: Das Kind in der Arbeiterfamilie. (Zirka 3 Vorträge.) 5. Herr Prof. Dr. Zürcher: Das Kind als Gegenstand des öffentlichen Rechts. (Zirka 4 Vorträge.) 6. Verschiedene Referenten: Jesus und die Kindererziehung. Johann Amos Comenius. Heinrich Pestalozzi und seine Gattin. Gustav Werner. (4 Vorträge.) 7. Herr Prof. Dr. Roth: Licht und Luft. (6 Vorträge, veranstaltet von der Pestalozzigesellschaft Zürich; für die Teilnehmerinnen fakultativ.)

b) Diskussionen im Anschluß an die Vorträge.

c) Besichtigung von Anstalten für anormale Kinder in Zürich und Umgebung.

d) In der freien Zeit ist den Kursteilnehmerinnen Gelegenheit geboten, einen Einblick in die neueste Literatur über Kinderfürsorge zu gewinnen.

Die praktische Tätigkeit ist in der Weise gedacht, daß die Teilnehmerinnen nach bestimmtem Programm, einzeln oder in kleineren Gruppen, jeweilen für eine gewisse Zeit in verschiedenen Anstalten und Institutionen arbeiten. Die theoretische Tätigkeit geht Hand in Hand mit der praktischen, d. h. die Teilnehmerinnen besuchen gemeinschaftlich die genannten Vorträge, die wöchentlich stattfinden.

Nähere Auskunft über die Einrichtung des Kurses, Unterkunft für auswärtige Teilnehmerinnen u. s. w. erteilt Frl. M. Fierz, Schanzengasse 22, Zürich, an welche auch die Anmeldungen zur Teilnahme, eventuell mit Angabe des gewünschten Zweckes oder besonderer Wünsche betreffend die Ausbildung, bis spätestens 1. November 1907 zu richten sind.

# Umschau.

**Worin bedarf unsere moderne Erziehung der Reform?** Wenn ich es versuche, an dieser Stelle obiger Frage näher zu treten, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß auch auf dem Gebiete der Erziehung neue Wege eingeschlagen werden müssen und daß wir nicht mehr säumen dürfen, an's Werk zu gehen.

Die Klagen über die Pietät- und Respektlosigkeit, die Rücksichtslosigkeit und Rohheit, Vergnügungs- und Genußsucht unserer modernen Jugend führen zu keiner Besserung; Haus und Schule müssen energisches Wollen einsetzen. Wir Mütter, die wir in erster Linie für die Erziehung unserer Söhne und Töchter verantwortlich sind, wir helfen mit an der Lösung der sozialen Frage, wenn wir denselben Bescheidenheit statt Hochmut, Selbstlosigkeit statt Egoismus, Rücksichtnahme auf unsere Nebenmenschen statt Rücksichtslosigkeit vorleben und all' das von ihnen sowohl uns als andern gegenüber beanspruchen — wenn wir überhaupt von ihnen verlangen, daß sie mit den Forderungen des Christentums im Leben Ernst machen. Und wenn unsere Kinder auf Genuß und Vergnügen aller Art, auf unnütze Dinge und Tand Anspruch erheben, so sollen wir die Kraft haben, zu versagen, wenn ihnen etwas zum Schaden gereicht oder nutzlose Opfer erfordert. Die Schranken, welche durch unsere Mittel und Lebensstellung uns gezogen sind, dürfen schon deshalb nicht durchbrochen werden, weil wir sonst andere in Versuchung bringen, das gleiche zu tun.

Aber auch die Schule muß fortan mehr Zeit finden, zu erziehen, im Religionsunterricht nicht nur, sondern anknüpfend an jede Gelegenheit, die sich ihr bietet, dem Unterricht die ethische Seite abzugewinnen. Sie muß es auf der Stufe der Mittelschulen mit allem Nachdruck tun und auch in den höhern Schulen dahin wirken, daß mehr wirklich, nicht nur wissenschaftlich, gebildete junge Leute daraus hervorgehen. Wenn der Knabe in dem Alter ist, da der erwachende kritische Geist in Verbindung mit den sog. Flegeljahren in ihm den Hang zu Widerspruch, den Trotz, die Neigung zu losen Streichen weckt, da ist eine ganz besondere Pflege des Scham- und Ehrgefühls und der Wahrhaftigkeit von nöten, damit der bessere Schüler nicht erröten muß über die Frechheit, mit welcher der schamlose den Lehrer belügt. Die Pflege des Ehrgefühls und der Ehrfurcht darf nicht hinter der Entwicklung des Ehrgeizes zurückbleiben, sonst wird letzterer zum moralischen Defekt, führt zur Selbstüberhebung und Rücksichtslosigkeit gegen andere, Dinge, mit denen weder Christentum noch wahre Bildung im Einklang sind.

Eine schöne Errungenschaft unserer Zeit ist es, daß dem weiblichen Geschlecht sich fast alle Bildungsanstalten geöffnet haben; aber es ist zu bedauern, daß das moderne Mädchen im allgemeinen so wenig idealen, dafür aber umso kritischeren Sinnes ist, daß bei ihm an Stelle der freundlichen Bescheidenheit und des freiwilligen Gehorsams so oft naseweise und pietätlose Kritik des Lehrers tritt, daß seine mädchenhafte Anmut durch das Neueste in Frisur und Kleidung so sehr einbüßt, daß es des Sinnes für Einfachheit und Schlichtheit so bar ist. Ich meine, es sollten gerade die Gebildeten den Töchtern des Arbeiterstandes ein Vorbild sein an Bescheidenheit und Einfachheit, damit diese sich nicht versucht fühlen, die ihnen durch ihre Mittel gezogenen Grenzen zu überschreiten und falschen Schein zu erwecken. Es gäbe wohl auch auf diesem Gebiete eine Brücke zu bauen, welche über die trennende Kluft führt.

Zum Schlusse möchte ich dem Wunsche Ausdruck geben, daß recht viele Eltern und mit ihnen die Schule, sich in dem Bestreben vereinigen, die heranwachsende Jugend zu Menschen zu erziehen, die ihr Leben und Handeln den Forderungen des Christentums anzupassen bemüht sind.

Eine Mutter.

---

## Redaktionelle Mitteilung.

Unser beschränkter Raum hat uns leider genötigt, von dem Aufsatz über „Religiöse Kultur“ bloß eine Fortsetzung statt Schluß zu bringen und den längst versprochenen Artikel über „Kirche und Staat“ nochmals zu verschieben. Es fehlt nicht am guten Willen, die einzelne Nummer möglichst reichhaltig und mannigfaltig zu gestalten; aber wir sind nicht in der Lage, ihren Umfang beliebig erweitern zu können. Wir bitten deshalb unsere Leser um Entschuldigung.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

NEUE WEGE

# Aufgabe.*)

Es glänz' auf dir ein Wiederschein
Des Landes, aus dem du verbannt,
Des Hauses, das nach Erdenpein
Sein Dach um deine Ruhe spannt.

Ein Gottesgruß an jedes Herz,
Ein Bürge einer bessern Welt,
Das sei der Mensch: in Lust und Schmerz
Ist's mit ihm selig dann bestellt.

**Paul de Lagarde.**

---

# Religiöse Kultur.

(Schluß.)

Wir wollten einen Ausblick geben und sind nun, scheinbar wenigstens, doch im Rückblick stecken geblieben. Wer uns mit vollem Verständnis gefolgt ist, wird indes gerade durch den Rückblick, den wir gaben, veranlaßt worden sein, die Richtung zu nehmen, nach der wir eine neue religiöse Kultur aufsteigen sehen.

Vor allem wird eines deutlich sein: Wir betrachten ein Stehenbleiben bei der religiösen Kultur der Reformationszeit als eine Unmöglichkeit. Wir sind sehr weit entfernt, in Paul de Lagardes Geringschätzung der Reformationszeit einzustimmen, aber ebenso fest stellen wir uns auf seine Seite, wenn er ein ehrliches Weitergehen über den Protestantismus der Reformation hinaus verlangt.

---

*) Aus Gedichte von P. de L. Gesamtausgabe. Göttingen 1897, Luede & Horstmann.

Die oben skizzierte Entwicklung hat uns gezeigt, welch' wichtige Teile des geistigen uud sozialen Lebens der Gegenwart von der Kultur der Reformationszeit kaum berührt, geschweige denn verarbeitet worden sind, auch wenn sie alle in jener Zeit bereits im Keime vorhanden waren. Wie fern es mir liegt, die religiöse Bedeutung der Reformatoren zu verkennen, hab' ich an anderen Stellen wohl zur Genüge bewiesen. Dennoch berührt es mich wie ein Belebungsversuch toter Massen, wenn alljährlich beim Reformationsfest die Befreiung von den finstern Mächten der Priesterkirche und des Aberglaubens gepriesen wird, wenn Luthers Gnadenlehre und Zwinglis Nüchternheit als die Heilmittel auch für unsere Zeit weitergegeben werden. Wir hören immer wieder die Klage, daß das Reformationsfest nicht recht volkstümlich werden wolle. Und in der Tat, es schlägt bei denen nicht mehr ein, die es am nötigsten hätten, für eine religiöse Lebensanschauung gewonnen zu werden. Warum? Sie denken, was ist mir die Loslösung vom Papsttum, was der Bruch mit abergläubischen Formen, die mir so fern abliegen, wie die gepufften Aermel und Schnabelschuhe des 16. Jahrhunderts. Mich verlangt nach einer positiven Stellungnahme zu Dingen, welche die Reformatoren kaum beschäftigten.

Mag das Reformationsfest weiterbestehen. Wertlos ist es nie. Aber für die Regeneration unserer religiösen Kultur kommts in seiner alten Form kaum in Betracht. Nicht umsonst ists ein Kind der Reaktionszeit. Die ehrlichste Reformationspredigt ist die, welche offen zugibt, wie wenig die Reformation ein Werk für ewige Zeiten ist und wie dringend die Pflicht von uns verlangt, ihre Enge und ihr Ungenügen anzuerkennen. Sie hat für ihre Tage eine religiöse Kultur geschaffen, eine positive, bejahende Stellung zur Welt. Das war neben gewissen religiösen Einzelgedanken ihr Größtes. Wenn wir aber heute an sie anknüpfen, kanns im tiefsten Grunde nur den Zweck haben, Mut zu schöpfen zur Wiederholung dieses Prozesses.

Wir haben früher mit Nachdruck ausgesprochen: Kultur ist Bejahung der Gegenwart, und religiöse Kultur, die im Grunde einzig mögliche, ist eine solche Bejahung mit Gott, d. h. mit der furchtlosen Ueberzeugung, daß Gott nicht abseits schafft auch nicht in vergangenen und veralteten Formen, sondern im Kleid der Gegenwart, wie Uhdes Bilder ihn zeigen oder ein Büchlein wie Walter Classens „Christus heute als unser Zeitgenosse."

Wenn ich richtig sehe, gilt es nornehmlich zu drei Dingen eine positive Stellung zu gewinnen als religiöser Mensch: Das Griechentum, Wissenschaft und Technik und die Demokratie, heute werden wir sagen müssen die Sozialdemokratie. Sie sind die mächtigen Nebenflüsse unserer alten christlichen Kultur geworden. Ehe wir sie aufgenommen haben, ist keine neue religiöse Kultur möglich.

Unsere Stellung zum Griechentum oder wie die reformatorische Kirche es noch kurzweg nannte, zum Heidentum, ist bereits bedeutend erleichtert, seitdem es ein Fach gibt, das Religionsgeschichte heißt,

und sich zur Aufgabe stellt, ohne Voreingenommenheit jede religiöse Erscheinung ernst zu nehmen. Noch ist es leider nicht in tiefere Schichten eingedrungen, und wir können nicht anders, als gerade der Bibel, ihrer Sprache und durch die Zeit bestimmten Gedankenwelt die Mitschuld beizumessen, daß es so schwer hält, mit diesem neuen Empfinden ins Volk zu gelangen. Aber es wird kommen. Die Hauptsache ist, daß wir die gewinnen, die schon heute zu einem vollen Erfassen dieses Gedankens fähig sind. Wenn wir dazu gelangt sind, jede Religionsform ernst zu nehmen, sofern sie im stande war, ihre Bekenner sittlich auch nur um eine Spur zu heben, dann sehen wir Gott darin. Das gilt von jeder Art „Heidentum“, besonders aber auch vom Griechentum. Denn wie eminent religiös dessen Kultur in ihren gesundesten Zeiten war, wie religiös seine kulturschaffende Philosophie — es hat auch eine kulturzerstörende gehabt — ist erwiesen. Der griechische Humanismus, sein Menschentum, ist keine Ausgeburt eines antireligiösen Geistes. Wo er sich überschlug in Uebermenschentum und Frivolität, verlor er regelmäßig auch seine kulturschaffende Macht.

Unsere Stellung zu wissenschaftlicher Forschung und Technik haben wir schon in ihrem negativen Teil in unserer zweiten Abhandlung gezeichnet, wo wir von der Zeit der religiösen Unkultur sprachen. Sie geht auf Kant zurück und gipfelt darin, daß wir der wissenschaftlichen Forschung allein überhaupt die kulturbildende Kraft absprechen. Auf der anderen Seite aber läuft sie hinaus auf eine absolute religiöse Furchtlosigkeit. Ja mehr, wir gehen mit Naumann darin einig, daß gerade in dem riesenhaften Fortschreiten unserer Technik — und Technik ist ja nichts als angewandte wissenschaftliche Forschung — ungeahnte Mengen religionsbefruchtender Kräfte schlummern. Man hat zu Zeiten jeden Sieg der Technik einen Stoß nach dem Herzen der Religion nennen wollen. Ja, es war ein furchtbarer Stoß für die alte religiöse Kultur, als man anhub, Linsen zu schleifen, mit denen man den Himmel absuchte, und Maschinen zu bauen, mit denen man die alttestamentliche Welt patriarchalischen Zusammenlebens der Völker zerstörte. Aber wir wissen heute, wie gerade diese Umwälzungen in dem Maß, als sie den Menschen klein machen und in unendliche Weiten hineinstellen, ihm die Notwendigkeit aufzwingen, sich durch unsichtbare Kräfte höher zu erheben, wenn er nicht an sich verzweifelnd im Wirbel der Atome und Kräfte untergehen will. Die Wissenschaft in ihrem sogenannten Siegeslauf hat die Summe der Geheimnisse nicht verringert, sondern vermehrt, die Technik mit ihren verblüffendsten Großtaten hat den einzelnen Menschen nicht größer, sondern kleiner gemacht. Es ist nichts unrichtiger, als zu meinen, das menschliche Kraftbewußtsein habe im allgemeinen mit den Erfolgen seiner Forschung und seines emsigen technischen Suchens zugenommen. Ein Raubritter des 14., ein Landsknecht des 16. Jahrhunderts hatte viel mehr Uebermenschengefühle, als der Großkaufmann

unserer Tage oder ein Glied unserer technischen Regimenter. Warum spricht man heute so viel das Wort „Persönlichkeit" aus? Nicht nur, weil so viele als unpersönliche Nummern an der Maschine stehen, sondern weil die größte technische Tat den Täter noch nicht über Gesetze und mathematische Formeln hinaushebt, d. h. persönlich leer lassen kann.

Die Tatsache ist die, daß das menschliche Können scheinbar ins Unermeßliche wächst, während der Mensch selbst kleiner wird und bedeutungsloser. Ein furchtbarer Widerspruch, der sich nur darin löst, daß dieses Fortschreiten eben nicht als Menschenwerk betrachtet wird, und der Einzelne, der dran schafft, nicht nur als auf sich selbst gestellt. Wir können, ja wir müssen der modernen Entwicklung von Wissen und Können ein positiv religiöses Urteil entgegenbringen. Gott ist's, der die Kriege führt, hat es einst geheißen, Gott ist's, der die Formen umschafft, heißt es heute. Wir können so denken, denn wir stehen tagtäglich vor der Einsicht, daß die Menschheit gegenwärtig schafft, was sie selbst nicht größer macht, wir müssen aber so denken, wenn wir nicht einfach innerlich erdrückt werden sollen durch diese Entwicklung der Dinge. Wer zu unsrem gegenwärtigen Weltwerden überhaupt ein bejahendes Verhältnis gewinnen will, muß es religiös bejahen.

Von andern religiösen Elementen, die in diesem Vorwärtstreiben des Wissens und der Industrie schlummern, schweigen wir hier, um nicht zu ausführlich zu werden, können uns aber nicht versagen, gerade für diesen Abschnitt unserer Auseinandersetzung auf Friedrich Naumann zu verweisen. Kein zweiter in der Gegenwart hat unseres Wissens den Mut gefunden, so uneingeschränkt in diese vollkommen neue Zeit mit den Augen des Frommen und Zuversichtlichen hinein zu schauen, wie er. Man wird ihm einmal Irrtümer nachweisen und ihm vorwerfen, daß er manches nicht zu Ende gedacht. Es bleibt ihm doch: Er hat uns die Technik und die Industrie für die Religion gewonnen, wie Luther die Familie.

Und endlich die Demokratie unserer Tage, die Sozialdemokratie. Hier darf ich mich besonders kurz fassen. Was von Seiten der Religion durch Männer wie Kutter und Ragaz darüber gesagt worden ist, darf bei unserem Leserkreise als bekannt vorausgesetzt werden. Ich selbst habe von ihnen nach dieser Seite hin die wertvollste Anregung empfangen und werde nichts Besseres zu sagen haben. Das Neue meiner Ausführungen wird nur das sein, daß ich die Frage nach der religiösen Bedeutung der sozialen Demokratie in diesen Zusammenhang hineinstelle. Man kann in Einzelheiten Kutters und Ragaz' Urteil über den Kapitalismus einschränken, soviel ist ganz sicher: So lange die Sozialdemokratie als Feind der Gesellschaft und als Feind der Religion gilt, wird niemals eine religiöse Gegenwartskultur möglich sein. Das mögen sich vor allem die Liberalen gesagt sein lassen, die ihren Frieden mit Goethe und mit der Wissenschaft gemacht haben: das Dritte ist unerläßlich, die neue religiöse Würdigung und

Verarbeitung dessen, was unter dem Namen Sozialdemokratie zusammengefaßt wird. Aber ja nicht im Sinne religiöser Bevormundung, sondern einer religiösen Bereicherung. Mit ungeheurer Einseitigkeit hat es Kutter ausgesprochen, wenn er sagt: Sie und sie allein haben den lebendigen Gott. Ohne Kutter das Recht zu seiner Einseitigkeit abzusprechen, sagen wir: Es gibt keinen lebendigen Gott, d. h. es gibt keine religiöse Gegenwartskultur, ohne ein positives Verhältnis zur Sozialdemokratie. Das hängt an keinem Ausfall der Wahlen zum Reichstag oder zürcherischen Stadtrat und ändert sich nicht, wenn noch ein halbes Dutzend Dresdener Parteitage sich wiederholen sollten mit noch größerem Lärm und noch kleinlicherem Parteigezänk. Der Sozialismus ist nicht ein Parteiprogramm. Er ist längst zu einer Haupterscheinung des modernen Wirtschaftslebens geworden. Nicht gemacht ist er, sondern gewachsen. Er mag als Partei noch seine Entwicklungen durchmachen — und an solche Entwicklungen glaube ich — aber als Lebenserscheinung, als notwendige, gottgewollte, wird er um sich greifen, wie einst der griechische Humanismus, nur daß wir hoffen, man werde früher erkennen, weß Geistes Kind er ist, und daß die Menschheit aus ihm die größte Bereicherung schöpfen kann, wenn sie will.

Damit will nicht gesagt sein, daß wir sämtlichen Einzelforderungen des Sozialismus nun die religiöse Sanktion erteilen, geschweige denn, daß wir den widerwärtigen Zügen das Wort reden, in denen er die Grenzen der Demokratie erkennen läßt. Aber alle diese Dinge, die den Sozialismus heute in den Augen vieler Wohlwollenden desavouieren, werden zurücktreten, sobald er als ein notwendiger Bestandteil unserer Kultur anerkannt ist. Es ging mit dem griechischen Humanismus nicht anders. Er war so lange eine Gefahr für Religion und Sittlichkeit, als man ihn ablehnte und als Heidentum brandmarkte. Sobald man über diese Beurteilung hinweg war, hat man seine sittliche Kraft, ja sogar seine religiöse, zu spüren bekommen. Welche sittlichen Elemente im Sozialismus schlummern, ja bereits am Tage liegen, und wie stark die religiöse Macht seines Vorwärtsdrängens und seiner Ziele ist, hat Kutter so glänzend dargetan, daß ich mir weitere Worte erspare.

* *
*

Hier stehen wir: Wer eine religiöse Kultur will in unseren Tagen, wird sie wollen müssen nach der Richtung hin, die wir im obigen gewiesen haben. Alles andere, mags noch so ehrlich dabei zugehen, sind Repristinationsversuche, d. h. Versuche aus der Gegenwart mit ihrem fast verwirrend mannigfaltigen Leben in die Vergangenheit zu fliehen. Man schüttet neuen Wein in alte Schläuche und steht verwundert, wenn Gott diese alten Schläuche an allen Enden zerreißen läßt, obschon man in seinem Namen das wunderliche Werk getan.

Nun soll niemand denken, daß ich mich am Gedanken sonne, die nächsten Jahre schon oder auch Jahrzehnte werden uns einen allgemeinen Sieg dieser religiösen Kultur bringen. Wir haben gesehen, daß es drei Jahrhunderte dauerte, bis der Humanismus vom religiösen Denken der Christenheit nicht mehr abgelehnt, sondern als Bereicherung aufgenommen wurde. Dazu bestehen ja heute noch christliche Gemeinschaften von ungeheurer Ausdehnung, die ihn ablehnen. Auch der Sozialismus wird noch lange nicht das letzte Wort des Hasses und der Ungerechtigkeit aus dem christlichen Lager vernommen haben, und bis ein religiöses Verhältnis zu Wissenschaft und Technik gewonnen sein wird, wird noch mehr als einer sich einbilden, es sei gar nicht nötig; er trage die Lösung für die Welträtsel mit sich herum schwarz auf weiß.

Aber es wäre ein trauriges Zeichen für meine eigene Religion, wenn ich nicht zu hoffen wagte, daß eine Sache sich durchsetzen muß, an deren Echtheit mir kein Zweifel besteht. Auch ist Kultur niemals die Sache aller ohne Ausnahme gewesen, religiöse Kultur ebenso wenig. Die geistige Welt des Luthertums, die wir schon mehrfach als ein Beispiel wirklicher religiöser Kultur hinstellten, ist nie der Vollbesitz aller geworden. Paul Gerhardt ist — auch ganz abgesehen von seiner dichterischen Bedeutung — nicht der Durchschnittslutheraner, sowenig wie Xenophon der Durchschnittsgrieche seiner Zeit. Aber ein Dutzend solcher oder ähnlicher Geister bestimmt doch allmählich das Leben und Denken Vieler.

Drum verwahre ich mich gegen den höchst billigen Einwand, ich rede vom Unerreichbaren. Alles Gute auf Erden ist einmal unerreichbar gewesen. Aber ich appelliere an alle, welche unter dem gegenwärtigen Zustand seufzen, die ihren überlieferten religiösen Besitz als heiliges Erbe mit sich tragen, aber den Mut nicht mehr finden, an die weltgewinnende Kraft dieses Erbes zu glauben. Gewiß ist diese Kraft heute so groß, wie irgendwann, sobald man an ihr nicht mehr zweifelt. Wohl ist es nicht das Luthertum, dem die Zukunft gehört und nicht der Calvinismus, auch nicht die liberale Religion des vergangenen Jahrhunderts. Auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, sage ich: es ist nicht einmal das von allen späteren Glaubenssätzen und Segnungen wie Verfluchungen gereinigte Christentum der drei ersten Evangelien. Es ist die Frömmigkeit, die bei Jesus beginnt und die, weil sie Gott einmal hat, die Kraft finden muß, das in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, was im Laufe der Jahrhunderte von allen Seiten und aus den Tiefen herauf unserem Kulturleben zugeströmt ist und noch zuströmt. Sie wird aus dem Luthertum schöpfen und aus dem Calvinismus, aber ebenso aus den alten Griechen und dem modernen Sozialismus und der allermodernsten Technik und Wissenschaftsentwicklung.

Nur so, und so allein wird eine Einheit des Empfindens und Denkens und Schaffens möglich werden, und Gott wird uns nicht der

täglich heißumstrittene sein, dessen die wenigsten mehr froh werden, sondern der Gegenwärtige, Lebendige, der heute noch die Sonne scheinen läßt und ohne den wir nicht leben überhaupt nicht denken können. Wir können nicht sagen: Sie kommt heute, morgen, diese religiöse Kultur „Siehe da und siehe dort!“ Was wir sagen ist: Helft mit, daß sie kommen kann, nicht mit hastigem Reichgotteswerke, dem die innere Unsicherheit und die Furcht vor der „Welt“ auf der Stirn geschrieben steht, sondern in erster Linie damit, daß Ihr selbst den Willen habt und den Mut zu dieser religiösen Kultur. Wir schließen mit einem Wort Paul de Lagardes (Deutsche Schriften pag. 247).

„Frömmigkeit ist wie für die einzelnen Menschen, so auch für ein Volk, das Bewußtsein, zu gedeihen, im Sturm und Wind, wie im Sonnenschein und milden Tau und durch dies alles auszureifen zur Vollkommenheit, zu dem Ziel, das Gott der Nation und dem Einzelnen gesteckt: Frömmigkeit ist das Bewußtsein höchster Gesundheit.“

---

# Prediger und Gemeinde.

Oft schon passierte es mir, daß ich nach einer Predigt innerlich so sehr ergriffen war, daß ich unwillkürlich das Bedürfnis empfand, mich mit andern Kirchenbesuchern darüber auszusprechen. Dann war ich manchmal nicht wenig erstaunt und unangenehm berührt, über das, was mich so sehr erbaut hatte, ein abfälliges Urteil zu hören. Zuweilen empfand ich den dadurch verursachten Zwiespalt besonders schwer, nämlich wenn ich von der Lauterkeit des Charakters desjenigen, welcher sich zu mir in Gegensatz stellte, ebenso überzeugt war, wie von dem großen religiösen Wert der gehörten Predigt. Da in den „Neuen Wegen“ auch dem Laien Gelegenheit geboten werden soll, seine Meinung in religiösen Fragen zu äußern, so möchte ich es versuchen, nachfolgend darzustellen, warum es so schwer ist für einen Geistlichen, allen gläubigen Mitgliedern seiner Gemeinde in ihrem Bedürfnis nach religiöser Erbauung gerecht zu werden.

Es gibt dreierlei verschiedene Kirchenbesucher. Ein Teil geht zur Kirche, weil er es so gewohnt ist und es sich für einen Christen nach seiner Meinung so gehört. Welcher Art der Gottesdienst ist, das ist ihm ziemlich gleich, die Hauptsache bleibt ihm, daß sie nicht zu lang sei: Von ihm soll weiter nicht gesprochen werden.

Unter denjenigen Menschen, die in die Kirche gehen, aus einem inneren Bedürfnis heraus, ist die Zahl derer sehr groß, die an der gottesdienstlichen Handlung selbst Befriedigung finden wollen und können, so daß z. B. der lithurgische Gottesdienst sie unter Umständen Gott näher bringt als eine Predigt. Alle, von einem hohen Wert ihrer Kirche überzeugten Katholiken gehören hierher, aber auch viele,

sehr viele Protestanten. Christen, die so veranlagt sind, haben es nicht sehr schwer. Sie alle werden dadurch mehr oder weniger ausgezeichnet sein, daß sie suggestivem Einfluß leicht zugänglich sind. Sie gehen zur Kirche, um immer wieder zu hören, daß es einen Gott gibt, daß Christus uns von unsern Sünden erlöst. Je stärker und mächtiger dies von der Kanzel herunter betont wird, um so gefestigter verlassen sie das Gotteshaus. Geistliche, die über eine gute Redegabe verfügen und dadurch, sowie durch ihre ganze Persönlichkeit große suggestive Kraft ausüben können, vermögen da als Prediger außerordentlich viel zu leisten.

Besonders unter der jüngeren Generation gibt es heute viele reflektierende Menschen, die den Glauben, der ihnen durch Eltern und Schule gegeben wurde, nicht so ohne weiteres hinnehmen konnten, sondern welche der Zweifel, die sich ihnen immer wieder aufdrängten, erst durch wirksame innere Erlebnisse Herr wurden. Solche Menschen mußten sich ihren Glauben Stück für Stück erkämpfen, er ist dann allerdings bei ihnen auch um so fester und stärker. Suggestivem Einfluß werden sie gerade auf dem Gebiet der Religion nicht so leicht zugänglich sein und ein Geistlicher, der auf den naiv Gläubigen durch seine Redegabe so stark einwirken kann, wird ihnen unter Umständen gar nichts geben können. Ein Gläubiger dieser Art geht zur Kirche, hauptsächlich der Predigt wegen und je mehr ihn diese durch die tiefen Gänge menschlichen Wesens führt, um so größeren Eindruck macht sie auf ihn. Er will durch den Kirchenbesuch nicht sowohl eine Bestärkung seines Glaubens, als vielmehr eine Besserung des inneren Menschen. Je mehr ihm wahres inneres Erleben, von tiefem sittlichem Geist getragen, dargestellt wird, um so stärker wirkt die Predigt auf ihn ein. Jeder Versuch, ihm durch starke, in überzeugende Form gekleidete Worte, Gott näher zu bringen, würde mißlingen und ihn unter Umständen sogar abstoßen.

Daß derjenige Prediger, der den zuletzt genannten Gläubigen etwas bieten kann, am meisten leistet, ist wohl ohne weiteres klar. Suggestive Kraft auf dem Gebiet der Religion ist sicher nicht entbehrlich, es darf ihr aber gerade in der Predigt nicht die Hauptrolle zuerteilt werden. Wenn man Menschen in der Kirche an Beeinflußung gewöhnt, dann bestärkt man sie höchstens scheinbar in ihrem Glauben. Echter Glaube, der im Leben Stand hält, wird immer nur aus dem Innern der Menschen herauskommen, er wird stets mehr oder weniger erkämpft sein und je mehr man dazu geführt wird, innere Erlebnisse auf ihren wahren Wert hin zu verstehen, um so fester wird das Vertrauen darauf werden, daß wir nicht das Werkzeug des blinden Zufalls sind, sondern in Gottes Hand stehen. Natürlich werden kraftvolle Persönlichkeiten, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der Theologie, am meisten leisten können, aber nur dann, wenn sie ihre überzeugende Kraft nicht nur dazu benutzen, das rein Positive in der christlichen Religion zu betonen, sondern wenn sie es verstehen, die

Lehre Christi in Beziehung zu setzen zu unserm Kulturleben, wenn sie zeigen, daß man zwar in Allem zunächst Christ sein soll, daneben aber auch ein tätiges Glied im Kampfe der Arbeit. Dann werden aufmerksame, denkende Kirchenbesucher nicht danach verlangen, es immer wieder ausgesprochen zu hören, daß es einen Gott gibt, einfach deshalb nicht, weil sie in Allem Gott sehen, sie werden dann aus sich selbst heraus dazu kommen, die erlösende Kraft, die Christus der Menschheit gab, zu verspüren.

O. Huppert.

---

# Kirche und Staat.

## 1. Das Problem.

Manchmal will uns vorkommen, es sei über diese Frage nachgerade genug geredet worden und man würde besser darüber schweigen, bis die Aufgabe einer praktischen Lösung sich einstellt. Aber über ein Problem, das so alle Köpfe und Herzen beschäftigt, dürfen die „Neuen Wege“ doch nicht hinweggehen. Und trotz allem bisherigen Reden darüber gibt es noch manche Unklarheit zu beseitigen.

Es kann sich für uns nicht darum handeln, eine Lösung der Frage zu geben. Denn sie kann überhaupt nie endgiltig gelöst werden; sie ist eins der ewigen Probleme, die nie verschwinden werden, solange es in sich selbst widerspruchsvolle Menschen gibt; es beruht auf einer innern Spannung im menschlichen Leben, die in dieser unvollkommenen Welt unvermeidlich ist. Wir leben in dieser sichtbaren Welt und sollen uns doch über sie erheben; wir haben unsere Arbeit in ihr und unser Ziel über ihr. Wir dürfen von der Höhe der Ideale, der Strenge der Prinzipien nichts preisgeben und müssen doch mit der „Herzenshärtigkeit“ der Menschen rechnen. Daraus entsteht das Problem.

Es ist allerdings noch nicht vorhanden auf der Stufe der Nationalreligion, wo es dem ganzen Volk selbstverständlich ist, seinen Nationalgott zu verehren und von ihm Förderung des nationalen Lebens zu erwarten. Die Spannung beginnt da, wo die Erkenntnis aufgeht, daß der Gott an den Einzelnen nicht als Gliedern seines Volkes, sondern als sittlichen Persönlichkeiten Gefallen finde, wo deshalb die Religion Sache der persönlichen Ueberzeugung und des individuellen sittlichen Strebens wird. Es wäre eine lohnende Aufgabe, das Problem von Kirche und Staat einmal durch die ganze Religionsgeschichte zu verfolgen. Könige und Priester, Imperatoren und Christen, Kaiser und Päpste, Minister und Bischöfe, die gegeneinander kämpfen, sind lebendige Repräsentanten des Problems. Ist es an einem Ort zur Ruhe gebracht, so wird es alsbald an einem andern wieder erwachen. Kirche und Staat machen beide an ihre Angehörigen gewisse Herrschaftsansprüche und geraten dadurch in Konflikt.

Wir getrauen uns nicht einmal, für die Gegenwart und für unser Land eine Lösung zu geben; die Verhältnisse sind zu verschieden. Unhistorische Köpfe und Stubenmenschen maßen sich etwa an, ein neues Gebäude mit Hilfe der reinen Logik aus dem Nichts aufzurichten. Einsichtige wissen, daß man Neues nur schaffen kann in Anknüpfung an historisch Gegebenes, und dieses bietet das denkbar bunteste Bild. Nur einige Extreme zurückweisen, einige Mißverständnisse aufklären, einige Grenz- und Richtlinien ziehen, ist unsere Aufgabe. Auch wenn wir mit idealen Theorien in den Kampf ziehen, wird doch das Endergebnis ein Kompromiß sein.

Zuerst aber wollen wir uns sagen, daß wir die Frage ohne alle Nervosität behandeln sollen. Man tut oft so, als hange das Heil des Volkes oder der Bestand des Reiches Gottes an der richtigen Lösung. Wenn es anders geht, als wir wünschen, so ist noch lange nicht Alles verloren. Die Zukunft des Reiches Gottes beruht nicht auf den Institutionen, sondern auf den Personen. Man kann im schlimmsten Falle den christlichen Kultus verbieten, aber man kann den Christen nicht verbieten, „ihr Licht leuchten zu lassen vor den Menschen, daß sie ihre guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen." Es wäre ja unnatürlich, wenn wir für die Kirche eine Leidenszeit herbeiwünschten. Selbstverständlich werden wir nachdenken und wirken, um die beste Lösung zu finden. Bleibt aber der Erfolg aus und bricht wirklich eine Leidenszeit der Kirche herein, so müssen wir uns mit christlichem Gottvertrauen und Zuversicht zu dem endlichen Sieg seiner Sache drein schicken. Wie ein Pfarrer, der sich über die Erfolglosigkeit seines Wirkens grämt, sich zum Troste sagen kann; wenn der eifrige Pfarrer wenig ausrichtet, so kann auch der faule nicht viel verderben — so darf man auch an die richtige Gestaltung des Verhältnisses von Kirche und Staat nicht zu große Hoffnungen, an seine Verschlechterung nicht zu große Befürchtungen knüpfen. Wir fassen das in die These zusammen: Es gibt keine Lösung, die das Problem Kirche und Staat aus der Welt schafft und das Reich Gottes ist nicht von der richtigen Lösung abhängig.

## 2. Die radikalen Lösungen.

Der häufigste Fehler ist der, daß man so über die Frage redet, als gäbe es überhaupt bloß zwei Lösungen: Die reine Staatskirche und die radikale Trennung. Der eine erklärt sich für Trennung, weil er sich nicht mit der bisherigen Form der Staatskirche befreunden kann; der andere befürwortet die Staatskirche, weil ihm die radikale Trennung nicht behagt. Es gibt aber noch viele andere Möglichkeiten, unser Land bietet eine wahre Musterkarte, in jedem Kanton ist das Verhältnis wieder anders*). Meines Erachtens sind die radikalen Lösungen überhaupt unmöglich.

---

*) Eine Zusammenstellung der kantonalen Kirchenverfassungen gibt das Schriftchen von C. Stuckert: Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Tübingen, Mohr. 70 Cts.

Wir vergleichen Kirche und Staat mit zwei Kreisen; diese können sich decken, sich schneiden oder sich gar nicht berühren. Das erstere ist der Fall bei der reinen Staatskirche, resp. dem Kirchenstaat, wo jeder Staatsbürger ohne weiteres Kirchenglied ist und umgekehrt. Das ist in unserer Zeit der konfessionellen Mischung, des Sektenwesens und des Freidenkertums nicht durchzuführen. Es kann höchstens so liegen, daß der größere Kreis, der Staat, den kleinern in sich einschließt, d. h. der Staat die Kirche regiert und verwaltet, aber der Staatsbürger nicht eo ipso zur Kirche gehört. So liegt es heute noch im Kanton Baselland. Was dagegen einzuwenden ist, soll später zur Sprache kommen. Im allgemeinen wird sich der moderne, konfessionell gemischte Staat nicht so tief in interne kirchliche Angelegenheiten einlassen wollen.

Zweiter Fall: Die beiden Kreise berühren sich gar nicht. Der Staat hat die weltlichen, die Kirche die geistlichen Angelegenheiten zu besorgen. Beide gehen einander gar nichts an. Das hat jüngst — nach den Zeitungsberichten — der erste Referent am Predigerfest in Bern vertreten. Aber einmal sind wir nicht imstande, Geistliches und Weltliches so zu trennen. Die Religion will eine Lebensmacht, nicht eine abgegrenzte Provinz des Lebens sein. Die Kirche braucht immer sichtbare Organisation, Rechtsformen und kann dabei die Hilfe des Staates nicht entbehren. Der Staat aber kann einer so wichtigen und umfassenden, so zentrale Lebensinteressen vertretenden Organisation wie der Kirche gar nicht gleichgiltig gegenüberstehen; er muß über sie wachen, sie in gewissen Schranken halten.

Man argumentiere nicht mit Amerika. Dort ist allerdings die Trennung radikal. Aber wer garantiert, daß dort nicht in allernächster Zeit das Problem brennend wird, indem vielleicht einzelne Kirchen in religiöse Exzentrizitäten verfallen und der Staat einschreiten muß, oder der Staatsregierung sich eine solche Brutalität und Korruption bemächtigt, daß sich die Kirchen gegen sie auflehnen! Und gesetzt der Fall, bei uns werde der kommunistische Staat Wirklichkeit und mache Ernst mit dem Satz: „Religion ist Privatsache" — er könnte das Problem höchstens für hundert Jahre aus der Welt schaffen; sehr wahrscheinlich würde es aber schon im ersten Jahre wieder auftauchen. Unsere zweite These lautet deshalb: *Sowohl die reine Staatskirche als die radikale Trennung sind bei uns undurchführbar.*

Es bleibt der Fall übrig, daß die beiden Kreise sich schneiden; aber in welchem Maße? Man kann diese Frage vom Standpunkt des Staates oder dem der Kirche aus beantworten.

### 3. Die Frage vom Standpunkt des Staates aus.

Die Frage, wie das Verhältnis zur Kirche im Interesse des Staates gestaltet werden soll, wird oft verwechselt mit der andern

Wie soll es im Interesse des Volkes gestaltet werden? Darauf wird dann flugs geantwortet: „Die Kirche ist zum Wohl des Volkes unentbehrlich, also soll der Staat die Kirche erhalten". Aber der Staat ist nicht das Volk, sondern nur seine äußere Organisation und das ist eben die Frage, ob er alles in die Hand nehmen soll, was dem Wohle des Volkes dient.

Zwei Auffassungen stehen einander gegenüber. Nach der ersten, deren klassisches Land Amerika ist, ist er bloß Rechtsstaat. Er hat die Sicherheit, Leib und Leben, Ehre und Besitz der Bürger nach außen und innen zu schützen durch Militär- und Rechtswesen, er hat auch für die Möglichkeit des Verkehrs zu sorgen, alles Uebrige überläßt er der privaten Initiative. Da ist es klar, daß er sich auch um die Religion der Bürger nicht kümmert.

Dem Ideal des bloßen Rechtsstaates (der Staat hat möglichst wenig zu sagen) steht dasjenige des Kulturstaates gegenüber; es entspricht unsern europäischen Traditionen. Es ist Aufgabe des Staates, das ganze Kulturleben des Volkes zu fördern: Erziehung, Kunst und Wissenschaft. Soll er auch die Pflege der Religion in den Kreis seiner Aufgaben ziehen? Eine große Partei, die sonst durchaus den Kulturstaat will, die sozialistische, verneint es; die Religion soll Privatsache sein. Diese Stellungnahme ist daraus zu erklären, daß die Partei im ganzen die Religion als kulturfeindliche Macht, als Stütze des Kapitalismus, im besten Fall als pathologische Liebhaberei Einzelner ansieht. Ist einmal, wie zu hoffen steht, dieser Irrtum überwunden, so ist durchaus nicht einzusehen, warum der Staat, der doch Universitäten, Kunstakademien und -Sammlungen, Musik- und Theatergesellschaften unterhält oder subventioniert, die Pflege eines so mächtigen und weitverbreiteten Lebensinteresses aus seinem Tätigkeitsgebiet ausschließen sollte. Wenn die Religion eine bestimmende Macht im Kulturleben unseres Volkes ist und wieder mehr wird (vgl. die Artikel von Hartmann über religiöse Kultur), so ist kein Grund zu finden, warum der Kulturstaat diese Tatsache ignorieren sollte. Nur vom Grundsatz des bloßen Rechtsstaates aus kann man volle Neutralität des Staates der Religion gegenüber fordern. Man wende auch nicht die Parität ein; es steht ja nirgends geschrieben, daß der Staat nur den Bedürfnissen einer Konfession dienen dürfe. Vom Staatsgedanken aus läßt sich nicht einmal etwas dagegen einwenden, wenn der Staat aus den Steuern aller Bürger seine Beiträge an die Kirchenkosten entrichtet; warum sollte er eher Beiträge an Theater zahlen?

Der Staat hat keinen Grund, von sich aus die Kirche aus seinem Gebiet auszuschließen. Eine andere Frage jedoch ist es, ob er Grund hat, sie festzuhalten, wenn sie von sich aus Lockerung oder Lösung des Verhältnisses erstrebt. Man hat das behauptet mit der törichten Begründung, der Staat habe ein Interesse daran, daß ihm die Kirche tüchtige Bürger erziehe. Es muß aber scharf gegen die Meinung protestiert werden, die Kirche habe loyale Untertanen zu

erziehen. Diese Meinung hat in Deutschland, wo so Viele wollen, „daß dem Volk die Religion erhalten werde", die Kirche gründlich in Mißkredit gebracht und die Folgen haben auch wir zu tragen. Allerdings will die Kirche tüchtige Menschen erziehen, aber nicht dem Staat zuliebe. Ist es nicht eine Beleidigung der Kirche, vorauszusetzen, sie werde diese Arbeit eher leisten, wenn sie vom Staat damit beauftragt und dafür bezahlt wird? Und wenn es Zeiten gibt, wo der Staat von dieser Arbeit der Kirche Vorteil hat, ja wenn es leider sogar vorkommt, daß sich die Kirche zur Liebedienerin des Staates erniedrigt und er sie mit seiner Macht und seinem Geld zwingt, die gerade bestehenden staatlichen Verhältnisse im Namen der Religion zu sanktionieren, so kann zum Glück dafür auch der umgekehrte Fall eintreten, daß die Kirche dem Staat recht unbequem wird, auf die Seite der Gegner seiner gegenwärtigen Ordnung tritt und dort mutig ihre Stimme erhebt — und eine Kirche, die in dieser Weise Charakter zeigt, kann ihm mehr schaden, als eine fügsame Kirche mit ihrem gebrochenen Rückgrat ihm je nützen kann. Ich will nicht versäumen, zu bemerken, daß diese Möglichkeit ebensowohl im sozialistischen wie im kapitalistischen Staat eintreten könnte. Wenn der Staat sie bedenkt, so hat er kein Interesse mehr, die Kirche wider ihren Willen an sich zu fesseln, besonders da auch rechtliche und finanzielle Abhängigkeit diese Möglichkeit erschweren, aber nicht verhindern könnte. So kommen wir zu der These:

Der Staat als Kulturstaat hat keinen Grund, die Kirche aus dem Bereich seiner Tätigkeit auszuscheiden, aber auch kein Interesse, sie wider ihren Willen darin festzuhalten.

## 4. Die Frage vom Standpunkt der Kirche aus.

Hat die Kirche ein Interesse, die Verbindung von sich aus zu lösen? Wie wir zwischen bloßem Rechtsstaat und Kulturstaat wählen mußten, um das Interesse des Staates an der Frage markieren zu können, so müssen wir auch hier zuerst eine Vorfrage über das Wesen der Kirche erledigen, nämlich:

### a) Freikirche oder Volkskirche?

Eine öfters gehörte Argumentation lautet: Religion ist eine so innerliche Sache, daß die, welche sie pflegen wollen, allein dafür aufkommen müssen, sich dafür aber auch jede Einmischung von andern verbitten dürfen. Die religiösen Menschen sollen sich zu einem geschlossenen Verein, d. h. einer Freikirche oder Sekte zusammentun. Dabei ist dem Satz: Religion ist Privatsache, ebenso Genüge getan wie dem andern: Religion ist Gemeinschaftssache.

Dabei wird aber vergessen, daß die Religion nicht nur den Gemeinschafts-, sondern auch den Missionstrieb in sich trägt; sie möchte

möglichst Viele ergreifen uud sie möglichst intensiv durchdringen, sie möchte ein Kulturfaktor, eine Lebensmacht sein. Kann sie das in der Form der Freikirche, des religiösen Vereins? Ich will das nicht absolut verneinen; aber gibt es nicht doch wirksamere Wege? Einen fein gebildeten Herrn, der bei starker religiöser Skepsis doch mit der Religion nicht brechen wollte, hörte ich äußern: wenn einmal die Trennung durchgeführt ist, hat unsereiner keine Heimat mehr. Das ist durchaus richtig wenn sich lauter geschlossene Gemeinschaften der schon Frommen bilden. Was wird aber dann aus den noch nicht Frommen, für welche die Kirche doch noch viel notwendiger ist? Suchende, Zweifelnde, Irrende, Schwankende haben dann tatsächlich keine Heimat mehr. Die Freikirchen verlieren die Möglichkeit der Einwirkung auf weitere Kreise, sie verlieren den Kontakt mit dem weiten Kulturleben des Volkes. Sie werden dadurch immer enger und tragen die Tendenz zu immer weitergehender Spaltung und Zersplitterung in sich. Die Sektengeschichte kann das vielfach bestätigen.

Man sagt auch etwa: Die Freikirche ist die ehrlichste Form. Unsere Landeskirchen sind Sammelpunkte unzähliger Namenchristen, man kann zu ihnen gehören, ja Aemter in ihnen bekleiden und doch nichts weniger als ein guter Christ sein; das ist ein unwahrer Zustand. Aber sind denn die Freikirchen davor sicher? Wenn sie Vereinigungen von wirklichen Christen sein wollen, so müssen sie Merkmale des wahren Christentums aufstellen. Merkmale können nur äußerlich sichtbare Dinge sein, und da man nicht warten kann, bis man Alle an ihren Früchten erkennt, so wählt man formuliertes Bekenntnis und fixierte christlich-kirchliche Sitte. Können Namenchristen diese Merkmale nicht auch aufweisen? Zudem darf eine Kirche diese Merkmale, dieses Minimum der Christlichkeit, nicht zu hoch ansetzen, sonst beschränkt sie ihren eigenen Kreis und ihre Wirkung auf zu enges Gebiet. Dadurch aber entsteht der Wahn, als sei der, welcher dieses Minimum aufweist, schon ein vollkommener Christ; das Ideal wird heruntergeschraubt.

Alle die Gefahren jeder Kirche, von denen wir in der vorletzten Nummer gehört haben, sind weitaus am größten in der Freikirche; die Verwechslung von Kirchlichkeit und Christlichkeit, von Kirche und Reich Gottes hat in ihr am meisten ihre Stätte; wie leicht wird da die Zugehörigkeit zur Kirche als Beweis christlicher Gesinnung, die Beteiligung an ihrem Kultus und ihren Liebeswerken als Betätigung wirklicher Frömmigkeit angesehen, wie leicht wird man da den frommen Schein als Ersatz für die Wirklichkeit nehmen! Dogmatische Starrheit und kirchliche Korrektheit nisten sich ein, und der Fanatismus findet den besten Nährboden in der geschlossenen Gemeinschaft derer, die sich gegenseitig in das Bewußtsein ihrer besondern Christlichkeit hineinsteigern.

Der Verein ist die ungünstigste Form für die Kirche. Sie soll den Charakter einer öffentlichen Institution für Pflege des religiösen Lebens beibehalten. Da sie Allen dienen möchte, soll sie auch möglichst

Alle umfassen und keinen von sich ausschließen, der sich nicht selbst ausschließt. Innerhalb dieses weiten Rahmens dürfte sie auch mehr Gelegenheit für Pflege religiöser Gemeinschaft bieten, ohne diejenigen, die solche Gelegenheit nicht benutzen, zu Mitgliedern zweiter Klasse zu stempeln und eine Absonderung der Frommen von den Unfrommen zu begünstigen. Wenn sie so ihre Tore weit auftut, wird sie Fühlung mit dem Volksleben behalten und dadurch die nötige Weitherzigkeit bewahren. Wenn es durch ihre Organisation noch nicht deutlich genug geworden ist, kann sie auch ausdrücklich erklären, daß man dadurch, daß man zu ihr gehört, noch kein Christ ist, sondern daß sie bloß die Organisation aller Versuche ist, die Menschen zu Christen zu machen. Deshalb halte ich es auch, nebenbei gesagt, für verkehrt, die Taufe als Merkmal der Zugehörigkeit zu benutzen; auch schon diese Schranke ist zu eng, und dazu verderbt man die religiöse Bedeutung der Taufe, wenn man ihr eine rechtliche Bedeutung gibt. Natürlich kann niemand gezwungen werden, die Kirche zu unterstützen; es kann aber auch niemand aus ihr herausgeworfen werden.

Es ist die Furcht Vieler, das Aufhören der Staatskirche würde eine endlose Zersplitterung in lauter Sonderkirchlein mit sich bringen. Diese Folge wäre allerdings zu bedauern. Aber es muß nicht so sein, und die Furcht, daß unsere positive Partei die Losung der Separation in eine Bekenntniskirche ausgebe, ist heute wenig mehr begründet. Aus Genf hörte man allerdings neuestens wieder pessimistische Stimmen, die das Zustandekommen einer umfassenden Volkskirche bezweifeln. Dort hat man sich aber von der Trennung überraschen lassen. Jedoch der kluge Mann baut vor, das heißt in diesem Fall: man kann nicht genug die Notwendigkeit der Erhaltung einer Volkskirche betonen, damit nicht, wenn einmal der Staat der Kirche den Stuhl vor die Türe setzen sollte, sie sich in lauter Freikirchlein auflöst. Denn, so formulieren wir die These:

Der Aufgabe der Kirche entspricht nicht die Form der Freikirche, des geschlossenen religiösen Vereins, sondern diejenige der Volks- oder Landeskirche als öffentlicher Institution.

Von diesem Grundsatze aus suchen wir

### b) Das beste Verhältnis der Volkskirche zum Staat.

Die Kirche kommt einmal nicht aus ohne den nervus rerum, das Geld. Woher soll sie es beschaffen? Wir haben gesehen, daß der Kulturstaat keinen Grund hat, ihr dasselbe zu versagen. Aber tut die Kirche gut, es sich von ihm geben zu lassen? Nein, sie soll möglichste finanzielle Unabhängigkeit vom Staat erstreben. Ungerecht ist es, wenn *eine* Kirche die Vergünstigung staatlicher Finanzierung *allein* genießen will, während andere leer ausgehen, wenn z. B. wie in Basel Juden und römische Katholiken ihre kirchlichen Bedürfnisse allein bestreiten, auf dem Steuerwege aber an diejenigen der Pro-

testanten und Altkatholiken beitragen müssen. Je weiter die konfessionelle Mischung fortschreitet, umso unhaltbarer wird dieser Zustand, und die Kirche sollte nur schon zu stolz sein, noch länger von ihm profitieren zu wollen. Man fürchte doch nicht, die Einführung einer Kultussteuer werde zahlreiche Austritte provozieren. In den ostschweizerischen Kantonen haben wir sie ja schon lange, ohne daß die gefürchtete Folge häufig eintritt. Drückend würde eine solche Steuer niemals.

Die finanzielle Unabhängigkeit liegt auch sehr im Interesse der Kirche. Es ist für sie äußerst hemmend, wenn jeder Kirchenbau, jede Errichtung einer neuen Pfarrstelle, ja jede Gasflamme in einem Unterrichtszimmer dem guten Willen einer interkonfessionellen und großenteils indifferenten Staatsbehörde abgerungen werden muß. Davon, daß die Gemeinde, wie heutzutage dringend not täte, den Kreis ihrer Tätigkeit erweitern und Unternehmungen wie Gemeinde- und Hauspflege, Fürsorge für die konfirmierte Jugend, Familien- und Diskussionsabende u. a. an die Hand nehmen könnte, ist dabei vollends nicht die Rede. Die finanzielle Abhängigkeit vom Staat raubt der Kirche die Beweglichkeit und Entwicklungsfähigkeit.

Wer zahlt, befiehlt. Aus der finanziellen Abhängigkeit folgt von selbst eine solche in Fragen der Verwaltung und Gesetzgebung. Die Kirche sollte doch nicht von konfessionell gemischten und indifferenten Behörden regiert sein, sie sollte ihre eigenen, gesetzgebenden und Verwaltungsbehörden haben. Je größer ihre Selbständigkeit auch auf diesem Gebiet, umso besser. Wir haben schon gesagt, daß auch die Staatsbehörden gar nicht das Verlangen haben werden, sich in die internen Angelegenheiten der Kirche stark einzumischen. Die Kirche braucht keineswegs auf den Charakter einer umfassenden Volks- und Landeskirche zu verzichten, wenn sie sich dergestalt vom Staat unabhängig macht.

Die Kirche tut überhaupt gut, dafür zu sorgen, daß sie nicht bloß Beauftragte des Staates ist. Wir greifen zurück auf unsern Protest gegen die Meinung, sie habe die Aufgabe, loyale Staatsbürger zu erziehen; sie will religiöse Menschen erziehen, aber nicht weil diese zu irgend einem anderen Zweck tauglich sind, sondern weil sie ihren selbständigen Wert in sich tragen. Die Kirche darf und soll als selbständige Größe, nicht von Staates-, sondern von Gottes Gnaden auftreten. Wir brauchen kaum noch zu bemerken, daß wir deshalb nicht einer Verwechslung von Kirche nnd Reich Gottes das Wort reden. Sie bleibt uns ein sehr unzulängliches Werkzeug, um das Reich Gottes zu bauen; aber daß sie ein Werkzeug Gottes, nicht des Staates sein will, sollte doch klar werden. Deshalb soll sie möglichste Unabhängigkeit fordern. Sie wird so auch leichter den Mut finden, gegen Ungerechtigkeiten der Staatsgewalt zu protestieren. Und wenn betont wird, daß Kirche und Staat beide in ihrer Weise dem Wohl des Volkes dienen, so kann man daraus noch nicht folgern, daß sie sich auch möglichst decken sollen; es können ja beide unabhängig ihren Dienst leisten.

Allerdings kann auch eine solche Kirche den Staat nicht entbehren; sie muß sich ihre Freiheiten von ihm garantieren lassen. Wenn der Staat den guten Willen hat, so kann sie ihre Verfassung als Teil der Staatsverfassung sanktionieren lassen, kann aus den Händen des Staates das Steuerrecht, das Recht, Wahlen und Abstimmungen vornehmen, die Gesetzeskraft für ihre Beschlüsse und Verordnungen empfangen, sie kann sich auch der Finanzkontrolle des Staates unterziehen, und ich wüßte nicht, warum sie auf alle diese Dienste des Staates verzichten sollte; sie begibt sich damit noch nicht in sklavische Abhängigkeit. Und wenn die Kirche nicht abwartet, bis ihr der Staat das Verhältnis kündet, sondern selbst die Initiative zu seiner Revision ergreift, kann sie hoffen, die günstige Lösung durchzusetzen.

Sollte aber der Staat von sich aus die Kirche von seinem Tätigkeitsgebiet ausschließen, so wird er diese Dienste verweigern. So ist es jüngst in Genf geschehen. In diesem Fall läßt sich die Volkskirche doch noch festhalten in Form der Stiftung; dieser darf der Staat so wenig wie irgend einer andern Stiftung seinen Rechtsschutz entziehen. Nur muß Vorsorge getroffen werden, daß es nicht geht wie in Schottland. Als die dortige Freikirche mit überwältigender Majorität die Fusion mit der Presbyterianerkirche beschlossen hatte, erklärte eine kleine Majorität bornierter Hochlandspfarrer, die neue vereinigte Kirche könne nicht als Rechtsnachfolgerin der alten freien Kirche gelten, da sie deren Bekenntnisgrundlage aufgegeben habe; und die Herren Juristen gaben ihnen Recht und sprachen das große Stiftungsvermögen, theologische Fakultät, Missionswerke u. s. w. dem Häuflein Hochlandspfarrer und ihren Gemeinden zu. Die Juristen, die sonst in der Kirche noch mehr verdorben haben als die Theologen, hätten hier einmal eine würdige Aufgabe, eine Form der Stiftung zu finden, wo diese Folge ausgeschlossen, die Beweglichkeit und Entwicklungsfähigkeit nicht unterbunden ist. Aber auch über eine solche Stiftung könnte der Staat nicht alle Kontrolle fahren lassen; er muß und darf drüber wachen, daß die Kirche nicht ein Staat im Staate wird.

Man behauptet oft, wenn die Staatskirche gefallen sei, so müsse auch der Religionsunterricht in der Schule und die theologische Fakultät folgen. Aber warum sollte denn, wenn die bisherige Staatskirche aufgehoben ist, der Staat dergleichen tun, als sei keine Kirche mehr vorhanden? Warum sollte der Kulturstaat, der seine Bürger recht erziehen möchte und dabei die Religion für unentbehrlich hält, eine solche unabhängige Volkskirche als Luft behandeln und ihre Dienste nicht in Anspruch nehmen können? Wenn er die Wissenschaft fördert, warum sollte er die theologische davon ausnehmen? Die Aerzte sind auch keine Staatsbeamten und doch sorgt der Staat für ihre Ausbildung und für die Förderung ihrer Wissenschaft; warum die Pfarrer anders behandeln, selbst wenn sie ihr geistliches Amt ganz auf eigene Faust betrieben? Also Aufhebung der staatlichen theologischen Fakultäten ist keineswegs die Konsequenz der

Lösung des bisherigen Verhältnisses und die Kirche sollte sich schon jetzt energisch gegen diesen Irrtum wehren. Falls aber der Staat in beiden Punkten versagt, sollte da eine umfassende Landeskirche nicht Ersatz schaffen können? Einen großen Teil des Unterrichts hat sie ja schon in eigener Hand. Und eine theologische Fakultät — es brauchten ja nicht drei für jede Landessprache zu sein — würden sämtliche kantonale Landeskirchen im Vereine wohl auch noch aufbringen können, ohne daß dieselbe auf das Niveau der Priesterseminare sinken müßte. In manchen Gegenden Deutschlands wäre vielleicht zu fürchten, daß eine solche kirchliche Fakultät wie überhaupt eine solche finanziell und legislativ unabhängige Kirche in die Gewalt der Reaktion geriete. Bei uns ist diese Besorgnis ganz unbegründet. Immerhin soll die Kirche diesen Weg nicht betreten, wenn sie nicht muß. Wir kommen deshalb zu unserer letzten These:

Die Kirche kann nie alle Verbindungen mit dem Staate lösen, aber sie tut gut, sich möglichste Selbständigkeit in Finanzen, Verwaltung und Gesetzgebung zu erkämpfen und vom Staate garantieren zu lassen, bevor der Staat von sich aus in einer für sie ungünstigeren Weise die Verbindung löst.

R. Liechtenhan.

---

# Die Hauptrichtung des Lebens.

(Eine Erwiderung. *)

Im Oktoberheft „Neue Wege" las ich mit Interesse Herrn Hagmanns Artikel über Dr. F. W. Försters „Schule und Charakter". Obschon ich mir bewußt bin, weder über Hrn. Hagmanns Artikel noch über Herrn Försters Schrift ein maßgebendes Urteil abgeben zu können, so sei es mir doch gestattet, auf einige Punkte hinzuweisen, in denen mir scheint, H. sei F. nicht ganz gerecht worden.

H. findet, F. werte Spiel, Handfertigkeit, Experiment, Beobachtung gerade in Bezug auf Charakterbildung zu wenig hoch. Man vergleiche, was F. in „Sexualethik und Sexualpädagogik" schreibt über

a. Experiment: „Einmal bezieht sich die ethische Beurteilung menschlicher Handlungsweisen auf Tatsachen und Zusammenhänge, die in den verborgensten Tiefen des geschichtlichen und persönlichen Lebens walten, der Methode einfacher wissenschaftlicher Untersuchung nur zum allerkleinsten Teile erreichbar sind und sich nur einer tiefen universellen Lebenserfahrung, sowie einer ganz besonderen Intuition erschließen."

b. Handfertigkeit, Spiel und Beobachtung: (F. widmet ihr ein ganzes Kapitel) .... „Pestalozzi ist mit Recht der Ansicht,

*) Siehe Nr. 10.

daß alle Selbstbeherrschung, alle Scham und alle Besonnenheit darin besteht, daß wir nichts ohne lebendige Gegenwart unseres Gewissens tun oder reden. Solche Allgegenwart unserer besten Ueberzeugungen aber sei auch etwas, das durchaus geübt werden müßte. Das beste Mittel dazu aber sei die Handfertigkeitsarbeit und besonders die häusliche Arbeit; hier könne man den Geist anlernen, bei allem Tun bis in die Fingerspitzen wachsam gegenwärtig zu sein, alles zu kontrollieren und zu beseelen und nichts unüberlegtes geschehen zu lassen. Das ist zweifellos ein außerordentlich wichtiger Gedanke. Es ist ja durchaus kein Zufall, wenn mit der so ausschließlich intellektuellen Kultur gerade unserer männlichen Jugend so viel ethische Verwahrlosung Hand in Hand geht: Die Gefahr aller bloß geistigen Kultur besteht ja gerade darin, daß der Geist im Abstrakten lebt, aber nicht angelernt wird, den Körper zu kontrollieren und zu durchdringen. Es ist für mich zweifellos, daß es gerade für die sexuelle Erziehung unserer Knaben eine außerordentliche Wohltat wäre, wenn der Handfertigkeitsunterricht obligatorisch würde, und wenn vor allem auch die häusliche Erziehung darauf ausginge, die Knaben zu exakter, sorgfältiger Verrichtung häuslicher Arbeit anzuhalten u. s. w."

H. schreibt ferner: „Desgleichen halten wir dafür, daß das Beispiel des Erziehers, das nachahmungswürdige Beispiel in die Charakterförderung der Jugend bestimmend eingreife." Wir sind mit Herrn H. völlig einverstanden darin und glauben, auch F., nur drückt sich F. vorsichtiger aus, indem er sagt: „In unserm großen Zeitalter der Kritik fehlt leider mehr als je die wichtigste aller Kritiken: die Selbstkritik." Sobald der Erzieher seines „nachahmungswürdigen Beispiels" bewußt ist, läuft er Gefahr, sich zu überheben und nichts weniger als nachahmungswürdig zu sein. Selbstkritik aber bewahrt vor Ueberhebung.

Und endlich, wenn Herr H. sich ausdrückt: „Uns erscheint ein weitgehendes Bedürfnis nach Askese nicht auf Charakterstärke, sondern auf einen Zweifel in die Charakterstärke hinzudeuten," so sind wir ebenfalls ganz mit ihm einverstanden. Aber wie wenig treffen wir Charakterstärke bei Erwachsenen, noch weniger vielleicht, nur vielleicht, bei Kindern, darum stimmen wir auch in diesem Punkte F. zu, der gelegentliche Askese befürwortet. Wer sich zur Entsagung gewöhnt hat, der bedarf der Askese nicht mehr.

Mit diesen Ausführungen hoffe ich Herrn H. nicht zu nahe getreten zu sein. Ich lasse mich übrigens mit und aus guten Gründen gerne weiter belehren.

Plüer.

# Glaube und Wandel.

1 Petr. 1. 15. Wie der, welcher euch berufen hat, heilig ist, so seid auch ihr heilig in allem euerm Wandel!

Wir kennen die Rede wohl: „Es ist gleich, was einer glaubt; wenn man nur recht ist.“ Die so sprechen, wollen damit den angeblichen Grundsatz der Religion zurückweisen, daß der Mensch nach seinem Glauben beurteilt werden müsse, wobei unter Glauben die Zustimmung zu einzelnen Sätzen verstanden wird. Sicher ist dieser Grundsatz schon unendlich häufig im Namen der Religion betätigt worden. Wir Pfarrer erleben es genug, daß ihn Laien bei uns voraussetzen.

Aber christlich ist er nicht. „Es werden nicht alle, die Herr! Herr! zu mir sagen, ins Himmelreich kommen, sondern die da tun den Willen meines Vaters im Himmel.“ Wie ein rechter Herrscher seine Untertanen danach beurteilt, ob sie mit ihm am Wohl des Volkes arbeiten, und nicht ob sie mit ihren Ehrenbezeugungen seiner Eitelkeit schmeicheln, so schaut auch Gott nicht darauf, ob wir an ihn geglaubt, sondern ob wir seiner Sache, dem Guten gedient haben. Und wenn die christliche Kirche zu Zeiten anders geurteilt hat, so ist sie ihrem Meister untreu geworden.

Trotzdem ist es nicht „gleich, was einer glaubt.“ Der Glaube so gut wie der Wandel ist die Frucht rechter Gesinnung. Natürlich bloß lebendiger, eigener, nicht nachgesagter Glaube, Glaube im richtigen Sinne, nämlich vertrauensvolle Erhebung des ganzen Innern zu Gott. Die Niedriggesinnten, die bloß Geld, Genuß und Ehre suchen, sind blind für Gottes Größe, taub für die Stimme des Gewissens, und ein Mensch, der wie Jesus eine gesicherte Lebensstellung, ja das Leben selbst für eine unsichere Sache opfert, ist ihnen ein Tor. Es braucht edlen Sinn, um in Ehrfurcht vor Gott niederzusinken, um in der Stimme des Gewissens göttlichen Zwang zu spüren, um in Jesus göttliche Art zu finden. Auch der Glaube ist eine Aeußerung eines edlen Innern.

Er ist aber auch eine Wurzel heiligen Wandels. Natürlich nur wieder wirklicher, selbst gewonnener Glaube. Wohl leugnen wir nicht, daß es edle Atheisten gibt, und geben zu, daß sie Gott sicher lieber sind als unedle Gottesgläubige. Aber es fragt sich, ob ihre Gesinnung nicht die Nachwirkung religiöser Erziehung ist, ob ihr Bestes nicht schließlich von Jesus herstammt. Und wir können sie darauf hinweisen, daß sie doch leben, als ob sie den Glauben hätten, den sie leugnen; denn ihr Streben hat ja nur Sinn, wenn das Gute die Macht ist, welche die Welt regiert, ihr Sinn und Zweck gibt.

Aber auch davon abgesehen, beweisen doch diese edlen Gottes=

leugner noch nicht, daß der Glaube keine Kraft zum Guten sei und daß **wir** ihn entbehren können.

Er hilft doch los von der Selbstzufriedenheit. Es ist bezeichnend, daß die Rede zu lauten pflegt: „Wenn man nur **recht** ist." Unser Spruch aber sagt: „Ihr sollt **heilig** sein." Wir spüren sofort den Unterschied, der in diesen beiden Worten liegt. Der Glaube läßt uns noch nicht zufrieden sein, wenn wir vor den Menschen ohne Vorwurf dastehen; er läßt uns nicht ruhen, bis auch das verborgenste Innere vor Gottes Augen rein daliegt. Erst der Glaube treibt uns, das Schwerste von uns zu verlangen, um Gottes willen.

Für sich selbst und vor den Menschen recht und tugendhaft sein zu wollen, ist kein Ziel, für das man sich begeistern und für das man drum auch leiden kann. Erst wenn das Herz erfüllt ist von Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe gegen Gott, und wenn es weiß, daß Gottes Ziele nur über Alles heilsam und herrlich sein können, gewinnt es auch die Begeisterung, welche über alle kleinlichen Aengste und Bedenken unserer alten Natur hinwegschreitet, durch keine Gefahr und keinen Mißerfolg sich entmutigen läßt.

Der Glaube erst gibt die Zuversicht, daß unser Streben nicht umsonst ist, auch wenn wir keinen Erfolg zu sehen bekommen. Erst solche Zuversicht macht das Streben freudig und unermüdlich, und ohne Freudigkeit und Zähigkeit ist es tot.

Ja wir begreifen hintendrein gar nicht, wie man fragen kann, ob der Glaube entbehrlich sei. Er ist ja nicht eine saure Aufgabe, sondern ein köstliches Geschenk. Und haben wir das erkannt, so werden wir uns auf ihn nichts einbilden und werden auf ihm nicht ausruhen. Denn er ist ja selbst ein Ringen, heilig zu werden.

R. Liechtenhan.

---

# Lesefrucht.

Zu menschenwürdigen Höhen sieht der ins Innere reichende Blick doch nur Menschen gelangen, die leben, als ob ein ewiges Ziel erreichbar wäre, obwohl nirgends Garantien dafür winken, und als ob Freiheit und Selbstverantwortlichkeit beständen, obwohl jede logische Erwägung des Kausalnexus unvermeidlich dem Determinismus entgegentreibt, und als ob ein Gott über dem Ganzen wie dem Einzelnen walte, obwohl am sausenden Webstuhl der Zeit seine Hand sich nirgends unabweisbar bemerklich macht, und als ob schließlich Glück, Liebe und Friede aus dem Kampf der Elemente des Daseins erblühen müßten, obwohl was uns zu Ohren kommt oft genug nicht sowohl Harmonie der Sphären als vielmehr Geheul höhnender Dämonen bedeutet.

(Prof. H. J. Holtzmann in Prot. Monatshefte 1900. S. 322.)

---

# Umschau.

Ueber den **Lehrer als Persönlichkeit** schickt uns ein Lehrer folgende Erörterungen: Die Wissenschaft tut heutzutage viel, um den Lehrer auszurüsten; ihre Früchte sind für jeden erreichbar, der die Mühe nicht scheut, die Hand darnach auszustrecken. Wie steht es aber mit der Charakterbildung?

Schon oft, wenn ich unter die Schar tatenfroher Jungen trat, die ich als meine geistige Familie betrachte, ist mir, wie manchem Vater, der Mut gesunken und die bange Frage aufgestiegen: Verwaltest du den köstlichen Schatz auch recht, der dir anvertraut ist?

Im Lehrplan steht ja, was der Lehrer leisten *soll*; und es klingt bescheiden genug; in den Kinderherzen aber pocht es, aus den hellen Kinderaugen strahlt es, was ihnen der Erzieher *sein könnte*: unendlich viel mehr! Das sind nicht kluge Leute wie du „mit gereifter Erfahrung und bewährter Methode, die sich beizeiten auf ihr Fach beschränkten", nein das sind tatendurstige Junge, die vorwärts wollen und dich mitreißen möchten.

Selten ahnt ein Lehrer, über welche Macht er verfügt, sonst gäbe er sie nicht in der ersten Stunde aus und führe mit polterndem Zorn drein, wo ein Wink genügt. Wer anders soll das Vorbild sein, dem die Jugend so gerne nacheifert, als er, ihr täglicher Genosse? Wieviel erwarten sie von ihm! Spricht er, so verstummen sie, sein Lob ermutigt, jedes Mienenspiel wird gedeutet, sodaß nichts verloren geht. Auch außerhalb der Schule wird er nicht vergessen; „Der Lehrer hats gesagt," hört man oft; die Kinder ahmen ihn im Spiele nach, seine Schwächen verspottend; keines hält zurück mit seiner Kritik, und wäre es das schweigsamste im Unterricht. Mehr als alles vermag das Beispiel des Erziehers; predigt doch die große Lehrerin Natur nicht in Worten.

Sollte diese Gewißheit nicht zu einer Quelle lebendiger Kraft werden für unsern schweren Beruf?

Kein Künstler gestaltet edlern Stoff als der, der Menschen formt; aber mit der Höhe der Aufgabe wächst auch ihre Verantwortlichkeit. Nichts leichter freilich als Fehler zu bestrafen, die man selbst großgezogen hat oder an sich selber trägt. Nichts leichter, als sich zum Sklaven einer Methode zu erniedrigen und Jahr für Jahr seinen Schülern methodisch den Geist auszutreiben; man erkennt sie von weitem, jene hölzernen Pedanten, der Fluch der Lächerlichkeit ruht auf ihnen.

Je tiefer der Lehrer in das Erziehungsproblem eindringt, umso bitterer empfindet er auf Augenblicke seine eigene Unzulänglichkeit; allein: Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken. Tägliche Uebung stärkt — nicht bloß das Gedächtnis.

Die Freude des Gärtners an seinen Blumen, die er gezogen hat, ist auch die seinige. Aus seinem Werk selbst muß

ihm die Lust zum Schaffen erblühen, dann wird es ihm gelingen, immer mehr schlummernde Keime ans Licht zu rufen.
Dr. B.

Nr. 5 der Revue du christianisme social bringt einen Auszug aus einer Broschüre von A. de Mortier: **„Le rôle de l'acheteur dans les conflits économiques"**. Der Verfasser will den Käufer erziehen, damit er seine Käufe zu einer überlegten Tat gestalte. Unrecht tut nach seinen Ausführungen der Käufer,

wenn er in den letzten Abendstunden kauft;

wenn er Lieferung der Waren in weite Entfernung außerhalb der Arbeitszeit verlangt;

wenn er Bestellungen macht, durch welche die Ruhezeit der Angestellten verkürzt wird;

wenn er seine Weihnachtseinkäufe oder den Kauf von Saisonartikeln bis auf den letzten Augenblick verspart;

wenn er so kurze Lieferungsfrist verlangt, daß der Arbeiter seine Arbeit zu Hause oder am Sonntag vollenden muß;

wenn er von einem Artikel ein ganzes Lager vor sich ausbreiten läßt und schließlich doch nichts kauft;

wenn er feilscht, bis der Verkäufer nachgibt;

wenn er eine Reihe ungezahlter Rechnungen auflaufen läßt, weil der Geschäftsinhaber aus Angst vor Kundenverlust nicht zu reklamieren wagt;

wenn er Arbeit schlecht bezahlt, um damit Wohltätigkeitsbazare zu speisen.

Eine soziale Pflicht des Käufers ist es, die Bestellungen möglichst auf die tote Saison zu verlegen, z. B. die Sommerkleider im Januar und Februar machen zu lassen, welche für Schneidermeister und Konfektionsarbeiterinnen oft Arbeitslosigkeit mit sich bringen.

Der Käufer soll keine fertigen Kleider kaufen, ohne zu fragen, wo und von wem sie hergestellt worden sind, denn die Räume, in denen sie entstanden, sind häufig Stätten der Tuberkulose und des Elends.

Man soll keine Wohnung mieten, ohne vorher die Mansarden für Dienstboten und die Küche genau besichtigt zu haben, denn diese Räume, besonders wenn sie nicht genügend Luft und Licht haben, sind Ansteckungsherde für Tuberkulose und bilden eine Gefahr für die ganze Familie.

Der Verfasser wirbt für eine soziale Käuferliga, deren Mitglieder sich zur Beobachtung der vorgenannten Punkte verpflichten. Man mag allerdings zweifeln, ob hiefür gleich wieder ein Verein nötig sei. Tatsache ist, daß an manchen sozialen Mißständen die Gedankenlosigkeit des kaufenden Publikums schuldig oder wenigstens mitschuldig ist; es sollte darum eine der ersten Wirkungen einer bessern sozialen Gesinnung sein, daß sie diese Gedankenlosigkeit ohne Scheu vor kleinen Opfern überwindet.
L.

In dem neuerscheinenden Organ der **evangelischen Arbeitervereine**, „Der freie Schweizer Arbeiter" wird das Für und Wider die Militärorganisation lebhaft erörtert. Es spielt da hauptsächlich die Befürchtung eine Rolle, daß die Arbeiterentlassungen wegen Militärdienst zunehmen könnten. Die bürgerliche Presse würde jedenfalls der Vorlage den besten Dienst tun, wenn sie offen versprechen würde, jeden der heuchlerischen Lumpenpatrioten, die jetzt für die Vorlage eintreten und nachher Angestellte wegen Militärdienst entlassen, schonungslos an den Pranger zu stellen. Es wäre dazu allerdings ein wenig Mut nötig. *)
L.

*) Vor der Abstimmung geschrieben.

# Büchertisch.

**Friedrich Naumann**, Seine Entwicklung seine Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart. Von H. Meyer-Benfey. Göttingen, bei Vandenhoeck u. Rupprecht, 1904. (Broch. Fr. 3. 20, gebd. Fr. 4.)

In Nr. 7 der „Neuen Wege" haben wir unsere Leser mit Meyer-Benfeys Naumannbuch bekannt gemacht. Ist es etwas Ungewöhnliches, daß zu Lebzeiten eines Schriftstellers von anderer Hand eine Art Blumenlese aus seinen Schriften ver-

anstaltet wird, so mag es fast befremden, daß einer den Versuch macht, sein Werden und Schaffen in Buchform zu besprechen. Das läßt sich doch nur rechtfertigen, wo es sich um einen Menschen handelt, der bereits zum Markstein geworden ist. F. Naumann gehört sicherlich heute schon zu den eigenartigsten Gestalten der deutschen Politik, die man studieren muß. Das werden ihm auch die nicht absprechen, welche ihn noch nicht mit Meyer-Benfey „den größten Schüler Bismarcks und den größten Erzieher des deutschen Volkes nach ihm" nennen mögen. Der Mann, der die Begriffe „national und sozial" zusammenbrachte und auf ihnen sein durch und durch realpolitisches Programm aufbaut, hat schon allein damit eine Gedankenarbeit ersten Ranges geleistet. Bei Naumann kommt aber dazu eine schöpferische Weiterbildung der Religion; von seiner ästhetischen Begabung ganz zu schweigen. Das alles mußte bei Vielen dem Wunsch rufen, Näheres zu erfahren über Herkommen und Entwicklung des Mannes.

Noch eines aber tritt bei Naumann daneben. Er gehört zu den Menschen, die durch ihre Wahrhaftigkeit, und staunenswerte Vielseitigkeit lange daran verhindert werden, als abgeschlossene Größe dazustehen. In den kaum 15 Jahren, da die Oeffentlichkeit sich mit ihm beschäftigt, hat er Wandlungen durchgemacht wie wenige in diesem Zeitraum. Am stärksten hat es sich in der Politik gezeigt. Wir sahen ihn unter den Christlich-Sozialen konservativer Abkunft, dann am Rande der Sozialdemokratie, hierauf als Führer der National-Sozialen und endlich als Mitglied der freisinnigen Blockpartei. Manche hat es befremdet, nicht wenige ganz von ihm abwendig gemacht. Und nicht minder rasch und bewegt, wenn auch weniger formulierbar ist Naumanns religiöse Entwicklung seit den Tagen, da der heutige liberale Politiker als Vereinsgeistlicher der Innern Mission aus einem sächsischen Dorfe nach Frankfurt berufen wurde. Endlich ists ziemlich weit herum bekannt geworden, wie skeptisch sich Naumann in den letzten Jahren über die Anwendbarkeit der evangelischen Sittenlehre Jesu und der Apostel auf die gegenwärtige Kultur, vor allem die Politik ausgesprochen hat, er, der gleiche, dessen Hoffnung es einmal gewesen war, mit dem Evangelium die soziale Frage zu lösen, der an eine evangelisch-soziale Wiedergeburt der Gesellschaft geglaubt hatte. Und dabei steht der Mann erst in seinem 48. Lebensjahre, ist ein Realpolitiker der allerernstesten Art geworden, ohne die sittliche Wucht und religiöse Frische einzubüßen. Da ist nichts von der inneren Gebrochenheit oder Unsicherheit des Apostaten zu sehen.

Wo solche Bedeutung und so starke Entwicklungsfähigkeit zusammenkommen, müssen wir's mit Dank begrüßen, wenn ein Dritter sich die Mühe genommen hat, beides klarzulegen. Dies umso mehr, wenn es nicht geschah durch einen blinden Bewunderer Naumanns. Meyer-Benfeys Buch ist keine Verherrlichung Naumanns durch alles hindurch, wohl aber ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für jeden, den die Sehnsucht nach bestimmten politischen Zielen und religiöser Gegenwartskraft zu dem einzigartigen deutschen Denker hintreibt. B. H.

**Das Kreuz Christi und das moderne Denken.** Von Dr. Paul Mezger, Prof. der Theologie, in Basel. Verlag von Helbing & Lichtenhahn. Preis Fr. 2.50.

Die Schrift gibt in erweiterter Form den Vortrag wieder, den Prof. Mezger an der letzten Christlichen Studentenkonferenz gehalten hat. Wir empfehlen ihn unsern Lesern aufs Beste. Mezger zollt bei aller Pietät gegen das Alte, bei aller Vorsicht gegenüber modernen Vorurteilen doch in aller Offenheit und Entschiedenheit dem Grundsatz seinen Beifall, daß nicht die Annahme einer Lehre über die Bedeutung des Kreuzestodes uns helfe, die altkirchliche so wenig wie irgend eine neue, sondern daß das Kreuz selbst, resp. der Gekreuzigte in seinem Leben und der Bewährung seines Berufes bis in den Tod, uns innerlich beeinflussen und umwandeln müsse. Die Polemik gegen die moderne Theologie ist zwar durchaus nobel, aber wir glauben nicht, daß ihr der Verfasser ganz gerecht geworden ist. Wir bekennen aber gern unsere Uebereinstimmung in der Hauptsache. L.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

NEUE WEGE

# An unsere Leser.

Mit dieser Nummer schließen die „Neuen Wege“ ihren ersten Jahrgang. Es war ein Probejahr. Wir haben nicht Ursache, mit ihm gänzlich unzufrieden zu sein. Die Abonnentenzahl ist viel größer geworden, als wir berechnet hatten, denn unsere Erwartungen waren sehr bescheiden gewesen. Freundliche Aufmunterung, ja begeisterte Zustimmung ist uns vielfach zu Teil geworden. Allerdings hat es uns auch an Kritik nicht gefehlt. Die einen haben sich über den allzu akademischen Ton beklagt und mehr Verständlichkeit gewünscht, die andern bei uns zu wenig auserwählten Stoff gefunden; den Altmodischen waren wir zu modern und den Modernen zu altmodisch; während man im sozialistischen Lager unzufrieden war, weil man ein rein sozialistisches Blatt gewünscht hätte, so ärgerten sich die „Bürgerlichen“ über unsern Sozialismus; den Radikalen waren wir zu gemäßigt, den Gemäßigten zu radikal; bald vermißte man das „Neue“, bald zürnte man darüber. Wir haben also die Kunst, es allen Leuten recht zu machen, wenig verstanden. Was sagen wir nun dazu?

Daß wir Vorwürfe von so diametral entgegengesetzter Art gehört haben, zeigt uns, daß unser Kurs im ganzen richtig war. Aber dabei wollen wir uns keineswegs beruhigen. Wir wissen am besten, wie weit die Ausführung hinter unsern Absichten zurückgeblieben ist. Wir sind wirklich oft zu theologisch und akademisch, zu wenig frisch und aktuell, gelegentlich wohl auch zu stürmisch gewesen. Unser großer Mitarbeiterkreis ist noch zu wenig zur Geltung gekommen; es wurden zu oft die gleichen und leider vorwiegend theologische Stimmen gehört. Und doch wollen wir ja durchaus kein Theologenblatt sein. Unser Programm ist noch nicht deutlich genug zum Ausdruck gelangt.

Das alles soll und kann gebessert werden. Es fehlt uns nicht an Selbstkritik. Aber der äußeren und inneren Schwierigkeiten waren viele zu überwinden. Unser Unternehmen war in seiner Art neu und

es ging nicht so leicht, das Rechte zu treffen. Doch sind nun die Anfangsschwierigkeiten besiegt und wir dürfen zuversichtlich hoffen und versprechen, daß wir vorwärts kommen und künftig besser der Aufgabe dienen werden, die wir uns gestellt haben: an unserem bescheidenen Teile an der geistigen Erneuerung und Vertiefung unseres Volkes mitzuarbeiten, und zwar nicht durch Predigen und Belehren von oben her, sondern durch gemeinsames Suchen.

Das Programm bleibt unverändert. Wir betonen nochmals, daß wir keine Partei gründen und keiner Partei als solcher dienen wollen. Das sollte man uns, wenn man selbst ehrlich ist, einmal glauben. Es nimmt sich auch eigentümlich aus, wenn man darüber klagt, daß gewisse theologische Richtungen sich nicht zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden wollten, während man unsere Einladung, die doch von Anhängern verschiedener Parteigruppen ausgeht, mit Schweigen oder Schelten beantwortete. Wir sagen es noch einmal: die „Neuen Wege“ sind nicht reformerisch, nicht positiv und nicht vermittlerisch, auch nicht etwa der „modernen Theologie“ verschrieben, sie sind nicht sozialdemokratisch und nicht bürgerlich, sie suchen einen neuen, parteifreien Boden, sie wollen nun einmal den Versuch wagen, aus den Niederungen des zum guten Teil so veralteten und vergifteten Parteiwesens auf höheres Land zu gelangen. Das mag fast utopisch klingen; wir sind nicht so naiv, daß wir die Schwierigkeiten eines solchen Versuches übersähen, aber sollte es denn eine ganz veraltete und überwundene Sache sein, sich hohe Ziele zu setzen und Aufgaben für desto dringender zu halten, je schwerer sie sind? Wir wollen mit unseren Mitarbeitern und Lesern zusammen die neuen Wege suchen. Es kommt uns also nicht darauf an, für unsere eigenen Ansichten Propaganda zu machen. Wir sprechen diese kräftig und ungescheut aus, lassen aber sehr gerne auch Meinungen zu Worte kommen, die den unsrigen entgegengesetzt sind und wünschen gerade eine solche Aussprache. Auch da, wo wir kämpfen müssen, ist es eine Sehnsucht nach Einheit, die uns treibt. Ein bloßer Sprechsaal allerdings sind wir nicht. Uns einigt die Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen und Losungen, die innere Not, die uns dadurch bereitet wird und der Glaube an das Vorwärts und Aufwärts. Nur sind wir keine Dogmatiker; wir wollen gerne lernen. Was wir wünschen, ist eine Diskussion der Nöte und Aufgaben der Zeit unter Menschen, die guten Willens sind, im rechten Ernst, auf rechter Höhe und in reiner Luft. Darin muß ein Teil unserer Leser uns noch besser verstehen lernen. Sie werden es gewiß, wenn sie unserem Blatte treu bleiben. Zu der Freiheit, nach der wir ausschauen, gehört vor allem die Achtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung. Sie soll bei uns gehört werden, auch wenn sie noch so radikal klingt. Wir fürchten uns nicht davor. Aber die Gegenrede wird — wir wiederholen es — ebenso bereitwillig vernommen und geprüft. Es steht auch keineswegs die ganze Redaktion hinter jedem einzelnen Artikel. Wir selbst sind in

unseren Ansichten durchaus nicht uniform. Wir werden uns erlauben, gelegentlich sogar gegen einander zu schreiben. Umsoweniger erwarten wir von den Lesern einfache Zustimmung zu allem, was in unserem Blatte steht. Wir hoffen, daß der neue Jahrgang uns noch viel mehr als der erste einen frischen, fröhlichen Austausch und Kampf der Meinungen bringe. Es bildet geradezu einen Teil unseres Programms, diese Fähigkeit in unserem Volke zu pflegen, einen ehrlichen, tüchtigen Gegner ohne Gehässigkeit, ja mit Freude zu hören und mit Menschen von abweichenden religiösen oder sozialen Bekenntnissen Gemeinschaft zu haben, im Bewußtsein des uns verbindenden guten Willens. Daran fehlt es uns noch so sehr. — Unsere Leser müssen also etwas vertragen können und dürfen nicht erwarten, daß die „Neuen Wege" einfach das Sprachrohr ihrer eigenen Meinungen seien. Eine Art von Lesern also paßt nicht zu uns: die Fertigen, die schon alles wissen, alle Lösungen besitzen und uns nur kontrollieren, ob wir sie vortragen oder nicht. Sie brauchen uns nicht und wir können sie nicht brauchen.

Solche haben wir wohl auch nicht gehabt. Die übrigen möchten wir fragen, ob unser Programm sie nicht schön und notwendig dünke und ob sie es nicht noch weiter mit uns versuchen und noch mehr als dies: ob sie nicht mitarbeiten und andere dafür gewinnen wollen. Die Lage ist gerade auch in unserem Volke so schwer geworden und andrerseits geht ein so starkes Gähren und Suchen durch die Zeit, daß dadurch wohl eine Gemeinde von miteinander Suchenden und Arbeitenden zusammengeführt und zusammengehalten werden sollte. Wir dürfen es ehrlich sagen, daß wir nichts anderes wollen, als reinen Herzens und ernsten Willens dieser notwendigen Aufgabe dienen und so fragen wir im Gefühl ihrer Größe und zugleich der eigenen Schwäche alle, denen der Kampf um und für die Wahrheit und der Sieg des Guten anliegt: „Es ist unsere gemeinsame Sache — wer will uns helfen?"

Die Redaktion.

---

# Idealismus.

Unsere Zeit lebt schnell und verbraucht schnell. Kurz ist die Zeitspanne, in der Neues alt, mit Begeisterung Aufgenommenes trivial und langweilig wird.

Worte und Namen, die noch vor kurzem für viele das Sinnbild eines großen und echten Inhaltes waren, sind durch die rein äußerliche Verbreitung der Zeitungen, durch unverstandenen, phrasenhaften Gebrauch ihres Gehaltes entleert und von denkenden Menschen zum alten Eisen geworfen worden. Mancher wird sich mit mir erinnern, wie in unseren Studentenjahren das Wort „Persönlichkeit" alles umfaßte, was wir uns Hohes, Selbständiges, Innerliches zu denken

vermochten. Aber seither ist eine Menschensorte, die ich die „Anempfindler“ nennen möchte, darüber hergefallen, sie haben alle ihre Schrullen und ihre Eitelkeiten mit diesem Worte gedeckt und bloße Schwätzer, die sich nicht einmal die Mühe des Anempfindens gemacht haben, brauchten es als Reklametafel. So hat das Wort in wenigen Jahren vielfach seinen Kredit bei ernsthaften Menschen verloren.

Eine ähnliche, wenn auch längere Leidensgeschichte hat das Wort „Idealismus“ hinter sich. Es war einst — wenn ich nicht irre — von Fichte aus dem Garten des philosophischen Denkens auf das Feld des praktischen Lebens verpflanzt worden. Rein strahlte sein Sinn über den Menschen, die in und nach den Befreiungskriegen an der äußern und innern Befreiung Deutschlands mitkämpften. Seine reinste Verkörperung fand es wohl in E. M. Arndt, dessen Briefwechsel daher, ohne an die eigentlich großen Geister der Zeit heranzureichen, seinen eigenartigen Reiz niemals verlieren kann. Aber damit, daß das Wort unter die Massen kam, konnte auch sein Mißbrauch nicht ausbleiben. Es begann allerhand Nebenzwecken dienstbar zu werden. Der eine hat seine Fremdheit gegenüber der wirklichen Welt oder die Verwirrtheit seiner Gedankengänge mit dem Namen „Idealismus“ belegt. Nicht selten war das Wort sogar eine Decke der Feigheit: um schlecht nicht schlecht, schmutzig nicht schmutzig nennen zu müssen, hat da und dort einer sich entschuldigt: „Ich bin eben Idealist.“ Oder noch schlimmer: gar mancher abgebrühte Egoist hat sich das Wort „Idealismus“ als einen Heiligenschein hoher Gesinnung umgelegt und hat den Heiligen gespielt gegenüber Leuten, die aus Ehrlichkeit nicht um jeder Kleinigkeit willen die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen ihres Gemütes in Bewegung setzen, sondern Kleines klein und Schlichtes schlicht behandeln wollten. Nicht selten kamen auch Leute einer ältern Generation auf den kuriosen Gedanken, Zeitforderungen ihrer eigenen Jugendjahre als „Ideale“ für die um ein Menschenalter jüngere Generation zu proklamieren und bitter über Mangel an Idealismus bei der Jugend zu schelten, wenn diese nicht Lust zeigte, ihre Ideale aus der Rüstkammer der Väter zu holen. Gar manchem ist so das Wort verekelt worden. Solche Leute werden für den, der es wieder zu nennen wagt, im besten Falle ein mitleidiges Lächeln haben.

Aber was kümmert uns der Mißbrauch des Wortes, das Wort überhaupt? Mag es verschwinden, sang- und klanglos. Namen finden wir wieder und auch diese Namen werden wieder mißbraucht werden und wieder in Verruf kommen. Das ändert rein gar nichts an der unumstößlichen Wahrheit, daß der Besitz oder Nichtbesitz der *Sache* für den einzelnen wie für ein Volk das große Ja oder Nein bedeuten. Ob diese *Sache*, oder Kraft, oder wie man es nennen will, in einem Volk, einer Zeit sich in aufsteigender oder absteigender Linie befindet, das ist die Lebensfrage dieser Zeit und dieses Volkes, mehr noch als Kanonentechnik und Schulorganisationen.

Manchmal will es uns scheinen, als ob wir heute stark auf der absteigenden Linie seien. Es ist im praktischen Leben — ich stelle das Wort hier in Gegensatz etwa zur Schule oder Kirche — ein Gemeinplatz geworden, daß der ein Narr sei, der etwas arbeitet oder unternimmt, was ihm nicht irgendwie einen Gewinn, sei's Geld, sei's ein Professorentitel, sei's Popularität oder sonst etwas, einbringt. Wie veraltet und absonderlich erscheint uns der Mensch, der eine schlechter bezahlte, titulierte oder sozial eingeschätzte Stellung, die seinen Kräften angemessen ist, einer einträglichern oder besser titulierten vorzieht. „Ich werde doch nicht so dumm sein", kann man alle Tage hören. So etwas wie die Geschichte der sieben Göttinger Professoren, die sich von Amt und Brot jagen ließen, weil sie nicht in den Verfassungsbruch des Königs von Hannover einwilligen wollten, gehört in die Vergangenheit, in das Jahr 1837, in die Bücher. Ob es wohl schon damals so kluge Leute gegeben hat, die entdeckten, daß die Sieben eigentlich doch gegenüber ihren Familien „unverantwortlich" gehandelt hätten? Ganz unverständlich ist den meisten unter uns nicht minder der Mann, der auch in einer scheinbar und offenbar wilden und wüsten Zeitbewegung an einen guten Kern und an ein gutes Ziel glaubt. „Der Mann macht Phrasen", eine andere Erklärung finden wenige. Schon der Schüler des humanistischen Gymnasiums, das sich doch so gerne eine Pflanzstätte des Idealismus nennt oder nennen läßt, fragt bei der Berufswahl zuerst nach der Einträglichkeit der möglichen Berufe, bald mehr offen und cynisch, bald noch mit einem leisen Gefühl von Scham. Aber als ein verdrehter Kerl erscheint ihm doch ein Altersgenosse, der in die nach allen Seiten offene Welt nichts mitbringt als einen unbestimmten aber unbezwinglichen Hunger nach einem einzigen Blick in die Tiefen dessen, was wahr und wirklich ist und was unsere mit so vielen Fragen durchsetzte Zeit aus sich heraus gestalten will. Das sind Symptome unseres Gemeingeistes. Es liegt mir fern, unsere Zeit und unsere Generation drum zu schelten. Ich weiß auch, wie vieles sie zu ihrer Rechtfertigung vorbringen könnte. Mancher wird sich auch wohl dabei beruhigen: Das ist nun einmal so, das ist moderne Lebensstimmung und daran läßt sich nichts ändern. Und wenn die Leute so zufrieden sind, so soll man ihren Frieden nicht stören.

Ich gestehe, daß ich an diesen Frieden nicht glaube. Trotz allem und allem bin ich der Ansicht, daß wir Menschen innerlich verhungern und zu Grunde gehen ohne ein Stück Glauben an die Zukunft, ohne einen Funken dieser göttlichen Unvernunft, die nicht bei allen Dingen Gewinn und Verlust im Voraus berechnen kann und doch manchmal heller sieht als der Verstand der Verständigsten, die etwas wagt, ohne sämtliche Garantien des Gelingens schriftlich in einem feuersichern Schrank zu besitzen. Ich glaube, daß es eisig kalt in der Welt würde, wenn wir nicht mehr Menschen finden könnten, die aus einem bestimmten Etwas heraus so töricht wären, ein wenig mehr zu tun,

als die Rechts-, Pflicht- und Vernunftbegriffe des Durchschnittsmenschen von ihnen verlangen dürfen. Gerade von dem „Bißchen Mehr“ an Glauben und Vertrauen zu den Mitmenschen und zu den Weltgeschicken, von dem „Bißchen Mehr“ an Tun gegenüber den Menschen unseres Pflichtkreises nährt sich und lebt die Seele im Menschen. Ja, mir will vorkommen, es sei zu allen Zeiten nichts Wesentliches, ja überhaupt nichts zustande gekommen, wenn nicht dieses Etwas von unbemeßbarem, vielen lächerlichem Mehrglauben und Mehrtun über „das Normale“ hinaus dabei war.

Mancher, der viel zu weise und zu stolz ist, sich so etwas einzugestehen, lebt doch in Tat und Wahrheit nur als Schmarotzer auf Kosten der Leute, die dieses „Bißchen Mehr“ besitzen und ihm entgegenbringen. Der klügste Rechner will sich von seiner Frau ihre Güte nicht in Zahlen vorrechnen lassen. Freilich zum guten Glück: mancher, der es nicht haben will, besitzt auch selber im Stillen ein gutes Stück davon in einem Winkel seines Herzens. Man denke es sich nur weg aus dem Berufe des Pfarrers, des Arztes, des Lehrers und man wird nicht mehr an seiner grundlegenden Notwendigkeit zweifeln. Natürlich: ohne die reale Grundlage von Können und Wissen taugen sie nichts. Das kann durch keine Redensart weggeschafft werden. Aber man male sich nur einmal den Lehrer aus, der nur mit sogenannten Realitäten rechnet: „Von Seite 1—100 des Lehrbuches habe ich den Schülern beizubringen, glatt sollen sie's können, am Schnürchen muß es laufen, so und so viel Stunden habe ich in der Woche zu unterrichten, für mehr bin ich nicht bezahlt. Trägheit, Unfähigkeit oder gar schlechter Wille sind die Züge, die mir am meisten und klarsten entgegentreten, also nur keine Redensarten von einer Kinderseele, die noch geheime Tiefen hat. Faulheit und Dummheit mit allen Mitteln zu bekämpfen, das ist der Lehrerberuf“. Der so redet, könnte vielleicht ein guter, erprobter Lehrer sein und sogenannte gute Resultate erzielen. Und dennoch, wenn er wirklich nichts hätte, als das, wenn er nicht irgendwo in einem Winkel seines Gemütes spürte, daß ihm ein großes Stück gute, bildsame Zukunft anvertraut ist, so würde ihm das Beste fehlen. Empfindet schon der kleinste Schüler und andererseits der einfachste, ungebildetste Mensch doch sehr fein an einem andern Menschen dieses „Bißchen Mehr“ an Glauben und Interesse und Bereitschaft, etwas von seinem Besten ihm abzugeben. Nur das erobert Herzen. Nur so gewinnt der Offizier seine Soldaten, der Lehrer seine Schüler, der Industrieherr seine Arbeiter. Denn es ist nicht so, als ob diese Tatsache nur für wenige, etwa erziehende Berufe Geltung hätte. Sie ist auch dem Kaufmann so nötig, als dem Arbeiter. Ich höre schon den Einwurf: Das ist es ja gerade, was dem heutigen Arbeiter fehlt, der will immer nur etwas weniger an Mühe, an Arbeit, an Vertrauen. Gewiß Drückeberger, arbeitsscheue und berufsmäßige Hetzer werden dort so reichlich vertreten sein als in allen Ständen bis hinauf zu den höchsten und

einflußreichsten, aber ich kann mir schlechterdings nicht denken, daß die Industrie zu ihrer heutigen Höhe gekommen wäre, wenn nicht auch in den Kreisen der Arbeiter dieses „Etwas Mehr“ an Treue und Leistung über das einfach Bezahlbare hinaus vorhanden gewesen wäre. Und in der ja vielleicht bisweilen unbequemen Arbeiter-Solidarität steckt doch im letzten Grunde auch recht oft ein gutes Stück davon. Blicken wir um uns, wohin wir wollen: überall, wenn auch in ganz verschiedener Weise, ist es doch noch am Werke, weil wir es einfach nicht entbehren können.

Nicht immer freilich ist es leicht in den Reibungen des heutigen Lebens das „Bißchen Mehr“ festzuhalten. Dazu gehört ein Stück guten Trotzes. Aber eben trotz den unzweifelhaften Schlechtigkeiten, Treulosigkeiten, Unwahrhaftigkeiten, trotz dem passiven Widerstand und der Trägheit oben und unten sein „Bißchen Mehr“ an Glauben und Tun nicht preiszugeben, das nenne ich Idealismus. Jede Verwechslung mit einem oberflächlichen Optimismus, der die Welt nur als eine Wiese mit blauen, gelben und roten Blümelein ansieht, ist dadurch ausgeschlossen. Ein solcher Idealismus macht aus den Menschen nicht Engel, er erkennt gewöhnliche Geldgier, stumpfsinnige Sattheit und blinden Haß als sehr reale Mächte unserer Zeit an, die jedem in die Augen stechen müssen. Aber darum verliert er über diesen dunkeln Erscheinungen die großen und schönen Linien, die keiner Zeit fehlen, nicht aus den Augen, sondern in ihnen erkennt er Sinn und Verstand im Chaos, Zukunft und werdende Lebensmächte in der oft schwer verständlichen Gegenwart. Auch sie sind ihm Wirklichkeiten und zwar die größern und mächtigern. Erst durch diesen Idealismus werden die Augen hell für die ganze Wirklichkeit. Drum tut er not. Am Namen liegt nichts, an der Sache alles.

A. Barth.

---

# Nachfolge Pestalozzis.

## I.

Die folgenden Ausführungen wollen keine theoretische Erörterung über Pestalozzi sein, sondern ein Bekenntnis zu ihm. Auch möchte ich nicht ausführlich über ihn reden, sondern ihn selber in meistens weniger bekannten Worten über wichtige Zeit- und Lebensfragen reden lassen. Vorher will ich mich in Kürze über die Frage aussprechen, wie wir heute Pestalozzi allein gerecht werden können.

Pestalozzi hat gewiß ein gutes Recht, in den „Neuen Wegen“ zu Worte zu kommen. Sie wollen gründliche und grundlegende Arbeit tun. Das wollte er auch. Sein heißes Bemühen ging dahin, ein Neues zu pflügen und nicht unter die Dornen zu säen. Er ist

in erstaunlicher, für alle Zeiten denkwürdiger Weise neue Wege gegangen.

Diese Wege könnten indessen jetzt wieder alt und ausgetreten sein und nur mehr geschichtliche Bedeutung haben.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Form, in die er sein Denken und Wollen gekleidet hat, heute vielfach veraltet ist. Seine Schriften sind keine fein ausgefeilten und abgerundeten stilistischen Kunstwerke; seine Schreibweise ist oft etwas unbeholfen und unverständlich. Wer sich aber durch diese Aeußerlichkeiten nicht davon abschrecken läßt, sich darin zu vertiefen, der wird sich reich belohnt finden. Pestalozzi war trotz aller Formlosigkeit und mangelnder Kenntnis selbst der Rechtschreibekunst im Besitz einer außergewöhnlichen Sprach- und Gestaltungskraft. Es finden sich in seinen Schriften Worte von einer Wucht und Tiefe, die an die Bibel erinnern. Nicht umsonst hat ferner Herder nach der Lektüre von Pestalozzis Schrift „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" in ihm die Geburt des echten deutschen philosophischen Genius begrüßt, der weder franzisiere noch anglisiere. Was seine Schriften an klassischer Formvollendung vermissen lassen, das ersetzen sie reichlich durch urwüchsige Kraft, schalkhafte Derbheit und kindliche Treuherzigkeit. Ihr größter Vorzug aber ist ihre unbedingte Wahrhaftigkeit. Sie sind der rückhaltlose Ausdruck seiner Persönlichkeit. Sie sind Offenbarungen eines inneren Lebens von seltener Schönheit und Zeugnisse eines Wollens von ganz ungewöhnlicher Reinheit und Größe.

Mit diesem Wollen und nicht mit einzelnen seiner Lehren müssen wir uns vor allem auseinandersetzen. Dieses Wollen, die innerste Triebkraft seines Lebens, wird nicht so bald veralten.

Prof. Natorp führt im ersten Hefte des „Sämanns" (1. Jahrgang 1905) sehr schön aus, daß Pestalozzi durch die ihm verliehene unverwüstliche Jugendkraft mehr als irgend ein anderer Pädagoge berufen sei, allen denen ein guter Genius und Führer zu werden, die für die Jugend arbeiten und ihre Aufgabe nicht darin erblicken, sie möglichst schnell alt zu machen, sondern mit ihr aus den Quellen ewiger Jugend zu trinken.

Pestalozzi ist zu gut, um bloß in den Geschichten der Pädagogik ein ruhmvolles Dasein zu führen und von Zeit zu Zeit als Gegenstand schöner Reden zu dienen.

Sein ehrliches, heißes Ringen und seine letzten Worte beim tragischen Ende verlangen von uns mehr als schöne Worte des Preises. War er doch ein abgesagter Feind aller unnützen „Maulbraucherei." Gepriesen wird er genug; wie steht es aber mit der Nachfolge? Ihm gegenüber, der nicht in olympischer Höhe über dem Volke thronte, sondern in einer Weise, die jeden Zweifel an seinem Ernst ausschloß, die Not des Volkes zu der seinen machte, ist das Wort Nachfolge nicht zu anspruchsvoll, obwohl es an einen Größeren erinnert. Nach-

folge ist ihm scheinbar auch in reichstem Maße geworden. Eine vorher unerhörte Entwicklung des Schul- und Erziehungswesens führt sich gerne auf ihn zurück. Niemand wird bestreiten wollen, daß in seiner Nachfolge viel begeisterte, tüchtige Arbeit getan worden ist. Dennoch würde man gut tun, mit dem Ehrennamen „Jünger Pestalozzis" etwas sparsamer umzugehen. Wer seinen Lebenskampf näher kennen lernt, der wird finden, daß Nachfolge Pestalozzis keineswegs eine leichte und alltägliche Sache ist. Die Wege, die er ging und seinen Nachfolgern zeigte, liegen recht abseits von der großen Heerstraße alter lieber, pädagogischer und anderer Gewohnheiten. Er war ein sehr einsamer Wanderer, und alle klugen, praktischen Leute sagten von ihm, er sei ein Traumwandler, der nächstens in einen Abgrund stürzen werde, was dann in ihrem Sinne auch geschah. Wenige seiner Zeitgenossen verstanden ihn.

Dagegen scheint heute wieder ein neuer Tag für ihn angebrochen zu sein. Prof. Förster beruft sich an mancher Stelle seiner Schriften auf ihn. In Deutschland hat der schon genannte Prof. Natorp einen Teil seiner Lebensarbeit der Aufgabe gewidmet, Pestalozzi endlich zur verdienten Geltung und Wirkung zu bringen. Seine Darstellung Pestalozzis in Greßlers „Klassikern der Pädagogik" (Langensalza 1905) ist wohl besonders berufen, eine tiefere Würdigung des Schriftstellers, Denkers, Sozialforschers und Pädagogen Pestalozzi anzubahnen. Vor allem wird die immer weitere Kreise erfassende Erkenntnis, daß die Entwicklung des Erziehungswesens bei aller äußeren Großartigkeit vielfach auf Seiten- und Irrwege geraten ist, viele, die nach gründlicher Hilfe verlangen, zu Pestalozzi führen. Er, der „Träumer", hat die Irrwege, über die wir jetzt erschrecken, mit merkwürdiger Klarheit gesehen und zum voraus vor ihnen gewarnt. Leider vergeblich. Man hat ihn wohl zum Vater unseres Schulwesens gemacht, sich aber nicht dementsprechend bemüht, das zu beherzigen, was er aus treuem Vaterherzen gesprochen hat. Wenn heute unser Schulwesen von unten bis oben bedenklich an Ueberschätzung des Wissens krankt, so ist Pestalozzi daran wahrlich nicht schuld. Keiner hat eindringlicher und kraftvoller vor dieser wie vor allen Einseitigkeiten gewarnt, keiner mit größerem Nachdruck und immer neuen herrlichen Wendungen die Bildung des ganzen Menschen nach Kopf, Herz und Hand gefordert. Wenn ferner die äußere Entwicklung der letzten Jahrzehnte das Familienleben vielfach schwer geschädigt und damit eine rechte häusliche Erziehung fast unmöglich gemacht hat, so würde keiner das schmerzlicher bedauern als Pestalozzi. Er hat in fast allen seinen Schriften immer wieder den Vorrang des Hauses vor der Schule betont, so daß man hie und da fast zu der Meinung kommen muß, er habe in der Schule nicht viel mehr als ein notwendiges Uebel gesehen. Jedenfalls muß nach seinem Urteil die rechte Schule dem rechten Hause, nicht so sehr in Aeußerlichkeiten, als durch den Geist, der in ihr waltet, möglichst ähnlich sein. Man mag das

Urteil Pestalozzis über die Schule einseitig und ungerecht finden, aber man darf es nicht verschweigen, ohne Pestalozzi Gewalt anzutun und seine tiefsten und eigentlichsten Absichten zu verkennen. Die Hauptsorge für die Erziehung einfach der Schule und dem Staate überlassen, das bedeutete in seinen Augen das Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht verkaufen. Man bekommt aus seinen Schriften den Eindruck, er würde, wenn er heute wiederkäme, bei aller Anerkennung großer Fortschritte an unserem Erziehungswesen scharfe, in manchem Punkte sehr scharfe Kritik üben. Viele und wohl auch solche, die ihn jetzt preisen, würden seine Kritik übertrieben und ungerecht finden und ihm gar deswegen zürnen. Das wäre aber ungefähr dasselbe, wie wenn man dem Gewissen zürnen und es tadeln wollte, weil es nicht so leicht alles gut finden, sondern immer noch allerlei anders haben will. Pestalozzi ist so etwas wie unser pädagogisches Gewissen.

Es wäre natürlich verkehrt, die Forderung aufzustellen, man solle sofort daran gehen, das ganze Schul- und Erziehungswesen nach Pestalozzischen Ideen und Forderungen zu reformieren. Das hieße die Nachfolge Pestalozzis gar zu äußerlich auffassen und einen Fehler begehen, der nur zu oft gemacht worden ist. Wenn wir nur seines Geistes einen neuen starken Hauch verspüren, dann wird das Andere auch kommen, natürlich nicht ohne Mühe und Arbeit, aber auch ohne Zwang und Künstelei und übereilte Reformversuche. Es kann wohl nicht bestritten werden, daß man bei aller aufrichtigen Verehrung für Pestalozzi in seiner Nachfolge auch zu sehr in Außendingen stecken geblieben ist und in ihm nur zu allzusehr den Begründer einer neuen Unterrichtsmethode gesehen hat. Wir werden uns darüber nicht zu sehr verwundern, denn wir werden uns leicht daran erinnern, daß es andern Führern der Menschheit ganz ähnlich ergangen ist. Welcher von ihnen ist nicht mehr oder weniger zum Haupt einer Schule oder Richtung und zum Erfinder einer, wenn möglich allein seligmachenden, Methode erklärt worden, in naheliegender, aber tiefster Verkennung seiner ursprünglichsten Absicht? Von welchem unter ihnen hat man nicht erwartet und verlangt, daß er einem genau sage, wie man's machen solle? Wer das von Pestalozzi erwartet, der wird sich unvermeidlich enttäuscht finden. In diesen Dingen mußte er bald von anderen, die praktischer waren, übertroffen werden. Es finden sich allerdings in seinen Schriften viele sehr wertvolle Winke, sowohl für die einzelnen Lehrfächer, als für die Gestaltung des ganzen Schullebens. Seine Anstalten in Burgdorf und Yverdon haben in hohem Grad anregend und befruchtend gewirkt. Sie beweisen, daß er doch nicht so ganz der unpraktische Träumer war, als der er nicht nur bei denen gilt, die nicht viel mehr von ihm wissen, als daß er den landläufigen Begriffen von Schönheit nicht entsprochen und sogar die Schuhe nicht immer gebunden habe.

Er war allerdings ein Träumer, aber einer von denen, die für den wahren Fortschritt der Menschheit mehr leisten, als eine ganze

Menge noch so kluger und gewandter Praktiker. Im Träumen, das bei andern eine Schwäche sein mag, lag seine Stärke. Sein heißester Wunsch war aber doch, etwas von seinen Träumen verwirklicht zu sehen. „Ich konnte nicht leben ohne mein Werk,“ sagt er einmal. Seine Anstalten waren aber nur ein sehr unvollkommener Ausdruck seines Wollens und Strebens. Der Mann war größer als sein Werk. Es kam ihm nicht in den Sinn, in einer seiner Anstalten oder Schriften einen befriedigenden Abschluß zu sehen. Er trug in sich ein ewiges Vorwärts, das ihn nie ruhen und rasten ließ. Dieses ewige Vorwärts, dieser Trieb, das Ziel immer höher zu stellen und den Grund immer tiefer zu legen, ist eine wesentliche Bedingung seiner Nachfolge. Fertige Weisheit will er nicht geben. Wer gerne schnell ausgelernt hat und mit dieser fertigen Weisheit lebenslang auskommen will, der darf sich nicht Pestalozzi zum Führer wählen. Wer ihm nachfolgen will, muß bereit sein, um der Kinder willen immer wieder von vorn anzufangen und für sie das längst Gelernte wieder zu lernen. Das allein kann ihn vor dem sonst unvermeidlichen Schicksal der Verknöcherung bewahren, das allein ihn davor schützen, ein mühseliger Tagelöhner zu werden, während er ein Künstler sein könnte. Es ist ein guter und erprobter Grundsatz, im Unterricht sich immer klar bestimmte Ziele zu setzen, um diese wenn irgend möglich auch zu erreichen. Dem unbeschadet wird es jedem Lehrer gut tun, hie und da den Blick zu Zielen zu erheben, die schwer oder gar nicht zu erreichen sind. Pestalozzi hat dem Lehrer und Erzieher sehr hohe Ziele gesteckt. Das darf uns nicht entmutigen. Es wird ja nicht verlangt, daß wir diese Ziele möglichst schnell erreichen, sondern nur, daß wir mit aller Kraft nach ihnen streben. Der Aufblick zu ihnen bedeutet für den rechten Arbeiter eine Erquickung, wie für den Wanderer auf der staubigen, heißen Talstraße der Aufblick zu den reinen, leuchtenden Höhen. Im Lande Pestalozzis verlebte Stunden sind Feierstunden für die Seele.

Was könnte wohl erhebender und ermutigender sein, als den bald Achtzigjährigen mit dem Eifer eines Jünglings bemüht zu sehen, sich seine Grundgedanken immer noch „heitrer“ zu machen? Mit einer an Kant erinnernden Ausdauer und Zähigkeit der Gedankenarbeit strebte er die Grundkräfte im Menschen und damit die Elemente des Unterrichts und der Erziehung immer besser zu erkennen. Mit unermüdlichem Eifer suchte er unter bergehohem, durch die Jahrhunderte angehäuftem Schutt und Wust die Wurzeln und Quellen des wahrhaft Menschlichen, das ihm immer auch das wahrhaft Göttliche war. Er ist darin ein rechter, ebenbürtiger Zeitgenosse der Großen, die um die Wende des 18. Jahrhunderts auf allen Gebieten das Ursprüngliche suchten.

Es ist überraschend, wie radikal, d. h. bis an die Wurzeln der Probleme dringend, Pestalozzi über Gesellschaft, Staat und Gesetzgebung, Kirche und Pfarrerstand gedacht hat. Ich darf vielleicht in

den folgenden Nummern der „Neuen Wege" einige seiner Gedanken wiedergeben.

Im Grunde gab es für ihn freilich nur die eine Frage, wie dem armen Volke zu helfen sei. Es ist dasselbe Problem, das jetzt, durch eine hundertjährige Entwicklung der Industrie ins riesenhafte gewachsen, als die soziale Frage vor uns steht und gebieterisch eine befriedigende Lösung verlangt. Den Namen kannte Pestalozzi noch nicht, aber in jahrelangem, engsten Verkehr mit einer großen Schar verwahrloster Kinder lernte er die Mächte, die hier walten, von Angesicht zu Angesicht kennen und rang mit ihnen wie Jakob mit dem Dämon. Auch bei ihm hieß es: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn."

Als seine Armenanstalt auf dem Neuhof zusammengebrochen und er zum Spott der Menschen geworden war, da schrieb er die „Abendstunde eines Einsiedlers", eines der mutigsten und hoffnungsfreudigsten Glaubensbekenntnisse aller Zeiten. Alle seine Schriften sind aus Glauben und Liebe geboren. Hier wird die wahrste und eigentlichste Nachfolge Pestalozzis einsetzen müssen. Wer vor allem äußere Erfolge begehrt, muß vor ihr zurückschrecken. Aeußerlich betrachtet, ist sein Leben eine Kette von Mißerfolgen. Wir dürfen es nicht anders wünschen. Größer und ermutigender als jeder äußere Erfolg ist die Treue, die den Achtzigjährigen nach dem elenden Zusammenbruch seines hoffnungsreichsten Unternehmens noch daran denken ließ, seine Armenanstalt auf dem Neuhof wieder auferstehen zu lassen. Er war auch größer als sein Unglück.

Am schönsten hat er uns das Geheimnis seines Lebens und die wichtigste Bedingung seiner Nachfolge in einem Briefe an Stapfer verraten: „Wenn ich mein Werk, wie es wirklich ist, ansehe, so war kein Mensch auf Erden unfähiger dazu als ich — und ich setzte es doch durch. Das tat die Liebe — sie hat göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut."

Rageth Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Zum sozialistischen Pfarrer.

Es wird uns gegenwärtig in verschiedenen religiösen Blättern der Schweiz in allen Tonarten und mit allen Verheißungen gepredigt, daß der Pfarrer sozialistisch gesinnt und daß seine Farbe knallrot sein soll.

Es muß nun vorerst konstatiert werden, daß man nicht ein religiöses Blatt liest um sich über wirtschaftliche Fragen zu informieren und daß man solche Zeitschriften für andere Zwecke hält.

Dann sei aber auch bemerkt, daß ich zwar gewaltigen Respekt vor den streitbaren Pfarrherren habe, die so mutig in den Kampf

gegen die heutige Wirtschaftsordnung ziehen und so gelehrt darüber sprechen können und uns hie und da flüchtig eine Perspektive auf ein neueres und schöneres Weltgebäude eröffnen, daß mir aber dies leider nicht genügt, sondern daß ich ein fertiges Haus sehen möchte, bevor ich das alte verlasse. Die Herren sollen uns vorerst angeben, wie man aus den schlechtesten der Welten die beste machen kann. Früher warf man den Geistlichen vor, daß sie uns auf ein ungewisses Jenseits vertrösten, jetzt fangen sie an, uns auf ein ungewisses Diesseits glänzende Hoffnungen zu erwecken. Immerhin sei die löbliche Tendenz des Trostspendens als eine an und für sich gute Handlung anerkannt.

Mit ein paar Federstrichen und Erregung kühner Wünsche auf ein irdisches Paradies reformiert man die Welt aber nicht. Einstweilen hege ich in aller Demut noch die Ansicht, daß sich die heutige Wirtschaftsordnung allgemein gesprochen den Bedürfnissen und leider auch den Unvollkommenheiten und Schwächen der Menschen anpaßt und anpassen muß, um unter gegebenen Verhältnissen die dienlichste zu sein. Ferner ist es meine Ansicht, daß ehe und bevor die Menschheit in sozialer Beziehung weiterschreiten kann, sich der Einzelne in noch weit größerem Maße alle die Tugenden eines vollkommen Individuums aneignen muß, denn Verschwendungssucht, Egoismus und Faulheit machen jeden sozialen Fortschritt in einem solchen Staate unmöglich, wo der Einzelne je länger je mehr die Fehler der anderen zu tragen haben wird und die Not als Ansporn zur Tätigkeit immer mehr ausgeschaltet wird. Nur die harte Notwendigkeit schafft aber Tugenden und sie hat ihre Schule noch nicht geschlossen. Nicht Revolution, sondern Evolution heißt daher die Devise und die Propaganda, die jetzt an allen Enden zu Gunsten der Sozialdemokratie losbricht und in die unsere Pfarrer nun auch gezogen werden sollen, kann daher die Entwicklung nicht viel beschleunigen, höchstens hilft sie mit tief Unzufriedene und Unglückliche machen, die von der Allgemeinheit vieles erwarten, was sie zum Teil selbst leisten sollten.

Es sind zum sozialen Fortschritte noch mehr Steine fortzuräumen, als der gute Wille und gute Pfarrherren gewöhnlich annehmen.

Man denke doch, bis ein die Freiheit liebendes Volk dahin kommt, sich der gewerblichen Zukunftsorganisation, sich den bis in alle Details herrschenden Existenzbedingungen und Vorschriften zu unterwerfen, braucht es schon eine zwingende ökonomische Notwendigkeit. Man überlege ferner, welche Umwälzung vor sich gehen muß, bis ein Volk, von dem jedes Glied gewohnt ist, für sich selbst zu sorgen, dazu kommt seine Fähigkeiten und seinen Fleiß in demselben Maße für andere zu verwenden als für sich selbst, ohne dabei eine Mehrbelohnung zu erhalten.

Immer mehr Fragen drängen sich auf, wie es denn einst zugehen soll? Da ist der vielgeschmähte Kapitalismus, der bis jetzt den Verkehr und den Handel erleichterte, Industrien und Verdienst schuf und mit seinen aufgesparten Geldern in Zeiten von Krisen und Miß-

ernten den Güteraustausch gleichwohl ermöglichte, sodaß die Krisen gemildert wurden und die Hungersnöte ausblieben. Gewiß ist er oft auch ein herzloser Geselle und brutal, wie das Leben überhaupt, dessen Zucht uns hie und da zu hart erscheint. Das Kapital bildet aber das Reservoir oder die Reserve, welche nicht nur den Umtausch von Gütern im Lande selbst, sondern was für unsere Ernährung noch wichtiger ist, auch den Umtausch von Gütern der entferntesten Länder erlaubt. Wer will in Zukunft diese Rolle übernehmen? Der sozialistische Staat? Er müßte also die notwendige Reserve anlegen. Wie weit sind wir aber noch entfernt von dieser Möglichkeit, heute wo jeder nur vom Staate profitieren und so wenig als möglich leisten will und die Bescheidenheit gern andern überläßt.

Das Unternehmertum, so sehr es auch oft die Tendenz hat die Arbeiter zu drücken, kann einstweilen noch nicht ausgeschaltet werden, denn bei einer Verwirklichung der sozialistischen Ideen würden die staatlichen und gewerblichen Aufsichtsorgane mit ihren Arbeitern lange nicht gleich gut und gleich viel produzieren können, als ein Unternehmer, der jede schlechte Arbeit und jede Verminderung der Produktion am eigenen Fleische und Blut erfährt und der darauf bedacht ist, Verbesserungen anzubringen, denn bei geringer Arbeit ist er schnell ruiniert und verschwindet aus dem Konkurrenzkampfe. Die Güterproduktion würde also durch Verstaatlichung der Industrien geschmälert und dadurch würde der Arbeiter schlechter gestellt. Allerdings würde der Unternehmergewinn wegfallen, aber ob dieser Wegfall obige Nachteile aufwüge, ist recht zweifelhaft. Ein freches, ausbeuterisches Unternehmertum kann der Staat jederzeit in die Schranken weisen.

Man vergißt bei volkswirtschaftlichen Fragen stets, daß man nicht die Wahl hat zwischen recht gut und recht schlecht, sondern daß man immer nur die Wahl hat das kleinere Uebel dem größeren vorzuziehen.

Die Güterproduktion ist eine bedingte und eine beschränkte und unterliegt der Weltkonkurrenz, die keine übermäßigen Ansprüche zuläßt, so notwendig sie auch wären. Durch Resolutionen und Wünsche läßt sich hierin nichts ändern. Wir stehen vor der Brutalität der Tatsachen, daß jede Besserstellung einer Bevölkerungsschicht die andern schlechter stellt. Streike wirken nicht auf die Länge, sondern verteuren den andern nur den Lebensunterhalt, bis diese sich durch einen Streik ihrerseits wieder geholfen haben. Nur eine Mehrproduktion von Gütern durch verbesserte Maschinen und bessern Organisationen kann die Verhältnisse dauernd zu Gunsten der wirtschaftlich Schwachen ändern. Doch ich habe noch andere Vorschläge, man höre.

Um nicht nur zu verneinen, sondern etwas Positives zu bringen und zugleich um zu zeigen, daß man die böse Welt doch noch etwas bessern kann ohne den lebendigen Organismus der Allgemeinheit zu verstümmeln und ihm künstliche Gliedmaßen anzufügen, möchte ich doch auch kurz meine Vorschläge zu einer Sozialreform, wie sie heute möglich ist, bringen. Ich begrüße jederzeit:

1. Eine weitgehende Arbeiterschutzgesetzgebung gegen Ausbeutungen. Eine Verkürzung der Arbeitszeit von gesundheitsschädlichen, anstrengenden oder Geist tötenden Berufen.

2. Ausbau aller humanen Werke zum Schutze von Schwachen und Kranken, nur sollten diese in guten Tagen auch ihr Scherflein daran leisten, sonst wird man ungerecht gegen die Vorsorglichen und verdirbt die Charaktere.

3. Besteuerung aller Luxusartikel, damit die Produktion der notwendigen Erzeugnisse mehr gefördert wird, sodaß diese billiger werden und der Unbemittelte sie leichter beschaffen kann. Es wäre dies übrigens auch eine sehr gerechtfertigte indirekte Steuer.

4. Verbot von Ringen und Trusts, die zur übermäßigen Verteurung von notwendigen Bedarfsartikeln führen.

5. Förderung einer harmonischen geistigen und körperlichen Entwicklung des Menschengeschlechts inklusive Kinderschutz. Die körperliche Entwicklung wurde bis jetzt zu wenig betont, man könnte Bücher darüber schreiben und sie trägt doch so viel zum Glücke und zur kulturellen Leistungsfähigkeit bei.

6. Beschränkung der Verschuldung von Staat und Landwirtschaft zu ihrem eigenen Vorteile und zur Brechung der Macht des Kapitals und seiner Rendite.

7. Demokratisierung der Gesellschaft um den Wert der Persönlichkeit zu steigern.

Es wäre einseitig von mir behaupten zu wollen, daß einige dieser Fragen nicht zur Behandlung in religiösen Zeitschriften geeignet wären, aber es stößt ab rein wirtschaftliche Themata und Wünsche, die an Utopien grenzen und schroffen Widerspruch hervorrufen müssen, dort breit ausgeführt zu sehen. Von der Kirche erwartet man anderes, sie wird sich wenig Dank und Anerkennung holen, wenn sie sich in den Kampf und Streit oft unreifer Ideen mischt. Ein Pfarrer beherrscht diese Gebiete zu wenig, sein Bildungsgang und seine praktische Tätigkeit lassen ihn doch nur ausnahmsweise die ganze Volkswirtschaft, den Welthandel und die maßgebenden Faktoren darin mit ihren den Ausschlag gebenden Bedingungen, in ihrem Werte richtig würdigen. Dann wird man eben gern einseitig und einseitig Partei ergreifen, heißt ungerecht sein. Dieser Kampf der Ideen, man darf wohl sagen der Interessen ist an andern Orten auszufechten als in theologischen Zeitschriften, wo er sehr zum Ueberflusse mit einem religiösen Mantel geschmückt wird.

Wir verlangen von unsern Pfarren anderes, nämlich Trost und Erbauung, etwas Bestehendes im ewigen Wechsel, große Ideen für den kleinen und schwachen Menschen, einen festen Stand in der Flut der Ereignisse und der Hinweis auf ewige Güter, die vollkommen sind und nicht den irdischen gleichen, die stets den Stempel der Unvollkommenheit an der Stirne tragen werden. Dann vergesse man nicht, daß die Kirche auch den Hinweis auf Entsagung nie entbehren

kann, denn auch in einem Zukunftsstaate, so schön und glänzend man sich ihn auch vorstellt, wird man nie über alles verfügen können, was sich ein stürmischer und ungebrochener Wille wünscht und vollkommene Zufriedenheit wird man nur durch Verzicht auf Unmögliches erlangen.

Die schönste Aufgabe der Kirche aber liegt in der Heranziehung eines vollkommenen Menschengeschlechtes, denn erst der vollkommene und edle Mensch kann einen gerechteren Staat gründen, aber wie weit ist es noch bis dahin, wie weit!

Dann liegt noch ein großes Feld offen für Organisierung eines besseren, den ganzen Menschen in Beschlag nehmenden Kultus.

Wenn aber alle diese Bestrebungen nicht mehr ziehen, so wird auch das Umhängen eines roten Mäntelchens die Leute nicht mehr in die Kirche bringen, dann fehlt es am lebendigen Geiste, der wie ein stürmender Bergfluß die dürre Ebene durchziehen muß, dann mangelt das rechte unmittelbare Wort, das aus der Tiefe der Seele dringt und die Herzen bezwingt, dann ist die rechte Gesinnung abhanden gekommen, die jenseits dieser Welt das Walten einer andern sieht.

Straehl-Imhoof.

---

## Entgegnung.

Wir danken dem Herrn Einsender dafür, daß er ausgesprochen hat, was manche Leser im Stillen gegen uns auf dem Herzen haben: wir sind ihnen zu sozialistisch und es befremdet sie, sozialistischen Erörterungen in einem religiösen Blatte zu begegnen. Nun sind wir ja immer dankbar für Kritik unseres Blattes aus dem Leserkreis und bitten, daß man vom Recht solcher Kritik mehr Gebrauch mache. Aber wir können nicht alle Wünsche erfüllen; ein Blatt, das nur Artikel bringt, bei denen die Leser beifällig nickend ausrufen: Gut gebrüllt, Löwe! — das seinen Lesern nicht auch etwa Steine auf den Weg wirft, hat nach meiner Meinung sein Existenzrecht verloren. Es wurde kürzlich in der kirchlichen Presse der Fall eines Pfarrers mitgeteilt, der durch seine Schwenkung ins sozialistische Lager sich seine bürgerlichen Gemeindeglieder entfremdete, die sozialistischen nicht gewann; dieser allerdings bedauerliche Erfolg beweist aber an sich noch nicht, daß der Mann unrecht handelte. Es ist oft gerade ein gutes Zeichen für jemandes Bestrebungen, wenn er die Leute vor den Kopf stößt. Wir haben also nicht im Sinn, den betretenen Weg wieder zu verlassen, wollen uns aber doch vor unsern Lesern dafür rechtfertigen.

Die Abneigung gegen den sozialistischen Pfarrer beruht großenteils auf Mißverständnissen und solche sind auch dem Herrn Einsender passiert. Vor Allem, wenn er vom Umhängen des roten Mäntelchens spricht. Ich bin überzeugt, daß er damit nicht das sagen will, was mit diesem Bilde streng genommen ausgedrückt ist: daß unser Sozialismus Heuchelei sei; er will bloß sagen: er ist „Taktik“, wir hoffen so

wieder mehr zu „ziehen". Nun glauben wir allerdings, die starke Erfolglosigkeit der Kirche sei zum großen Teil dem zuzuschreiben, daß sie den bösen Schein nicht gemieden hat, als stehe sie auf Seite der Gegner sozialen Fortschritts. Wenn wir diesen Irrtum überwinden möchten, so tun wir das jedoch nicht, weil wir so die Leute wieder in die Kirche ziehen möchten, sondern weil es so unsere Ueberzeugung ist, weil wir so der Wahrheit und Gerechtigkeit zu dienen glauben.

Der Herr Einsender hält uns auch wieder vor, was uns schon oft gesagt wurde: wir sollten die Arbeit am Innern, an den Herzen, nicht vernachlässigen. Wir eignen uns gern an, was er uns nahe legt, gestehen ihm aber, daß er damit offene Türen einstößt. Es fällt uns gar nicht ein, diese Arbeit aufzustecken und ich denke, dieser erste Jahrgang unseres Blattes hat unsere Leser über diesen Punkt beruhigen können. Das Alles ist uns so selbstverständlich, daß wir kein großes Geschrei davon machen. Aber diese Gesinnungsarbeit treiben wir nicht an „Menschen im Allgemeinen," sondern an Menschen in bestimmter sozialer Lage oder sagen wir gerade sozialer Not. Wir haben erfahren, wie der Druck dieser Not ihr Bestes zu ersticken, wie die Sorge ihre Seele zu zernagen droht und infolge dessen eine bedenklich brutale und materielle Gesinnung ihren Eroberungszug angetreten hat. Da möchten wir wehren; gerade als Kämpfer für eine idealere Gesinnung rufen wir auf zum Kampf gegen die soziale Not. Das ist das — wenigstens für Viele — Neue, was wir zu sagen haben, wofür wir Verständnis erwecken, was wir gegen widersprechende Ansichten zu verteidigen haben. Deshalb müssen wir davon viel mehr reden, so viel, daß es manchen scheint, als ob das uns nun einzig am Herzen liege. Man wird uns einwenden: die Kirche hat ja schon lange gegen diese Not gekämpft; seht nur auf ihre Liebestätigkeit! Ich gebe gern zu, daß deren Wert im Eifer für die neue Erkenntnis hie und da ungerechter Weise unterschätzt worden ist. Wer aber auf sie allein seine Hoffnung setzen wollte, würde ebenso weise handeln wie der, welcher die Armee seines Volkes auf das Sanitätskorps reduzieren wollte. Man darf nicht nur an den Symptomen und Folgen der Krankheit, man muß an ihren Ursachen kurieren. Deshalb erheben wir im Namen der Religion den Ruf nach sozialer Neugeburt.

Was der Vorredner von der vorwärtstreibenden Bedeutung der Not sagt, ist durchaus richtig. Aber es gilt nicht von der in dumpfer Passivität ertragenen Not, sondern vom Kampf gegen die Not. Dieser Kampf gebiert das Beste im Menschen. Wir haben die Not nötig, damit wir gegen sie kämpfen können, das ist einer der seltsamen Widersprüche, in die wir auf dieser Erde verwickelt sind. Aber nicht wir haben dafür zu sorgen, daß immer Not vorhanden ist; das überlassen wir getrost einem Höhern. Ich fürchte auch nicht, daß jemals die Gelegenheit zur selbstlosen Hingabe auf Erden fehlen werde.

Die Verpflichtung zum Kampf gegen die Not, resp. deren Ursachen dürfen, ja sollen wir in einem religiösen Blatt immer wieder betonen

und neu begründen. Ich gebe aber dem Einsender vollkommen zu, daß es nicht Sache der Pfarrer ist, im Namen der Religion anzugeben, welche Mittel und Wege an dieses Ziel führen. Wir haben hier gelernt von der Geschichte der deutschen christlich-sozialen Bewegung. Ihre Führer, voran Naumann, wollten einst im Namen des Christentums Sozialpolitik treiben und rissen Viele mit. Aber bald sahen sie, daß sie das Christentum kompromittierten, wenn sie bestimmte Mittel mit religiösen Gründen empfehlen wollten. Dafür war der rechte, von Stöcker geführte Flügel der Christlich-Sozialen mit seiner sittlich wie religiös gleich bedenklichen Anlehnung an den Antisemitismus der sprechendste Beleg. Darum behielt der linke Flügel unter Naumann zwar seine christlichen Motive bei — es ist grundverkehrt, wenn oft das Gegenteil behauptet wird — verzichtete aber darauf, das Christentum mit den politischen Details zu verquicken und sagte sich von Stöckers Partei los. Und das war durchaus richtig. Das ist auch der Grund, warum die meisten von uns nicht Sozialdemokraten geworden sind. Wir finden es unrichtig, zu sagen: Als Christen halten wir die Mittel und Wege, welche die Sozialdemokratie zur Ueberwindung der sozialen Not empfiehlt, für die richtigen. Das ist nicht eine Frage der Religion, sondern der sozialpolitischen Erkenntnis. Darum will ich auch nicht mit dem Einsender über seine kritischen Bedenken gegen den Sozialismus und sein eigenes sozialpolitisches Programm streiten. Ich darf noch erwähnen, daß wohl keiner der sozialistischen Pfarrer sich so entschieden gegen die politische Tätigkeit der Pfarrer ausgesprochen hat wie — Kutter.

Jedoch dagegen muß ich protestieren, daß man oft tut, als hätten wir Pfarrer weniger als jeder andere Bürger oder in Wirtschaftsfragen keine Spur besser gebildete Journalist das Recht, über soziale Fragen unsere private Ansicht zu haben, zu äußern und politisch zu vertreten. Und sehr entschieden werden wir dagegen kämpfen, daß noch in weiten Kreisen die Meinung herrscht, diese private Ansicht des Pfarrers dürfe wohl mit derjenigen der konservativen oder freisinnigen Partei, aber nicht mit derjenigen der Sozialdemokratie übereinstimmen.

Haben wir also als Christen die Pflicht, gegen die soziale Not zu kämpfen, so ist es auch weiter Christenpflicht, uns über Mittel und Wege zu besinnen — ich sage nochmals, nicht das Resultat unseres Nachdenkens als „christlich" auszugeben. Und wir wissen wirklich nicht, was unsere Leser dawider haben sollten, wenn ihnen hin und wieder Fachleute in unsern Spalten über solche Fragen Auskunft geben. Und zwar steht denen, welche Bedenken äußern, unser Blatt ganz ebenso zur Verfügung, wie den sozialistisch Gerichteten. Es ist sogar unser herzlicher Wunsch, daß die Debatte möglichst lebhaft von beiden Seiten geführt werde. Und gerade als Christen sollten unsere Leser den Dienst, den wir ihnen damit leisten möchten, begrüßen.

Wenn wir also die Mittel und Wege nicht im Namen des Christentums angeben, so sollen und dürfen wir doch in seinem Namen Ziele aufstecken. Allein auch das hält Herr Straehl für ein müßiges Unterfangen. Wir seien dazu gekommen, unser Publikum auf ein ungewisses Diesseits zu vertrösten; es aber möchte ein fertiges neues Haus sehen, ehe es das alte verläßt. Ich gestehe nun, daß ich das gar nicht als Vorwurf empfinde. Alles menschliche Streben ist ein Vertrösten auf ein ungewisses Diesseits. Das ist nun einmal unser Schicksal, daß wir nicht wissen, was bei unserer Arbeit herauskommt. Wir müssen immer den Erfolg Gott überlassen und uns für die eigene Person mit dem Bewußtsein begnügen, daß wir unsere Pflicht erfüllt haben und daß ein Mißerfolg nicht unsere Schuld ist. Wenn die Menschen nie für eine ungewisse Zukunft im Diesseits gekämpft hätten, so wäre bis auf den heutigen Tag alles geblieben wie zu Adams Zeiten. Kleine Menschen wandern nur nach sichtbaren und schnell erreichbaren Zielen; alle Großen aber haben ihre Ziele in weiten, unbekannten Fernen gesteckt. Wir wissen wohl, wir arbeiten nicht an einem Hause, das man nächsten Mai beziehen kann; so leicht, wie es uns Herr Straehl unterschiebt, nehmen wir die Sache ja nicht. Wir wissen, daß wir an einem Werke schaffeu, dessen Vollendung unsere Kindeskinder noch nicht erleben werden. Kluge Leute mögen das als Torheit belächeln. Wir halten diese Torheit für göttliche Weisheit und erbitten uns ein größeres Maß davon.

Wir wissen gut, daß es Vielen im alten Hause noch wohl ist; wir wissen aber noch Mehrere, die das Leben darin mühsam, ja unerträglich finden. Um dieser willen fordern wir einen Neubau. Wir sollten angeben, wie er aussehen wird. Nun, wenn wir auch schon eine Verfassung des Zukunftsstaates entwerfen könnten, so wüßten wir nur zu genau, daß die Wirklichkeit doch ganz anders herauskommt. Denn die Sache liegt so: Schon ist die Hand ans Werk gelegt; die einen rütteln am alten Bau, die andern schleppen Steine zum neuen herbei. Sollen wir sagen: „das geht uns alles nichts an?“ Ist es nicht unsere Pflicht als Leute der Religion, dazu unsere Stimme zu erheben? Und nun halten wir es für ganz aussichtslos, zu rufen: „Laßt doch das alte Haus stehen!“ Ganz abgesehen davon, daß uns seine Mängel zu sichtbar sind, wissen wir: es wird stürzen. Da tun wir doch viel besser, zu den Werkleuten des neuen Baues zu gehen und bei ihnen Grundsätze der Menschenwürde, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe geltend zu machen, damit er nicht bloß nach Maximen der trivialen Nützlichkeit errichtet wird. Ich denke, das steht religiöseu Menschen wohl an, selbst wenn sie wenig Hoffnung haben sollten, Gehör zu finden. Wir halten es aber nicht für ganz aussichtslos, denn wir finden bei denen, die am Neuen arbeiten, einen Gedanken von großer Kraft, an den wir anknüpfen möchten: Solidarität.

Kurz, wir halten die Arbeit an dem Neubau, zum mindesten das Interesse daran, für eine religiöse Aufgabe. Nicht nur, weil das

Aeußere, die soziale Lage, auf das Innere zurückwirkt, sondern auch, weil es unserer Menschennatur entspricht, unserm Innern auch in dem, was wir schaffen, Ausdruck zu geben, unsere Grundsätze der Gerechtigkeit und Wahrheit, unsere Wertung der Dinge auch in dem künftigen Bau der Gesellschaft zur Darstellung zu bringen. Es ist jetzt nicht meine Aufgabe, diese Grundsätze auszuführen, das werden Andere besorgen. Nur zwei Bemerkungen: „Man denke doch, bis ein die Freiheit liebendes Volk dahin kommt, sich der gewerblichen Zukunfsorganisation, sich den bis in alle Details herrschenden Existenzbedingungen und Vorschriften zu unterwerfen, braucht es schon eine zwingende ökonomische Notwendigkeit", schreibt Herr Strähl. Ja, besteht denn solche Notwendigkeit nicht für Tausende unter der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung? Gerade davon möchten sie eben loskommen, und gibt ihnen der sozialistische Zukunftsstaat solche Freiheit nicht, so hat er flugs sich gegen eine neue revolutionäre Partei zu wehren. Und weiter: „. . . . bis ein Volk dazu kommt, seine Fähigkeiten und seinen Fleiß in demselben Maße für Andere zu verwenden als für sich selbst, ohne dabei eine Mehrbelohnung zu erhalten." Ist das nicht die treffendste Kritik der — bisherigen Zustände? Ist das nicht eben die große Ungerechtigkeit, daß Tausende Fähigkeit und Fleiß dafür hergeben müssen, wenige Bevorzugte zu bereichern, und dafür keine Mehrbelohnung, sondern bloß die knappen Existenzbedingungen erhalten? Wir fordern eben eine Wirtschaftsordnung, wo jeder für das Ganze arbeitet und die Gesamtheit ihre Güter so gleichmäßig verteilt, daß jedem eine menschenwürdige Existenz gesichert ist.

Die Einwände des Herrn Einsenders beruhen auf dem Gedanken, daß die sozialistische Ordnung der Dinge zu ideale Menschen voraussetze. Nun, das ist in meinen Augen kein Vorwurf, sondern ein Lob. Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken. Wenn die neue Ordnung größere Anforderungen stellt, so wird sie die Menschen emporheben. Wenn sie auf Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe aufgebaut ist, so wird sie diese Grundsätze den Gewissen tiefer einprägen. Es ist falsch, damit warten zu wollen, bis die Menschen besser geworden sind. Verlange mehr von ihnen, so werden sie auch mehr leisten! Allerdings, ohne den Glauben an einen Gott, der das Gute auf Erden vorwärts führt, hätten wir auch solche Hoffnung nicht.

Es ist dem Vorredner besonders zu danken, daß er den gewöhnlichen Fehler der antisozialistischen Erörterungen vermieden hat: er hat nicht von den Fehlern der Sozialdemokraten auf das Unrecht ihrer Bestrebungen geschlossen. Es geht also nicht gegen ihn, wenn ich mir noch für ein kurzes Wort über diesen Punkt Gehör erbitte. Wir werden diese Fehler nicht leugnen und haben es auch bisher nicht getan. Aber wir kämpfen dagegen, daß man die Sozialdemokraten immer nur grau in grau, die Bürgerlichen dagegen rosa auf himmelblauem Grunde malt. Man bessert die Menschen nicht, indem man sie schlecht macht. Sie werden auch auf unsere Mahnungen nur hören,

wenn wir ihnen mit dem guten Beispiel der Selbstkritik vorangegangen sind. Möchten aber die Sozialdemokraten noch zehnmal schlechter sein, das entscheidet gar nicht über die Frage, ob die gegenwärtige Ordnung gerecht und die sozialdemokratische wünschbar ist. Ich habe kein Urteil darüber, ob es nicht gefährlich wäre, wenn die Sozialdemokratie heute zur Herrschaft käme; es würden vielleicht manche wertvollen Güter zertrümmert. Aber gehen nicht jetzt schon wertvolle Güter, nämlich unsterbliche Menschenseelen, unter der Brutalität der Verhältnisse zu Grunde? Unsere Hoffnung ist nicht nur, daß es darin besser werde, sondern auch, daß die Sozialdemokratie noch lerne, wie wenig der Haß Segen zu bringen und Großes zu schaffen vermag.

Ich hoffe es einigermaßen klar gemacht zu haben, daß wir nicht für die Sozialdemokratie Propaganda treiben, sondern höhere Ziele verfolgen. Unsere Leser werden es begreifen, warum wir uns auch ferner mit ihnen über soziale Fragen besprechen. Und sie werden zugeben, daß eine Religion, die nicht bloß ein Schnörkel am Leben sein will, daran großes Interesse haben muß. R. Liechtenhan.

---

# Vom Bibellesen.

(Ein Weihnachtskapitel.)

Es denke niemand, daß wir eine erbauliche Betrachtung beabsichtigen. Gerade recht unerbaulich muß man vom Bibellesen reden, wenn man ihm unter denen dienen will, die es selten mehr pflegen. Und die Gelegenheit ist zur Stunde besonders günstig. Weihnachten steht vor der Tür. Und was ist Weihnachten ohne die Geschichten von Luk. 1 und 2! Auch die können sich nicht ganz davon trennen, die im übrigen ziemlich weit von der Bibel abgerückt sind. Und wiederum sind unseres Erachtens gerade diese biblischen Geschichten in Luk. 1 und 2 ein Musterbeispiel dafür, wie einem die entfremdete Bibel wieder näher rücken kann, lieb werden und unerschöpflich an Wert, je nachdem man sie eben in die Hände nimmt und liest. Doch davon später.

Vorerst werden wir am meisten gewinnen, wenn wir bekennen, daß wir auch im Bibellesen wie in vielem anderem gegenwärtig zwischen zwei Welten stehen. Mit dem Lesen der Bibel als „gutem Werk“, wie es noch vor fünf Jahrzehnten in weiten Kreisen der protestantischen Kirche aufgefaßt wurde, ists für die meisten, mit dem Bibellesen zur „reinen Erbauung“ für viele vorbei. Mit Ehrfurcht und Rührung hören wir noch zu, wenn wir einem „bibelfesten“ Alten begegnen und bringens doch nicht mehr übers Herz, zu den Jungen zu sprechen: Lest recht viel in eurer Bibel. Das wird euch fromm und glücklich machen. Wenn wir ein Jubiläum der letzten Zeit mit recht geteilten

Gefühlen gefeiert haben, so war es das der Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft im März 1904. Außer in pietistischen Gemeinschaftskreisen und in den Sekten ist das Bibellesen in den letzten Jahrzehnten rapid zurückgegangen. Der Gründe dafür mögen ein Dutzend sein. Uns interessiert hier nur der, den wir unter Ernstdenkenden und religiös Interessierten für den wichtigsten halten: Die Bibel ist ein schweres Buch geworden.

Nicht daß sie frühere Geschlechter unbedingt besser verstanden hätten, aber sie glaubten, sie zu verstehen, und das ist auch schon etwas, wo es sich, wie in religiösen Dingen immer und ewig, nicht einfach um ein verstandesmäßiges Verstehen handeln kann. Sie hatten den einfachsten Maßstab des Verständnisses in dem Satz: „Die Bibel ist Gottes Wort; wir brauchen nicht sorgfältig abzuwägen und zu unterscheiden.“ Und wie ungeheuer diese Auffassung der Bibel an der Erziehung des Menschengeschlechts mitgewirkt hat, trotz allem Wunderlichen und Abstrusen, das gelegentlich dabei herauskam, das läßt sich in Kürze gar nicht sagen. Aber sie kommt nicht wieder, darfs auch nicht.

Ein schweres Buch aber ist die Bibel geworden, seitdem die meisten wissen und alle fühlen, daß ihre einzelnen Stücke, ja oft ihre einzelnen Sätze an Wert und religiöser Bedeutung sehr verschieden sind. Wer gibt uns Norm und Maßstab dieser Bedeutung? Wer hält uns nur Geschichte und Sage auseinander in den Evangelien, geschweige im alten Testament? Wer führt uns durch die fremdartige Welt eines alttestamentlichen Prophetenbuchs und durch die verwickelten Gedankengänge eines Paulusbriefs?

Machen wirs kurz: Eine allen gangbare Straße zu diesen Dingen gibts nicht. Zum Volksbuch im alten Sinne werden wir die Bibel nicht mehr machen können. Diese Hoffnung heißt es ein für allemal begraben. Sie ist das Quellenbuch unseres christlichen Denkens geworden, und Quellen zu studieren und im Einzelnen abzuwägen, kann nicht jedermanns Sache sein. Mehr als irgendwann muß der Laie sich sagen, daß ein Urteil über die einzelnen Stücke und Sätze der Bibel nicht seine Sache sein kann, so wenig wir uns erkühnen, die alten Sempacherlieder auf ihren historischen Gehalt fachmännisch zu prüfen.

Damit ist nun aber das letzte Wort über Bibellesen und Bibelverstehen des Laien noch lange nicht gesprochen. Nur zu viele stehen in der gegenwärtigen Zeit hier still und legen ihre Bibel entmutigt bei Seite. Wir haben sie ein Quellenbuch genannt und bleiben dabei. Es ist aber eine sehr verschiedene Sache, ob ich eine historische Quelle vor mir habe oder eine, die zugleich und in erster Linie eine religiöse Quelle ist. Die Augen des Historikers kann nicht jeder Laie haben. Das Geschichtliche vom Ungeschichtlichen und Legendenhaften zu scheiden, wird ewig Sache des Fachmanns sein, und wir können nichts Besseres tun, als ihm vertrauen. Aber das Religiöse heraus=

zuspüren, ist nicht des Fachmanns Monopol. Um den 121. Psalm zu erfassen, das Gleichnis vom verlorenen Sohn, 1. Kor. 11 und dergleichen Stücke der Bibel, brauchts keinen Theologen und keinen Historiker. Solche Dinge werden immer neu entdeckt werden von Leuten, die eben mitempfinden und in der Verfassung sind, wo man seine Hände nach Gott ausstreckt und sich aus ganzer Seele mitfreuen kann, wo andere ihn gefunden.

Das möchte nun aussehen, als ob wir auch bei der neuen Auffassung der Bibel den Fachmann entbehren könnten. Manche sagens. Ich will auch nicht bestreiten, daß auf ganz naiv beanlagte Menschen, auf Heiden und Bibelfremde, das Buch noch heute ohne lange Erklärung am elementarsten wirken wird. Ein Mann wie Leo Tolstoi weiß das, wenn er am Schluß seiner „Auferstehung" den Helden der Geschichte unter den Sträflingen Sibiriens das Neue Testament austeilen läßt.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir die meisten durch unsere ganze geistige Kultur für ein naives Lesen der Bibel endgiltig verdorben sind. Die einfache und ewige Wucht ihrer Gedanken wird uns an hundert Stellen abgeschwächt durch die Dinge, die wir entweder nicht verstehen, oder an deren historischen Glaubwürdigkeit wir zweifeln. Und da muß Abhilfe geschafft werden. Da brauchen wir den Fachmann, der uns hindurchhilft zu dem wahrhaft Wertvollen und Klassischen. Der uns sagt: So und so liegts. Das und dies ist Sage und Legende; das andere ein Stück jüdische Theologie, die uns herzlich wenig mehr zu sagen hat. Halt dich nicht auf dabei. Und das dritte ist babylonische Mythologie oder urchristliche Endzeitstimmung. Nimm's, wie es ist, oder, wenn du Zeit hast und Lust, dich drein zu vertiefen, nimm's, wie die Wissenschaft es heute anschaut. Dann aber laß die Sache auf dich wirken in ihrem längst veralteten Kleid, und du wirst spüren, wie stark der religiöse Gehalt ist, und wie rein unzerstörbar durch Zeit und Denken. Du wirst mit Staunen spüren, was hinter dem Glauben Abrahams steht und hinter der naivsten Wundergeschichte des Neuen Testaments, welch' riesiges Hoffen in der abstrusen Erzählung vom Propheten Jona stammelt und welches reinste Glück gottesfroher Menschen in der fremdartigen Ausdrucksweise von Luk. 1 und 2 zum Vorschein kommt. Es ist nicht wahr, daß ein rein geschichtliches Betrachten, eine kritische Auffassung diese Dinge abschwächt. Das Gegenteil ist wahr. Es konzentriert erst ihre ganze Kraft auf den religiösen Inhalt. Wir hören nicht Gott reden im alten Sinn des Wortes. Aber wir hören Menschen reden von ihrem Gott (vergl. Niebergall). Stammeln hören wir sie in der Sprache ihrer Zeit, tasten, suchen nach dem Ausdruck für ihr Bestes. Schulmäßig nach heutigen Begriffen reden sie nicht, aber umso wahrer, zwingender.

Wir schließen mit einem Beispiel und kehren zurück zu Luk. 1 und 2, der alten, treuherzigen Weihnachtsgeschichte. Sie hat in

den letzten Jahrhunderten verschiedene Phasen durchgemacht. Zuerst hat sie als Gottes Wort kurzweg gegolten, und wenn man gar viel Wunderbares drin fand, so nahm man sie nach den Worten des Weihnachtsliedes: „Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Ehrfurcht still." Die Verkündigung an Maria, die wunderbare Empfängnis, die Engelbotschaft an die Hirten, der Gottmensch in der Krippen — man nahms, ohne sich zu sagen, daß man ein schweres Opfer des Verstandes damit bringe. Darauf kam der Gegenschlag: eine furchtbare Verwüstung der Welt Lukas Cranach'scher Bilder. Es ist Sage, rief man, Legende! Alles nichts; kein geschichtliches Wort dabei! Kaum daß der Geburtsort Bethlehem länger gelten kann, von Engelgesang und Hirtenfreude, von Weissagung und Anbetung gar nicht zu reden. Also überschlägt mans. Zur Not mögens die Kinder noch behalten.

Da kam die dritte Phase für unsere ersten Kapitel des Lukasevangeliums. Ich meine die, welche wir vertreten möchten.

Sie heißt: Wir lassen der geschichtlichen Wahrhaftigkeit ihr unbeschnittenes Recht. Auch für uns beginnt die wirkliche Geschichte Jesu mit dem Ereignis, das das älteste Evangelium, Markus, auch wirklich voranstellt, d. h. mit Jesu Taufe im Jordan. Seine Kindheit liegt geschichtlich vollkommen im Dunkel. Auch den Geburtsort Bethlehem werden wir hingeben müssen. Auf einen Streit über wunderbare Empfängnis, Engelsbotschaft, Hirtenweissagung und dergleichen lassen wir uns gar nicht ein. Das ist nicht Geschichte. Aber es ist auch nicht Legende. Es ist einfach die religiöse Sprache der Zeit, in der Jesus Christus das Licht der Welt erblickte, ihr jubelndes Stammeln über die höchsten Dinge.

Wir lassen uns ein wenig vom Fachmann führen, und dann sehen wir hinter Luk. 1 und 2, hinter diesem Legendencyklus, die Geschichte. Nicht die geschichtlichen Tatsachen und Vorgänge in Jesu Geburtszeit und Kindheit, sondern die Geschichte der Menschen, welche diese Legenden ersonnen und wiedergegeben haben. Diese Leute aber hat nicht die Lust am Fabulieren geleitet, sondern der elementare innere Zwang, dem Ausdruck zu verschaffen, was ihnen das höchste Glück des Lebens geworden war: Jesus und noch einmal Jesus; das auszusprechen, was ihnen der strahlende Beweis für Gottes Lieb und Treue war, die zweifellose Gewißheit, daß ein Band ist zwischen Himmel und Erde, das „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen," wie Luther übersetzt hat, wahrscheinlich falsch, aber doch so ganz congenial mit denen, die es einst zum erstenmal aramäisch aufgeschrieben haben. Sie sprachen aus, was ihnen die Seele füllte, so gut sie's eben konnten. Wir aber danken Gott dafür, daß sie's so und nicht anders ausgesprochen haben, d. h. in einer Form, die wir heute fachmännische Legende nennen müssen. Das aber, warum wir heute noch für dieses Stammeln der ersten Kapitel des Lukas danken, sagt uns nicht der Fachmann, sondern der

Historiker. Er hat nur das Verdienst, uns an die Stelle zurückgeführt zu haben, wo wir wieder mit ungebrochener Wahrhaftigkeit und ungehemmter Freude die alte Weihnachtsgeschichte miterleben können.

* * *

Wir verweisen zum Schluß auf zwei wertvolle kleine Schriften über das Bibellesen in unserem Sinn, die in den letzten Wochen erschienen sind. Die erste ist das Dezemberheft der in den „Neuen Wegen" schon mehrfach empfohlenen Religionsgeschichtlichen Volksbücher. Da schreibt Lic. theol. Hans Vollmer „über das Lesen und Deuten heiliger Schriften." Das zweite (auch bei Mohr in Tübingen erschienen) ist Nr. 17 von H. Weinels: Lebensfragen; F. Niebergall: „Was ist uns heute die Bibel?" Beide Schriften sind ganz besonders denen zu empfehlen, welche noch meinen, die geschichtlich-kritische Betrachtung schmälere die Freude an der Bibel und raube ihr die religiöse Kraft. Endlich aber möchten wir bei diesem Anlaß besonders warm die Erklärung der Schriften des Neuen Testamentes empfehlen, die Prof. Joh. Weiß in Marburg im Verein mit den hervorragendsten Bibelforschern der historisch-kritischen Schule für das Volk herausgiebt. Das Buch kostet 14 Mark (broschiert), ist aber trotzdem in zwei Jahren schon bei der zweiten Auflage angelangt (8.—20. Tausend). Wer den Weg nicht scheut durch die geschichtliche Betrachtung des Neuen Testaments hindurch zu einer beglückenden neuen religiösen Wertschätzung seiner Bücher, dem können wir zur Stunde überhaupt keinen bessern Führer nennen.

B. Hartmann.

---

# Auch ein Buch über Jesus.*)

Schon vor etwa zwei Jahren (wenn ich nicht irre) ist ein Buch über Jesus erschienen, das für viele eine Ueberraschung war, ein auf den ersten Blick fast seltsames, jedenfalls ungewöhnliches, ein tapferes und erfreuliches Buch. Es war nicht einer der modernen Leben-Jesu-Romane, die halb Geschichte sind, halb Dichtung, sondern eine Darstellung, die das wirkliche, geschichtliche Bild Jesu geben wollte und auf gründlicher Kenntnis der wissenschaftlichen Forschung ruhte. Aber es hatte dabei eine ganz eigene Art, die es von allen ähnlichen Versuchen deutlich unterschied, und das Merkwürdigste war, daß ein Pfarrer es geschrieben, der als besonders „positiv" galt und im Dienste der freien evangelischen Gemeinde in Winterthur stand. Kein Wunder, daß man mit Spannung las und das Aufsehen nicht klein war.

---

*) Jesus als Charakter. Eine Untersuchung von Johannes Ninck. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung 1906. Preis Fr. 4.70, geb. Fr. 6.—.

Was ist denn die Eigenart dieses Buches? Ist es etwa besonders „freisinnig“, d. h. kritisch-radikal gegen die Ueberlieferung, besonders gegen alles Wunderhafte im biblischen Lebensbild Jesu? Das ists nicht. Zwar ist der Verfasser auch hierin sehr weitherzig, aber diese historisch-dogmatischen Fragen interessieren ihn offenbar nicht stark. Sie liegen ihm eher an der Peripherie. Er ist viel zu modern, um sich dabei lange aufzuhalten. Ihn lockt das Wunder des Menschentums Jesu. Das betrachtet, erforscht er mit Entdeckerfreude und das möchte er den Menschen zeigen, ganz „einfältig“, mit ganz alltäglichen, untheologischen Worten. Und das fällt dann auch vor allem auf, wie gar menschlich hier von Jesus geredet wird. Wir andern fänden nicht den Mut, so unfeierliche, fast triviale, gelegentlich sogar ganz triviale Worte und Bilder von ihm zu brauchen. Aber hier gilt: wenn zwei dasselbe tun, ist es noch nicht dasselbe. Man kann von Jesus trivial reden, weil man selbst flach ist und Jesus zu seinem eigenen Niveau herunterziehen will und man kann es tun, weil er einem so hoch steht, daß jede hochklingende Redensart ihn nur verkleinerte, da solche doch aus der Voraussetzung entspringt, man müsse ihn dadurch erhöhen, daß man ihm ein Prachtgewand umlegt. Das Zweite ist Ninckes Fall. Er hat eine so starke Empfindung von der Herrlichkeit Jesu, daß für ihn alle künstlichen Gewänder sie nur verdecken könnten, daß nur das einfachste Wort ihr einigermaßen gerecht wird. Ich möchte annehmen, daß eine rechte Leidenschaft ihn geleitet habe, die ganze feierliche oder erbauliche, seis positive, seis freisinnige, Theologensprache über Jesus zu vermeiden. Es lebt in ihm etwas von dem Realismus, der einen Rembrandt getrieben hat, an Stelle des klassisch-schönen Christus der italienischen Kunst seinen pestalozzihaft häßlichen, menschlichen, armen und doch in Wirklichkeit so viel großartigeren Volksheiland zu setzen. Man wird auch durch den Jesus, den Ninck schildert, unwillkürlich bald an Rembrandt und die altdeutschen Meister erinnert, wie sie den Heiland so lieb und doch so hoch mitten in die schöne, arme Gotteswelt hineinstellen, bald an ihre modernen Nachfolger: Gebhardt, Uhde, Steinhausen und andere.

Von dieser Ninckschen Art, Jesus zu zeichnen, legen schon einige Kapitelüberschriften Zeugnis ab; er redet u. a. von Jesu „Willenskraft“, „Entschlossenheit“, „Selbstzucht“, „Reichtum des Geistes“ — lauter rein menschlichen Dingen. Ich greife als Probe sodann aufs Geratewohl einige Sätze heraus:

> „Unsere Quellen zeigen uns einen wahrhaften, kampfbereiten Mann, dessen Zorn hell auflodern konnte, dessen Eifer ihn verzehrte.“ „So offen aufzutreten und herauszureden vor aller Welt, das offenbart eine große Willenskraft.“ „Jesus fühlte doch wohl von Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit an den Strick um den Hals.“ „Jesus verhielt sich gegen die Uebertreibungen (der Essäer) ablehnend, ohne deswegen zum Sadduzäer, zum skrupellosen Lebemann zu werden.“

Dieser Eifer für die realistische Menschlichkeit Jesu veranlaßt Ninck gelegentlich auch, gegen überlieferte Theorien, die diese zu ver-

decken drohen, heftige Opposition zu machen. So bezeichnet er das Dogma von der Sündlosigkeit Jesu als „eine Verirrung des menschlichen Verstandes", nicht weil er nun Jesus bestimmte Sünden zuschreiben möchte, sondern weil er es nicht in der Ordnung findet, über solche Geheimnisse des innersten Lebens Dogmen aufzustellen und weil gerade durch dieses Dogma Jesus leicht wieder zu einem bloßen kalten Idealbilde wird.

Eine solche Art ist natürlich nicht für jedermann. Dieses Buch über Jesus erfordert Leser, die nicht nur darauf achten, wie der Verfasser etwas gesagt, sondern auch, wie er es gemeint hat. Diese sind, wie die Erfahrung lehrt, dünn gesät. Doch ist sicher ein Publikum dafür da. Es werden darunter sein solche, denen Jesus eine so lebendige Realität ist, daß sie auch Rincks Art, davon zu reden, wohl ertragen können, ja Freude daran haben, und auch solche, die gerade durch diese menschlich schlichte Weise einen Zugang zu ihm bekommen, den sie auf den gewöhnlichen Wegen nicht fänden. Es ist nicht das Buch über Jesus — dieses gibt es nicht — aber es ist ein lebendiges und wahres Wort eines, der ihn kennt und liebt. Wir wollen uns indessen nicht wundern, wenn viele sich an ihm ärgerten. Es hat dem Verfasser, wie man vernommen hat, seine Stelle gekostet. Das gibt ihm nur ein größeres Recht, gelesen zu werden. Nietzsche sagt einmal: „Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was Einer mit seinem Blute schreibt." Das gilt besonders von Büchern über Jesus: es ist eins nur etwas wert, wenn es mit Blut geschrieben ist.

Leonhard Ragaz.

---

# Steht das Christentum am Ende oder am Anfang?

Daß das Christentum eine einst vielleicht heilsame, nun überwundene Macht sei, ist immer noch eine vielgehörte Rede. So spricht auch Ellen Key von seinem „Abblühen". Anders urteilt H. St. Chamberlain, der berühmte Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", der von den schaffenden Kräften der Geschichte wohl etwas mehr als sie versteht. „Ich glaube", sagt er, „daß wir noch fern, sehr fern von dem Moment sind, wo die umbildende Macht der Erscheinung Christi sich in ihrem vollen Umfang auf die gesittete Menschheit geltend machen wird. Sollten unsere Kirchen in ihrer bisherigen Gestalt auch zu Grunde gehen, die christliche Idee wird nur um so machtvoller hervortreten ....... Das Christentum geht noch auf Kinderfüßen, kaum dämmert seine Mannesreife unserem blöden Blicke. Wer weiß, ob nicht ein Tag kommt, wo man die blutige Kirchengeschichte der ersten achtzehn christlichen Jahrhunderte als die Geschichte der bösen Kinderkrankheiten des Christentums betrachtet?"

L. R.

---

# Umschau.

**Etwas von der Strafrechtspflege.** Neulich ging durch die Blätter die Notiz: „Der Lustmörder von Wängi wurde unter Zubilligung mildernder Umstände (das Gericht nahm verminderte Zurechnungsfähigkeit an) zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt.“ Man stutzt unwillkürlich. Ist denn ein solcher Mensch bei verminderter Zurechnung nicht doppelt gefährlich? Ist es da nicht heilige Pflicht der Obrigkeit, ihn für Zeit seines ganzen Lebens unschädlich zu machen? Aber nein, nach zwanzig Jahren läßt man die wütende Bestie wieder auf die Menschheit los. Aber macht man es nicht auch sonst so? Es hat sich einer besoffen, bis er nicht mehr wußte, was er tat, und hat in diesem Zustand einem andern das Messer in den Leib gestoßen. Beim Urteil wird das Strafmaß reduziert, da infolge der Trunkenheit die Zurechnungsfähigkeit vermindert war. Oder es hat einer nach gerichtlichem Befund „im Affekt“ gehandelt, d. h. in Zorn, Haß, Eifersucht; auch das bedeutet verminderte Zurechnung und dito Strafmaß. Wäre es nicht dringend nötig, vor Leuten, die sich betrinken, bis sie lebensgefährlich werden, oder die sich ihren Affekten hingeben, bis sie sich selbst vergessen, die Gesellschaft recht wirksam zu schützen? Aber man hat einerseits noch das alte Strafrechtsprinzip der Sühne, anderseits moderne Psychologie mit ihrer Leugnung der Willensfreiheit. Beiden huldigt man ein wenig, und so kommen diese sinnlosen Urteile heraus, daß man, um das Delikt zu sühnen, die Verbrecher ein wenig straft, sie zugleich, um ihrer verminderten Zurechnungsfähigkeit Rechnung zu tragen, ein wenig schont; aber weder straft man sie recht, noch schont man sie recht. Die Sühnetheorie versagt, sobald sie von moderner Psychologie angekränkelt ist. Denn gerade die schlimmsten Verbrecher besitzen meist infolge von Vererbung, psychischen Defekten, Milieuwirkungen und sozialer Not am wenigsten Willensfreiheit. Lustmörder z. B. kann ich nicht für geistig normal halten. Es wäre also konsequent vom Standpunkt der Sühnetheorie aus, sie laufen zu lassen, da ihre Verantwortung vermindert ist. Aber gerade je weniger einer zurechnungsfähiger ist, je mehr er aus dunkelm psychischen Zwang und nicht aus klarer sittlicher Ueberlegung handelt, um so gefährlicher ist er für seine Umgebung, um so notwendiger ist es, ihn unschädlich zu machen. Kurz, da die Abschätzung der Schuld über menschliche Einsicht geht, so gebe man der alten Sühnetheorie den Abschied und stelle der waltenden Gerechtigkeit des Staates die Aufgabe, die Gesellschaft vor ihren sittlich defekten Gliedern zu schützen. Man setze aber nicht eine Prämie auf die oft leichtfertig herbeigeführte verminderte Zurechnung.

L.

**Doppelte christliche Moral.** Vor der Abstimmung vom 3. November konnte man öfters die Rede hören, es schicke sich nicht für Pfarrer, öffentlich für die Vorlage werbend aufzutreten, und ich gestehe, daß mich dieses Gefühl auch etwa beschlichen hat. Aber weiteres Nachdenken führte mich zu dem Schluß, daß

hier wieder einmal eine von den großen Halbheiten unseres Christentums vorliegt. Es gibt natürlich eine Art der Argumentation, die dem Christentum ins Gesicht schlägt und seinen offiziellen Vertretern am wenigsten ziemt. Aber man stößt sich nicht nur daran, sondern überhaupt am Eintreten der Pfarrer fürs Militär. Wir wollen nun die vielumstrittene Frage: Christentum und Krieg nicht aufrollen. Wir möchten nur darauf hinweisen, welche charakteristische Halbheit es ist, bloß zu fordern, der Pfarrer dürfe nicht für ein Militärgesetz werben; hiegegen in aller Stille sein Ja einlegen dürfe er wohl und vollends der Laie brauche sich in der Propaganda keine Reserve aufzuerlegen. Nein, entweder — oder. Entweder die Teilnahme an einem Krieg ist für den Christen in keiner Weise zu rechtfertigen. Dann ist für ihn konsequenter Antimilitarismus das einzig Richtige. Dann verweigere er nicht bloß den Dienst, sondern auch die Ersatzsteuer, lasse sich einsperren und erkläre: wenn die Deutschen oder Franzosen über die Grenze rücken, dann müssen wir uns unterwerfen. Und diesen Protest lege der, welcher die Sache so ansieht, selbst ein und verlange nicht bloß von seinem Pfarrer eine stille Reserve gegenüber dem Militarismus. Oder man erklärt, daß der Christ mit gutem Gewissen an einem Kriege teilnehmen darf. Dann ist aber das, was jedem gewöhnlichen Christen recht ist, auch dem Pfarrer billig. Dann darf auch der Pfarrer, der das Militärwesen in unserer noch so wenig christianisierten Welt für eine Notwendigkeit hält, für seine Vervollkommnung eintreten. Wer ihm das verwehren will, zeigt damit nur, daß er selbst bei seinem Ja ein böses Gewissen hat, aber nicht den Mut, mit seinem Urteil ernst zu machen. Dieses böse Gewissen liegt überall vor, wo man vom Pfarrer eine strengere Moral verlangt, mag es sich nun um Militärvorlage oder Kartenspiel, Theaterbesuch und Börsengeschäfte handeln. L.

**Gegen den Alkohol.** „Ein erfreulicher Vorgang spielte sich laut „Hilfe" in München ab. Die Brauereien hatten den Wirten eine Erhöhung des Bierpreises aufgezwungen. In dem sozialdemokratischen Organ erließen nun die Gewerkschaften mit gutem Erfolg einen Aufruf für möglichste Enthaltung vom Biergenuß. Gleichzeitig traten sie in Unterhandlung mit den Brauereien ein, und als dieselben erfolglos blieben, riet der Referent der dafür bestellten Kommission dem Gewerkschaftsverein entschieden von einem Bierboykott ab; wenn derselbe Erfolg habe, so werde schließlich nur eine Erhöhung des Bierkonsums die Folge sein. Viel besser sei eine planmäßige und energische Agitation für die Antialkoholbewegung in Partei und Gewerkschaften. Die hiefür gewählte Kommission gab kurz darauf von folgenden von ihr gefaßten Beschlüssen Kenntnis.

1. Es wird ein Aufruf an Arbeiter und Konsumenten erlassen, in dem zur möglichsten Einschränkung des Biergenusses aufgefordert und worin gleichzeitig auf die sozialhygienische Seite der Vermeidung des unnötigen Alkoholgenusses hingewiesen werden soll.
2. Es werden Vorbereitungen getroffen, um mit den Unternehmern eine Einschränkung des Biergenusses während der Arbeitszeit zu vereinbaren.
3. Es soll für Versammlungslokale ohne Bierzwang gesorgt werden.

Ferner wird gemeinsames Vorgehen auf diesem Gebiet mit den Vertretern der christlichen Arbeiterbewegung angebahnt. Die Kommission soll wöchentlich zwei Sitzungen abhalten und regelmäßig über ihre Maßnahmen berichten.

Die Arbeiterführer haben also der Versuchung widerstanden, durch einen Bierkrieg für den Augenblick eine Kraftprobe anzustellen und die Brauer zu schädigen und haben dafür den viel mühevolleren und unscheinbarern Weg gewählt, durch planvollen Kampf gegen den Alkoholismus die Arbeiterschaft zu heben. Wir wünschen auch unsern Arbeitern noch mehr so einsichtige Führer. Hoffentlich machen sie nicht durch die Bemerkung, das sei in München besonders nötig gewesen, dieses Vorbild unwirksam! L.

**Die weisse Gefahr.** Wie wir von einer gelben Gefahr reden, so sind auch die Chinesen von einer „weißen Gefahr" beunruhigt. In Heft 6 der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft bespricht der gründliche Chinakenner Hackmann die Schrift eines gebildeten Chinesen über diesen Gegenstand. Als einen Teil dieser Gefahr

betrachtet Wen Ching — so nennt sich der Verfasser — die christliche Mission. Er erhebt z. B. den Vorwurf, daß die christliche Unterweisung den Chinesen meist in einer dogmatischen Form nahe gebracht werde, die mit der modernen Wissenschaft nicht vereinbar sei. Hackmann gibt die teilweise — aber heutzutage nicht mehr vollständige — Berechtigung dieses Vorwurfs zu. Schwerwiegender ist der Einwand, daß der Christ gewordene Chinese sich ganz von dem sozialen Verband, in dem er gestanden, loslösen müsse; namentlich bedeutet die Abwendung vom Ahnenkult Bruch mit der Familiengemeinschaft, die Sonntagsfeier einen starken Gegensatz gegen die Volkssitte. Deshalb suche der Christ seinen Rückhalt an der Religionsgemeinschaft, die Christengemeinden werden zu einer Art Staat im Staate. Dadurch entstehe ein bedauernswerter Riß im Volke. Demgegenüber betont Hackmann, daß der Bruch des chinesischen Christen mit der sozialen und geistigen Gemeinschaft, der er vor seinem Uebertritt angehört hat, manche Härte mit sich bringe, aber unvermeidlich sei, wenn das Christentum die besten Güter, die es zu geben hat, nicht verleugnen solle. Und das habe auch sein Gutes. Das Eindringen westlichen Wissens und westlicher Kultur, das in Japan schon so starke Fortschritte gemacht, sei auch in China nicht aufzuhalten, und es werde dem Ahnenkult wie der Verehrung der staatlich kreierten Heldengötter ein Ende bereiten. Der alte religiöse Geist Chinas liege im Zerfall; China aber wird neuer Religionskraft bedürfen; darum wird es ein Segen für das Land sein, wenn eine breite christlich-chinesische Schicht vorhanden ist, deren Tatkraft man die Zukunft Chinas anvertrauen kann. Für dieses Ziel sei auch der Preis des momentanen Bruches nicht zu hoch. L.

---

# Büchertisch.

**Zur religiösen Bewegung im allgemeinen.**

**Die Bergpredigt**, verdeutscht und vergegenwärtigt von Dr. J. Müller. Verlag O. Beck, München, 2. Aufl. 1907, Preis brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Die Auslegung der Bergpredigt durch Dr. Johannes Müller, den bekannten „Evangelisator der Gebildeten“ und Herausgeber der grünen „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens“ ist rasch berühmt geworden. Mit Recht. Ihr großer Wert besteht darin, daß sie die Bergpredigt aus einem eben so stark gepriesenen, wie praktisch ignorierten, weil innerlich fremden, religiösen Gesetz aus alter Zeit zur lebendigen Offenbarung unvergänglicher Wahrheit, ja der Wahrheit selbst und damit aus einer verstaubten geschichtlichen Urkunde zu einer Weissagung der Zukunft und Wegleitung für das besondere Suchen der Gegenwart macht; ihr großer Irrtum aber m. E. darin, daß sie zu sehr bloß zu einer Anweisung für *Suchende* gemacht wird, während mir ihre Voraussetzung doch vielmehr ein *Besitz*, die Gewißheit der Gottesherrschaft, zu sein scheint. Wie man darüber aber auch denken mag, jedenfalls darf keiner daran vorübergehen, der sich um das neue Verständnis der Botschaft Jesu, das unserer Zeit erschlossen wird, ernstlich müht.

Einem ähnlichen Zwecke dient, auf viel schlichtere, verständlichere, aber darum für viele nur wirksamere Weise das Büchlein von W. Classen: **„Christus heute als unser Zeitgenosse“** (O. Beck, München, 1905). Es läßt, wie viele heute tun (wobei aber betont werden muß, daß es schon vor Roseggers „Jesus Nazarenus“, Frenssens „Hilligenlei“ und ähnlichen Verdeutschungen Christi erschienen ist), Jesus in modernem Gewande mitten in der industriellen Welt unserer Tage auftreten und sein Retterleben führen. Er spricht zu Arbeitern, Unternehmern, Pfarrern, Konsistorialräten, seine Gleichnisse und Sprüche sind ins Gegenwärtige übersetzt. Man hat das Gefühl, daß die dichterische und religiöse Kraft des Verfassers dazu nicht

ausreicht, was sehr natürlich ist. Aber das Büchlein wird auf Gemüter, die dafür ein wenig gestimmt sind, doch bedeutende Wirkung üben, namentlich bei solchen, die wissen, daß der Verfasser selbst in einer modernen Großstadt (Hamburg) sich mit ganzer Hingabe auf ungewöhnliche Weise müht, die Nachfolge dieses von ihm gezeichneten modernen Christus zu üben. Beide Bücher — Johannes Müller und Classen — gehören sicherlich zu den besten Helfern, die modernen Suchern das Weihnachtsfest näher bringen können. L. R.

**Zum Kampf um die Weltanschauung.** Von J. G. Cordes. Verlag von O. Beck, München, 1907. Preis 1 Mark.

Zu den allerwichtigsten Aufgaben, die in erster Linie den sozialistischen Pfarrern obliegen, gehört die, mit den Arbeitern (nicht gegen sie) den Kampf um die Weltanschauung zu kämpfen. Denn auf solche Pfarrer allein hören die Arbeiter, solche erfahren denn aber auch, daß die Arbeiter den Thematen, die von Weltanschauung handeln, ein noch sehr viel größeres Interesse entgegenbringen, als den rein ökonomischen. Nur ist die Aufgabe nicht leicht. Nicht leicht ist es, die richtigen Themata herauszugreifen, noch schwerer, verständlich und doch nicht trivial, am schwersten vielleicht, kurz und im besten Sinne des Wortes kurzweilig zu sein. Das alles leisten in geradezu musterhafter Weise die Vorträge, die Pfarrer J. G. Cordes in Wilhelmsburg bei Hamburg an einer Reihe von religiösen Diskussionsabenden vor modernen Arbeitern gehalten hat. Sie behandeln folgende Themata: Religion und Naturwissenschaft. Der Sinn des Lebens. Die Gründe des Glaubens an Gott. Christentum und Arbeiterbewegung. — Der Verfasser hat unter dem Pseudonym Dr. G. Carring vor einigen Jahren eine Schrift über „Das Gewissen im Lichte der Geschichte, sozialistischer und christlicher Weltanschauung“ erscheinen lassen, das ihn als philosophischen Denker vorteilhaft bekannt machte. Diese Eigenschaft verleugnet sich auch in den Arbeitervorträgen nicht. Da ist nirgends leichte Ware; jeder Satz hält einer gründlichen Prüfung stand. Man spürt wohl, daß das reife Ergebnis langen Suchens und Ringens gegeben wird. Auch kein Blendwerk wird verwendet, alles ist so ehrlich, so bescheiden, die charakterrelle Aeußerung einer überlegenen, sicher in sich ruhenden Persönlichkeit. Aber am meisten bewundere ich doch die Kunst, das alles so klar, so kurz, so anschaulich zu sagen, daß es sich einprägt wie eine gute Zeichnung. Unwillkürlich sagt man sich: „Könntest du's doch auch so machen!“ Darum kann ich jedem, der Gelegenheit hat, in Weltanschauungsfragen mit den Menschen zu verkehren, Lehrern und Pfarrern vor allem, das Büchlein als Hilfe und Vorbild empfehlen, und nicht nur ihnen, auch denkenden Arbeitern selbst — und nicht nur denkenden Arbeitern, sondern auch sonst mancherlei Suchern.

Hervorgehoben sei noch die mannhafte Tapferkeit der sozialen Stellungnahme, die dem norddeutschen Kollegen wohl kirchenregimentliche Not schaffen könnte. Gerade der Vortrag über „Christentum und Arbeiterbewegung“ ist in seiner knappen, klaren und überlegenen Art geradezu klassisch. Man kann über dieses Thema vor diesem Publikum wohl kaum besser reden. L. R.

Die Einsicht, daß in der Frömmigkeit der ersten Christen, ja schon Jesu selbst, die Eschatologie, d. h. die Erwartung einer demnächstigen Endkatastrophe über diese sichtbare und des Hereinbrechens einer höhern, ewigen Welt, eine viel größere Rolle gespielt hat als in unserm heutigen Christentum, hat in den letzten Jahrzehnten bei Theologen und Laien vielfach beunruhigend gewirkt, und die Frage aufgeweckt, ob dieser Unterschied nicht eine unüberbrückbare Kluft bedeutet. In überaus feiner Weise behandelt dieses Problem der Direktor des theologischen Seminars der Brüdergemeine in Gnadenfeld, Dr. Paul Kölbing in einer Broschüre: **Die bleibende Bedeutung der urchristlichen Eschatologie.** (Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht. Preis Fr. 1.—). Er betont, daß die einzelnen Vorstellungen, welche die ersten Christen von den „letzten Dingen“ hegten, einem vom unsrigen ganz verschiedenen Weltbild entstammen und darum nicht können festgehalten werden. Aber die Hoffnung Jesu auf eine künftige, vollkommene Welt ist im Kerne die Zuversicht, daß Gott schließlich siegt über Alles, was sich seiner Herrschaft widersetzt, die Zuver-

sicht, daß der Vater der Liebe seine Kinder über diese unvollkommene Welt an ein ewiges Ziel emporhebt. Trotz aller Ablehnung der konkreten urchristlichen Zukunftsbilder dürfen und sollen wir diese Zuversicht festhalten als die unentbehrliche Konsequenz des Gottesglaubens, den uns Jesus geschenkt hat.
L.

**Gegen den Alkohol.**

1. Alkoholismus und Gottesherrschaft. Von Hans Bader. Basel, Helbing & Lichtenhan, 1908, 27 Seiten.

Der Verfasser gibt seiner Schrift den Nebentitel: „Ein Wort an die Pfarrer und an alle, welche religiösem Denken nahe stehen.“ Zweierlei scheint mir den besonderen Wert dieses Appells zu bilden: einmal der ergreifende persönliche Ernst, der daraus spricht, sodann der Versuch, den Kampf gegen den Alkohol mit dem höchsten religiösen Ziel, der Gottesherrschaft im eigenen und aller Menschen Leben, in engste Verbindung zu setzen. Wir hoffen, daß es unserem Mitarbeiter gelinge, durch beides den tiefsten Sinn des Kampfes gegen den Alkohol Menschen von religiösem Ernste näher zu bringen.

2. Die Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes in Basel (Missionsstraße 36) hat sich in der Antialkohol-Bewegung ein Verdienst erworben, das nicht leicht überschätzt werden kann. Zu vielen Hunderttausenden hat sie ihre Heftchen in alle Welt hinausgesandt und jedes war ein Soldat für die gute Sache. Wir nennen einige von denen, die uns zur Anzeige zugestellt worden sind. Klassische Bedeutung hat in der Bewegung Bunge: „Die Alkoholfrage“, von dem das 130. Tausend erschienen ist. Frau S. Orelli berichtet über „die alkoholfreien Wirtschaften“ in Zürich, deren Aufkommen und Gedeihen zum großen Teil ihr Verdienst ist. Vielgelesene Traktate sind auch: „Wir Frauen gegen den Alkohol“ von Dr. Hedwig Waser, „Der Lebensgenuß ohne Alkohol“ von Prof. J. Gaule und „Die Trinksitten“ von Prof. A. Forel. Diese, wie auch die übrigen Veröffentlichungen der Schriftstelle, seien herzlich empfohlen. Die besten von ihnen sollten zum Arsenal jedes Pfarrers, Lehrers und Anstaltsleiters oder sonst in gemeinnütziger Arbeit Stehenden gehören. Die Hefte kosten durchschnittlich 10—20 Rp.
L. R.

**Die urchristliche und die heutige Mission.** Ein Vergleich. Von Prof. D. H. Weinel, Jena. Relig.-geschichtl. Volksbücher IV, 5, Tübingen, Mohr. 65 Cts.

Weinel gibt eine kurze Darstellung der urchristlichen Mission, welche allen denen bestens zu empfehlen ist, welche die eingehende und gelehrte, aber auch für Nichttheologen interessante Darstellung Harnacks in seinem Werk: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“ nicht gelesen haben. Dabei zieht Weinel beständige Vergleiche mit der heutigen Mission, die gründliche Verschiedenheit betonend. Es wird stark hervorgehoben, daß die urchristliche Mission keine Kulturarbeit treiben mußte, daß sie der damaligen Welt nicht etwas völlig Fremdes brachte, sondern das, was, oft unbewußt, bei vielen, und gerade den Besten, Ziel ihrer religiösen Sehnsucht, ihres Fühlens und Denkens war. Daß die Ausbreitung des Christentums in der alten Welt zum geringsten Teil das Werk von Berufsmissionaren war, dürfte manche verwundern; es ging viel mehr nach dem Spruch: Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen — ein beachtenswerter Fingerzeig für unsere Zeit, welche die Verbreitung religiöser Gesinnung fast zum eifersüchtig gehüteten Monopol der beruflich dazu Ausgebildeten gemacht hat. Auch die Mitteilung, daß die „Erfolge“ der Mission im 19. Jahrhundert diejenigen des ersten weit übersteigen, dürfte interessieren.
L.

---

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.